

Die Politisierung des Bürgers ist bemüht, dem Paradoxon einer *Entpolitisierung* bei um sich greifender Armut auf die Spur zu kommen, indem sie einmal mehr das Subjekt, resp. den einzelnen Bürger ins Zentrum des Interesses rückt, freilich ohne ihn, wie traditionell üblich, auf einen Sockel zu heben. Dort ist er nicht als ein der Analyse zugänglicher sozialer Sachverhalt begreifbar.

Die Probleme liegen im Innen-Außen-Mechanismus, der sich zugleich im Mikrokosmos des menschlichen Innenlebens abbildet, freilich nicht im Sinne einer Eins-zu-Eins-Identität von Innen und Außen (Ist-Soll-Differenz). Die subjektive Seite existiert unter der Voraussetzung sozialer Sachverhalte, die primär und zugleich dem Subjekt von außen gegeben sind. Sie stehen zum imaginativen Innenleben des Subjekts in einem notwendigen Verhältnis, das heißt, das Subjekt als solches ist nicht existent.

Innen (imaginative Intersubjektivität) und *Außen* bilden sprachgestützt interaktive Strukturen aus (reale Intersubjektivität). Diese sind im Interesse eines zureichenden Gesellschaftsbegriffs gehalten, sich an Normen auszurichten, auf die sich alle Menschen einer Gesellschaft verständigt haben, und die für jedes Subjekt unmittelbar einklagbar gelten müssen. Sie sind indes nicht unverrückbar und schon gar nicht *unmittelbar einklagbar für alle* im Grundgesetz definiert, so das in Artikel 2 verankerte *Grundrecht auf körperliche Unversehrtheit*, das gemäß Artikel 79 mit Zweidrittelmehrheiten in Bundestag und Bundesrat angetastet werden kann.

Ein Gesellschaftsbegriff, der sich lediglich unter Vorbehalt an unteilbare und unveräußerliche Grundrechte gebunden fühlt, kann nicht als hinreichend gelten. Genau dies, so die Arbeitsthese des Buches, ist der tiefere Grund für eine Entpolitisierung der Öffentlichkeit (bei gleichzeitig um sich greifender Armut), die der Bürger in sich befördert, weil eigene Bestandsregungen ihm das unausgesetzt zuflüstern (meinem Kind soll es besser gehen; S. 208f). Der *herrschenden Politik* kommt das entgegen, denn sie gedeiht als *Geschäft* am besten auf dem Rücken eines entpolitisierten Bürgers.

Franz Witsch, geb. 1952, ist Lehrer für Politik, Geografie und Philosophie. Von 1984 bis 2003 arbeitete er in allen Bereichen der freien Wirtschaft als Informatiker und Unternehmensberater. Seit dem Jahre 2004 musste er sich aus gesundheitlichen Gründen aus dem Erwerbsleben zurückziehen. Er gehörte zu den Mitbegründern der politischen Partei “Wahlalternative Soziales Hamburg” (WASH), deren Vorsitzender er heute ist. Die Einnahmen aus dem Buchverkauf fließen ausschließlich der WASH zu.

Werner Hajek, geb. 1950, lebt als freier Journalist in Heide

Franz Witsch

Die Politisierung des Bürgers

Beiträge zur Wahrnehmung und Produktion
sozialer Strukturen

Erster Teil

Zum Begriff der Teilhabe

Mit einem Vorwort von
Werner Hajek

Herausgegeben von der
Wahlalternative Soziales Hamburg
WASH e.V.
Glücksburger Straße 20
22769 Hamburg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

1. Auflage Januar 2009

Impressum

© 2009 Franz Witsch

www.film-und-politik.de/html/wash.html

Herstellung und Verlag:

Books on Demand GmbH, Norderstedt

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8370-4369-3

Inhalt

Ein Vorwort von Werner Hajek.....	7
Einleitung.....	12
1. Begriffliche Grundlagen.....	22
1.1 Auch Erzieher müssen erzogen werden.....	22
1.2 Wandel und Wandlungsfähigkeit.....	24
1.3 Die drei strukturellen Ebenen sozialen Wandels.....	26
1.4 Der Struktur- und Prozessfetisch.....	31
1.5 Das Rationalisierungsproblem.....	33
2. Zwanghafte Projektion.....	38
3. Theoriebildung durch die Wahrnehmung hindurch.....	46
4. Vom Gefühlsimpuls zur Wahrnehmungsstörung.....	56
Exkurs zur Geldtheorie:	
Kritik am Mindestlohn und Überlegungen zur Expropriation der Expropriateure.....	82
Ex.1 Gibt es eine Alternative zum herrschenden System?.....	97
Ex.2 Die Expropriation der Expropriateure.....	110
Ex.3 Der Mindestlohn setzt auf Marktgläubigkeit.....	116
5. Zur Verdrängung des alltäglichen Nahbereichs.....	128
5.1 Verschiebung des Gefühls im Objektbezug.....	129
5.2 Imaginative Intersubjektivität.....	138
5.3 Zur Funktion des Intimen.....	141
6. Zur Politik des alltäglichen Nahbereichs.....	146
6.1 Rührseligkeiten.....	148
6.2 Abheben im Locked-in-Syndrom... ..	155
6.3 ...geht mit Bewegungsunfähigkeit einher.....	166
6.4 Sich selbst tragende soziale Strukturen.....	172
7. Ödipus, ein Theoriekonstrukt zur Entpolitisierung.....	183
8. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit.....	190
Literatur.....	218
Namensregister.....	221

Vorwort

Dieses Buch könnte der Ansatz zu einem Manifest sein. Allerdings ist die vorliegende Arbeit ein Suchen und Vortasten, und deshalb kann hier niemand ernstlich die erschütternde Wucht des 1848-er Pamphlets von Marx und Engels erwarten. Doch ergeben sich zwischen beiden Texten durchaus wesentliche Parallelen. Von der Methode her ist es die Bereitschaft, bei der Beobachtung des Zeitgeschehens und der Auseinandersetzung mit anderen Autoren ausgetretene Pfade zu verlassen. Es wird nach neuen Horizonten gesucht. Von der Sache her ist es die jeweilige Widerspiegelung eines historischen Umbruchs mitsamt seinen schweren sozialen Verwerfungen. Wie Marx und Engels den Wandel von der Agrar- zur Industriegesellschaft reflektierten, beschreibt auch “Die Politisierung des Bürgers” das Ende einer historischen Epoche und das Heraufdämmern einer neuen. Von ihr weiß noch niemand wirklich, was sie uns bringen wird. Wie das kommunistische Manifest der sich formierenden Industriearbeiterschaft eine Stimme geben wollte, kann auch “Die Politisierung des Bürgers” als Manifest verstanden werden, nämlich als Manifest von ausgegrenzten Schichten, deren Recht auf Teilhabe es nachdrücklich vertritt. Wobei “Teilhabe”, das Thema des hier vorliegenden ersten Bandes, sich ausdrücklich nicht nur auf die zur Disposition Gestellten bezieht. Ganz im Gegenteil: Grundlage des Konzeptes ist *“das Allgemeininteresse, das alle Menschen einschließt”*. Teilhabe soll als das gemeinsame Recht aller Bürger zum Hebel der Veränderung werden.

Der Autor des Buches lebt in Deutschland, und das merkt man – auch wenn er in der Auseinandersetzung mit anderen Autoren ganz selbstverständlich nationale Grenzen ignoriert. Sein Daseins-Hintergrund ist die Implosion zweier deutscher Lebensformen. “Gleichheit und Gerechtigkeit für alle” war Anspruch und Heilsversprechen der einen deutschen Republik. “Wohlstand und Gerechtigkeit für alle” hatte die andere zum offiziellen Daseinszweck erhoben. Weder der marktwirtschaftliche noch der staatsmonopolistische Kapitalismus zeigten sich dauerhaft in der Lage, solche Verheißenungen in die Praxis umzusetzen und allen ihren Bürger zugleich Freiheit, Würde und wirtschaftliches Wohlergehen zu garantieren. So wurde der autoritäre Gleichheitsstaat der Monopolkapitalisten von Wandlitz genauso Geschichte wie die “nivellierte Mittelstandsgesellschaft” der Wirtschaftswunder-BRD.

Aus dem Zusammenbruch der DDR und dem Zerbröseln der alten Bundesrepublik erheben sich graue Massen von Ausgemusterten und auf die Seite Geschobenen. Das Stichwort Hartz-IV hat den Marxschen

Begriff der industriellen Reservearmee ins Reich der Geschichte verbannt. Er passt nicht mehr. Denn das Wort von der Reservearmee hat bei aller Bitterkeit doch mehr Hoffnungsbotschaft als ein “Fördern und Fordern”, dessen Unaufrichtigkeit sein dauerhaftes Kainsmerkmal bleibt. Der Begriff der Reserve trägt immerhin das schwache Versprechen in sich, dass man irgendwann auf sie zurückgreift. Dieses Versprechen kann unter gegenwärtigen Verhältnissen keiner mehr guten Gewissens geben. Arbeitslosengeld-II scheint für eine wachsende Mehrheit der Betroffenen die Weiche zu einem dauerhaften Abstellgleis zu werden. Hier entsteht keine Reservearmee, sondern eine Heerschar von Überflüssigen und vermeintlich Untauglichen, von armen Kindern und Altersarmen, deren Zukunftsgewissheit nur in der Gewissheit besteht, keine Zukunft zu haben. Ein weiteres Wort, das nicht mehr auf die neuen Phänomene passt, ist das viel benutzte von den “Randgruppen”. Wo ist der Rand einer Gesellschaft zu suchen, deren Mitte sich auflöst?

Dieser erste Band handelt also von der “Teilhabe”. Dafür, dass der Begriff im Mittelpunkt steht, bleibt er (noch) erstaunlich vage, er wird noch mehr mit Leben gefüllt werden müssen. Wie könnte lebendige Teilhabe in der Praxis aussehen? Wie könnten gegenläufige Interessen verhandelt werden?

Die Voraussetzung für die angestrebte Teilhabe wird hingegen wiederholt hervorgehoben: die konkrete, individuell einklagbare Gültigkeit der Menschenrechte auf Unantastbarkeit der Würde und auf körperliche Unverletzbarkeit. Sie sollen den Ausschluss aus der Teilhabe unmöglich machen. “Eine zu schmale Basis für ein strategisches Konzept”, befand ein Kritiker des ungedruckten Manuskriptes, und man ist spontan geneigt, dem zuzustimmen. Doch letztlich ergeben sich aus diesen beiden als absolut gesetzten Rechten erstaunliche und weitreichende Konsequenzen. Sie leiten zum Beispiel zu einem Pazifismus nach Innen wie nach Außen, der sich gegen Panzer, Folter und Schlagstöcke, aber auch gegen geworfene Pflastersteine richtet. Und welche Folgerungen ergeben sich aus beiden Grundrechten für die soziale Versorgung, gegen mangelnde Förderung von Kindern? Ein einklagbares Recht auf Würde und Unversehrtheit führt auch zwangsläufig zum Angriff auf Abhängigkeitsverhältnisse, so in der Pflege oder der Behinderten-Betreuung. Denn es bleibt ein ständiges Verleugnen, wie schnell hier Abhängigkeit zu alltäglicher Gewalt führt, und das sowohl in der privaten wie in der institutionellen Pflege und Betreuung. Gerade haben übrigens die Sozialtechniker ein sperriges neues Fachwort für Teilhabe ausgeheckt: “Inklusion” (deutsch: Einschluss) soll die “Integration” toppen. Doch was ist der muntere Wechsel von Worten, wenn die Realität unbefriedigend bleibt? Wie ernst gemeint ist “Inklusion”, wenn

schon das unbekannte Wort, anders als “Teilhabe” oder “Integration”, nicht “inklusiv” wirkt, sondern exklusiv den Fachleuten vorbehalten bleibt?

Lesen wir hier ein marxistisches Buch? Der Schein trügt. In Nachfolge von Marx wird zwar entschieden gefordert, “*die Ökonomie vom Regelmechanismus der Kapitalverwertung zu lösen*”. Die Berufung auf die ökonomischen Theorien des “Kapitals” sollte aber nicht täuschen. Man mag Seite für Seite nach einer Klassenanalyse durchsuchen, man wird sie genauso wenig finden wie das “revolutionäre Subjekt”. Dieses von Marxisten begehrte und in der Arbeiterklasse gefundene Wesen hat der Autor schon per Überschrift in den Bürger (rück-)verwandelt. Dabei ist dieser Bürger durchaus nicht brav, es ist eher der Citoyen der französischen Revolution, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit so energisch einforderte wie unser Autor die Würde des Menschen und seine körperliche Unverletzlichkeit. Sind die Menschenrechte überhaupt etwas anderes als die Übersetzung der Forderungen von 1789?

Was ist Marxismus? Engels hat seinerzeit mit dem Buch “Anti-Düring” den Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft erheben wollen. Herausgekommen ist eine Ersatzreligion mit heiligen Büchern, Propheten, Gläubigen und Verdammten, mit einem irdischen Paradies und mit höllischen Glaubenskriegen. Franz Witsch hat in aller Beiläufigkeit einen Anti-Engels geschrieben. Statt der Engels’schen Zwangsläufigkeit historischer Entwicklungen wird gezeigt, dass es in der Ökonomie nur um “einfach zu behebende Strukturfehler” geht. Sah Engels Naturgesetze am Wirken, die sich in Wirtschaft und Gesellschaft “*ohne und gegen den Willen der Beteiligten*” immer wieder durchsetzen, steht Witsch auf dem Standpunkt des souveränen Staatsbürgers: Der Markt ist ihm kein Gott, sondern ein einfaches Medium der Wirtschaft, denn: “*Der Markt macht rein gar nichts. Es ist der Mensch, der alles tut.*” Auch in seiner Verantwortungs-Ethik bleibt Witsch auf Konfrontation mit den marxistisch-leninistischen Ayatollahs: Der utopische Zweck heiligt nicht die diesseitigen Mittel.

Die “*einfach zu behebenden Strukturfehler*” nehmen als Echo auf die Finanzkrise viel Raum in einem längeren Exkurs ein. Anders als Frau Merkel und “Die Linke” zieht der Autor dabei keine wesentlichen Gegensätze zwischen dem, was von braunen Propagandisten das “*raffende und das schaffende Kapital*” genannt wird. Die spielsüchtigen Zocker in der Wallstreet und in deutschen Staatsbanken sind bei Witsch nicht Urheber, sondern Produkte der Störung. Ihre Zügelung kann den Strukturfehler nicht heilen. Witsch unterscheidet zwar auch zwischen der Produktions- und der Finanzsphäre, bei Marx Zirkulationssphäre genannt. Aber beide Bereiche sieht er, ganz Marx-Schüler, gleichermaßen einem

destruktiven Zwang zur Mehrwertrealisierung unterworfen. Sein Rezept ist deshalb die Befreiung des Geldes vom Zwang, sich zu vermehren. Das “autonom” gewordene (Euro-)Geld wird nur noch als Schmiermittel des Marktes eingesetzt, seine Menge hat sich am Produktionspotential der Volkswirtschaft zu orientieren. Der Konsum hat die Produktion zu bestimmen. Stattdessen geht es jetzt um verselbständigte Produktion, die den Konsum sucht, nicht regelmäßig finden kann und daher in Überproduktionskrisen endet. Die werden durch Spekulationsblasen nur verdeckt. Dadurch erscheint die Produktionskrise als bloße Markt- bzw. Finanzkrise und das Problem des Arbeitslosen als bloßes Preisproblem seiner Arbeitskraft. Wie all diese Gedanken alltagspraktisch umzusetzen sein könnten? Eine gute Frage.

“Die Politisierung des Bürgers” kann also kaum marxistisch genannt werden, während die ökonomische Analyse sehr viel enger den Theorien von Karl Marx folgt, als es außerhalb des Marxismus akzeptiert ist. Mit anderen Worten: Mit seinem Text setzt sich der Autor zwischen die Stühle und grenzt sich selbst aus den üblichen linken Diskursen aus – kein schlechter Platz für jemanden, der an einem Manifest der Ausgegrenzten arbeitet.

Dieses Buch ist auch in anderer Hinsicht vom Rande her geschrieben. Es bewegt sich gedanklich am Rand der politischen und wissenschaftlichen Spielfelder. Genau darin besteht unabhängig von den Ergebnissen seine Qualität. Bereits die Auswahl der Autoren, mit denen die Auseinandersetzung gesucht wird, ist originell und verblüffend. Die Schriften von Habermas und Marx als Gegenstand linker Reflexion sind noch üblicher Standard. Auch ein Freud hat seinen Stellenwert in diesem Milieu. Durchaus überraschend werden dagegen die Schriften von Marcel Proust zu Rate gezogen, und vermutlich hat nur eine Minderheit der deutschen Intellektuellen je von dem dänischen Theologen Søren Kierkegaard gehört, und der Schweizer Piaget ist eigentlich nur Fachleuten der Psychologie und Pädagogik ein Begriff.

Zum gedanklich verarbeiteten Material gehören auch banale Alltagsquellen wie TV-Talkshows, Zeitungsartikel und Filme. Diese allgemein zugänglichen Quellen verknüpfen die wissenschaftliche Literatur mit den Alltagserfahrungen des interessierten Zeitgenossen. Darin kann man vielleicht einen ersten, notwendigen Schritt vom Rande weg erkennen, hin zu einer höheren Verbreitungsmöglichkeit. Denn ein leicht geschriebenes und zu verstehendes Werk ist das vorliegende nicht. Das griffige, populärwissenschaftliche Manifest steht noch aus.

“Die Politisierung des Bürgers” ist ein ungehaltenes, ein zorniges Buch, geschrieben aus der Enttäuschung einer großen politischen Hoffnung heraus. Der Autor hat sich in Hamburg mit Verve bei der kurzle-

bigen WASG (Wahlalternative Soziale Gerechtigkeit) eingebracht, jener Organisation, die den neuen Schichten der Ausgegrenzten zum ersten Mal eine deutlich vernehmbare Stimme gab. Mit aller Kraft und Erbitterung bekämpfte er eine Vereinigung mit der politisch-programmatischen Resterampe PDS. Die Gegenwehr galt nicht der Ablehnung einer Vereinigung als solcher, nicht der Ablehnung der Bündelung oppositionellen Potentials. Sie galt dem Verzicht auf programmatiche Inhalte und Ziele, sie galt der Jagd nach Mandaten und Macht als verselbstständigtem Daseinsziel eines Karriere-Rudels. Die Verachtung für die billige und leichte Käuflichkeit von sich selbst stilisierenden Barrikadenkämpfern ist nachvollziehbar, auch die durchschaubare Demagogie eines Oskar Lafontaine, der als Rächer der Enterbten doch nur seinen ganz privaten Egotrip reist.

Der Anlass des Buches ist längst Zeitgeschichte, doch seine Themen bleiben aktuell, da soll man sich nicht täuschen lassen. Mit dem programmaticischen Sieg der PDS innerhalb der Partei "Die Linke" hat sich letztlich das Ideengebäude des Staatssozialismus durchgesetzt. Dass "Die Linke" für mehr Staat ohne Sinn und Verstand sei, schreibt Witsch, habe unter anderem den Grund, dass sie sich von eben diesem Staat ernähren wolle. Diesen Gedanken könnte man weiterspinnen. Denn geht man zum Beispiel an Ideen der angeblich radikalen Sahra Wagenknecht mit dem Instrumentarium der marxistischen Klassenanalyse heran, wird man zu überraschenden und für eben diese Marxisten peinlichen Ergebnissen kommen. Die Folge von einer Verstaatlichung der Wirtschaft ist die Herausbildung einer bürokratischen Klasse – Wandlitz lässt grüßen, die Marxistische Plattform als erhoffte Karriere-Plattform für künftige Monopolkapitalisten nach Ostblock-Vorbild...

Zurück zum Zorn des Franz Witsch! Vor dem Hintergrund einer großen Enttäuschung erklärt und entschuldigt sich der passagenweise polemische und manchmal fast pöbelnde Ton dieser Streitschrift. Ob er auch Personen außerhalb der "Linken" trifft, möge der Leser abzuwagen wissen. Bekanntlich fragte ein anderer Polemiker, was der Überfall auf eine Bank sei gegen die Gründung einer Bank. Was sind Kraftworte, sei ergänzt, im Vergleich zu der kaltherzigen und harten Höflichkeit, mit der sich viele Verantwortliche in Wirtschaft, Politik und Verwaltung ausstatten? Was ist eine ehrliche Verunglimpfung gegen die strukturelle Brutalität, die hinter mancher wohlgesetzten Formulierung hervorgrinst?

Übrigens war der Anfang der Studie längst gemacht, bevor die WASG ihr Sternschnuppensein begann. Schon das erste Vortasten wurde auf www.film-und-politik.de publiziert, und so ist es bis heute geblieben. Es ist eine Arbeit, die im Internet seit ihrem Anbeginn laufend zur Dis-

kussion steht. Als Teil dessen war für dieses Vorwort Kritik ausdrücklich gefordert worden. Der Aufruf zur weiteren Diskussion bleibt Bestandteil des Fortschreibens. Er sollte nicht ungehört bleiben.

Heide, Oktober 2008,

Werner Hajek

Einleitung

Der Bürger, das unbekannte Wesen? In der Tat – *den* Bürger gibt es nicht. Er ist eine Abstraktion, eine schöne Vorstellung der französischen Revolution von 1789, nach der sich die soziale Realität ausrichten sollte. In der Gesellschaft sollten *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* herrschen, ein Anliegen, das in praxi bis heute nicht eingelöst worden ist. Dennoch, so problematisch schöne Vorstellungen sind – wir können ohne sie, genauer: ohne die Fähigkeit zur Abstraktion, die Welt im Großen wie im Kleinen nicht gestalten.

Wir wollen es abstrakter und konkreter zugleich formulieren, indem wir in unseren Gedankengang den Begriff der “Teilhabe” einbeziehen, der ja notwendig auf ein zu konkretisierendes “Was” verweist: Es geht im großen und ganzen um den

*Zusammenhang von Teilhabe auf der einen und
Analyse im Kontext von Wahrnehmung und Theoriebildung
auf der anderen Seite,*

wobei wir Theoriebildung wiederum praktisch, das heißt, als einen der Analyse zugänglichen sozialen Sachverhalt auffassen, der dadurch, dass er analysiert wird, sich nicht gleich bleibt: buchstäblich produziert wird durch Analyse, die stets eine Soll-Ist-Differenz mit sich führt, eine Sache des menschlichen Innenlebens, das sich in der Kunst materialisiert, eines Innenlebens freilich, das nur im Kontext der äußeren Welt: durch die äußeren Dinge hindurch, als der Analyse zugänglich existiert.

Nun, und der Begriff “Teilhabe” erinnert uns – dadurch, dass er auf ein “Was” verweist – immer wieder daran, dass Theorien und Kunstgegenstände zwar der Analyse zugänglich sind wie die profanen Dinge, die sie reflektieren, aber dennoch nicht um ihrer selbst willen – einfach nur, weil sie schön sind – existieren.

Doch nicht nur das; die profanen Dinge des alltäglichen Nahbereichs sind und bleiben primär. In gegenwärtigen Dingen, die uns begegnen, sind, um es mit der *Recherche* von Marcel Proust zu sagen, die menschlichen Erlebnisschichten der Vergangenheit zur Belebung der Gegenwart – des Innenlebens – aufbewahrt. Insofern geht es um Vergangenheit, wenn uns äußere Dinge “zustoßen”: *du erinnerst mich an meinen autoritären Lehrer*. Daher der Titel des Proust-Romans: *Auf der Suche nach der verlo-*

renen Zeit.

Der Sozius der *Recherche* zerlegt (analysiert) und rekonstruiert denn auch unaufhörlich, wenn er interagiert. Dies gilt es als intakten Produktionsprozess sozialer Strukturen zu bewahren oder herzustellen, vielleicht einen solchen quasi-therapeutisch freizulegen, wo er zerstört oder verschüttet worden ist. So was könnte man dann unabhängig davon, ob eine strafbare Handlung vorliegt, auch “Resozialisierung” nennen. Ja, und ungeachtet dessen, dass die äußersten Dinge primär sind, hat ein solcher Vorgang seinen Ausgangspunkt immer aus dem Innenleben heraus – gefühlsgesteuert: *hier stimmt was nicht, mir geht's schlecht; hier muss was geschehen*. Doch was und wie? Fragen über Fragen.

Schon hier wird deutlich: Teilhabe ist nicht einfach nur “da sein”: ein bisschen mehr Sozialhilfe und ansonsten die Schnauze halten, sondern setzt die Bereitschaft zu lernen voraus: die Entwicklung der Fähigkeit zur Analyse im interaktiven Kontext, mithin das intakte Bedürfnis, Beziehungen konstruktiv zu gestalten, durch das Medium Sprache hindurch, die uns ihrerseits zustößt dort, wo sie uns in Gestalt von Texten, Büchern, Zeitschriften begegnet. Unabhängig von der Präsenz ihrer Autoren. Das gilt auch, wie wir mit Habermas, Derrida und Proust untersuchen wollen (vgl. Kap.3), für Filme oder die bildende Kunst: Es gibt immer und überall etwas zu reflektieren: innerlich in Sprache zu verwandeln, das sich indes in einen intersubjektiven Kontext unmittelbarer Rede und Gegenrede ergießen muss, soll sich Reflexion nicht in Zwangsvorstellungen verwandeln – bis zu einem Punkt, wo der innere Monolog – selbstgenügsam – sich durch die äußere soziale Realität nicht mehr ankränkeln lässt. Wir erleben es in der Politik jeden Tag. Das Innenleben (des Politikers) kapselt sich vom Außen (der sozialen Realität) ab und *ist* am Ende wie der Bürger *einfach nur da*, etwas, was wir in Wirklichkeit nicht wollen: nur da sein. Tatsächlich entwickeln und unterhalten wir Vorstellungen über uns selbst wie über andere, um damit die soziale Realität mehr oder weniger zu traktieren, ein Drahtseilakt, der mit schmerzhaften Spannungen verbunden ist, weil es keine Eins-zu-Eins-Identität zwischen Innen und Außen gibt: die Welt um uns herum mit unseren Vorstellungen, oh Schreck, nicht immer sanft umgeht, schlimmer: zuweilen überhaupt nicht umgeht, einfach nur nicht erreichbar ist oder sich nicht berühren lässt, ganz so wie wir den Politiker erleben.

Dennoch erwächst aus dem Spannungsgefüge zwischen *Innen* und *Außen* unsere Welt gleichsam wie der Sexualakt aus dem Trieb. Dazu gehört auch der Schmerz: das negative oder eigensinnig verneinende Gefühl, das Analyse mit ihren Ist-Soll-Differenzen hervorrufen mag. Selbst aus der (lebensverneinenden) Verweigerung wächst Leben, ohne

dass wir deshalb gleich von der Freudschen Sublimierungsthese begeistert sein müssen, derzufolge sich der Sexualtrieb im Kunstprodukt verneint oder, weniger drastisch formuliert, das *Interesse* in Zwecklosigkeit erstarrt: vor der *schönen Form* sich verbeugt. Wir finden mithin eine Lebenseinstellung, die die Kunst gegen das Leben antagonistisch in Stellung bringt, ganz schön langweilig.

Der sprachliche Diskurs bildet – frei nach Jürgen Habermas – das Korsett in den sozialen Beziehungen. Voraussetzung dafür ist, dass sich das im inneren Monolog reflektierende *Innenleben* in die Intersubjektivität wirklicher Rede und Gegenrede ergießt. Darüber hinaus gehen wir unabhängig davon, was Habermas dazu sagen würde, frei nach Kant von einem in *Sprache und Sprechen* angelegten *Spannungsfeld von positiven wie negativen Gefühlen* aus, das sich grundsätzlich zwischen einem Allgemeininteresse (was müssen *wir* wollen?) und dem subjektiven Bestandsinteresse (was darf *ich* hoffen?) ausbildet, wobei sich die Bestandsregung (ich will mein entführtes Kind wiederhaben) notwendig in einen intersubjektiven Kontext ergießt, der seinerseits in Spannung zu einem Allgemeininteresse (du sollst nicht foltern) existiert. In Anlehnung dazu definieren wir im ersten Kapitel “Begriffliche Grundlagen” drei Ebenen menschlicher Verständigung: Subjekt, soziale Struktur und Allgemeininteresse, um daraus einen abstrakt-definitorischen Gesellschaftsbegriff im Sinne eines Allgemeininteresses abzuleiten und zwar durchaus in Kontraktion zu einem von Habermas und dem sozialwissenschaftlichen Mainstream favorisierten strukturalen – körperlich begreifbaren – Gesellschaftsbegriff (Blut und Boden, Volk, soziale Struktur).

Doch warum diese Aversion gegen einen körperlich begreifbaren Gesellschaftsbegriff, auf den wir ja – Welch eine Aporie – im alltäglichen Sprachgebrauch durchaus nicht verzichten? Nun, das körperlich begreifbare Ganze vernetzter sozialer Strukturen ist der Verfügungsgewalt des einzelnen Subjekts wie des singulären Gruppeninteresses, in das es involviert, entzogen und gerinnt daher im Bestreben, auf dieses Ganze immer wieder vergeblich gezielt Einfluss zu nehmen, notwendig zur mythologisierenden Entität. Denn natürlich kommt immer alles anders, als man denkt: in der Kontingenz eines “Großen Ganzen” agiert das Subjekt in einem familiären oder sozialen Kontext, bewaffnet mit Vorstellungen, in denen das Ganze unmöglich abgebildet werden kann; dabei mutiert das Ganze hinterrücks zum Mythos, bisweilen zur Zwangsvorstellung (der Markt richtet alles). Wie auch nicht, zumal das politische Engagement sich immerzu vergeblich an der sozialen Realität reibt und dadurch – fast möchte man sagen – eine natürliche Neigung zu metaphysischem Denken bis hin zur Kaffeesatzleserei ausbildet. Will man das vermeiden, bedarf es, so unsere Arbeitshypothese, eines de-

finitiven Allgemeininteresses, das stellvertretend für das Strukturganze – die Summe aller Strukturen – steht, mithin durchzusetzen ist gegen jedes sozialstrukturelle Klientelinteresse, das überdies stets dazu neigt, sich *in eins zu setzen* mit dem Strukturganzen (*l'état, c'est moi*). Das abstrakt-definitive Allgemeininteresse kann deshalb gesellschaftlich genannt werden, weil es für alle Mitglieder der Gesellschaft gilt. Es besteht in der unteilbaren und unantastbaren *Würde des Menschen*.

Mehr noch, weil die Würde unserem politischen Ansatz zufolge unmittelbar einklagbar sein muss, muss es sie in Gestalt konkreter Rechte – auch für den Straftäter – geben als da sind: *keine Armut, kein Arbeitszwang, körperliche Unversehrtheit*. Andernfalls gerönne das Reden darüber zum Lippenbekenntnis, für den Politiker zum bloßen Mittel im Kampf um die politische Macht. Die Folge wäre ein entpolitisierter und politikverdrossener Bürger ohne Möglichkeit zur Teilhabe.

Die Beweislast, dass es der Politiker mit der Würde ernst und nicht immer nur gut meint, liegt ausschließlich bei ihm selbst. Dass Politiker hier gravierende Defizite haben, dafür gibt es beliebig viele Beispiele. So ist die Politik zur Zeit hektisch bemüht, die Klagemöglichkeiten von hilfebedürftigen Bürgern einzuschränken, die der Meinung sind, dass ihre Anträge auf Hartz-IV-Unterstützung (Arbeitslosengeld-II) von den dafür zuständigen Behörden (Arge) nicht korrekt bearbeitet worden sind. Klagemöglichkeiten gegen staatliche Behörden muss es aber uningeschränkt geben. Nur dann zeigt die Politik, dass es ihr ernsthaft um die Würde des Menschen zu tun ist. Staatliches Abwehrverhalten ist immer ein Zeichen dafür, dass Reformen nichts taugen und gegen die Würde des Bürgers gerichtet sind, und es zeigt überdies, dass dem Begriff "Teilhabe" notwendig eine gesellschaftliche Dimension zukommt, ein Problem, das Werner Hajek in seinem Vorwort umtreibt. Er kontrastiert etwas missverständlich die subjektiv-sozialstrukturelle mit der gesellschaftlichen Dimension. Der Begriff "Teilhabe", so Hajek, bleibe erstaunlich vage: "*er wird noch mehr mit Leben gefüllt werden müssen. Wie könnte lebendige Teilhabe in der Praxis aussehen? Wie könnten gegenläufige Interessen verhandelt werden?*"

So berechtigt das praktisch-moralische Anliegen ist, so wenig ist der Teilhabebegriff in der sozialen Praxis vorauselend verhandelbar. Denn Teilhabe ist und bleibt ein Drahtseilakt. Die Frage nach dem wirklichen Leben, das man dem Begriff einhauchen möchte, kann nicht inhaltlich, gleichsam körperlich, sondern nur formal beantwortet werden. Denn in Verhandlungssituationen von *gesellschaftlicher* Relevanz müssen die Teilnehmer immer wieder die Frage *neu* beantworten, ob vorgetragene Argumente mit übergeordneten bis hin zum gesellschaftlichen Allgemeininteresse vereinbar sind. Sind sie es, bleiben Fragen im Kontext sozialer

Analyse zu beantworten, die darüber Auskunft geben müssen, ob und wie Teilhabe gelungen ist, die sich freilich immer nur retrospektiv beantworten lassen. Erst in der Begegnung mit der sozialen Welt, nie vorher, erfährt der Sozius, ob soziale Integration gelingt oder gelungen ist. Was es in diesem Zusammenhang mit der sozialen Integration auf sich hat, möchten wir unter anderem mithilfe von Marcel Proust reflektieren. (Vgl. v.a. Kap.4)

Was wir perspektivisch – also vorauselend – formulieren können, ist etwas anderes: ein formaler Aspekt im Sinne von Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, damit “Teilhabe” möglich ist, was freilich nicht bedeutet, dass sie mit den Voraussetzungen zur Zufriedenheit aller Beteiligten gelingen muss. Wir wissen nicht im voraus, wie Menschen sich verhalten, zum Beispiel wie sie mit negativen Gefühlen umzugehen verstehen und zwar unabhängig von technisch-ökonomischen Systemvoraussetzungen, auch wenn in Zeiten, die ökonomisch immer bedrückender werden, Empfindlichkeiten zunehmen. Davon abgesehen werden Diskurse aus den unterschiedlichsten Motiven abgebrochen. Es stellt sich immer wieder, leider immer nur im Nachhinein, also retrospektiv, die Frage: konnten negative Gefühle, sofern sie wahrgenommen wurden sind, hinreichend befragt werden mit der Folge, dass sie sich hinreichend auflösen, oder haben sie sich in den zu befragenden sozialen Kontext so tief hineingefressen, dass dieser die involvierten Teilnehmer hilflos wie eine Fliege im Netz einer Spinne zurücklässt. Es ist schwer, viel zu fehleranfällig und deshalb gesellschaftlich von nur geringer Relevanz, soziale Integration vom Ergebnis her vorauselend zu analysieren; kurzum, es kann nur um die Voraussetzungen gelingender Integration gehen. Was die soziale Praxis betrifft, so gilt: es kommt immer anders als man denkt. Später werden wir es so formulieren: *die Idealität bricht sich notwendig an der sozialen Praxis*. Damit zurechtkommen, muss Ziel einer jeden Erziehung bis ins hohe Alter sein.

Natürlich ist es möglich und heute wieder einmal im Zuge der sogenannten Kreditkrise immer wahrscheinlicher, dass verfahrene Situationen gefährlich anschwellen. Dabei geht einmal mehr die meiste Gefahr von der Politik aus; dazu zählen wir die Partei “Die Linke”. Wir erleben einmal mehr, wie die strukturelle Gewalt massiv anschwillt und damit die Gefahr nicht mehr kontrollierbarer Aggressionen. Die Politik versucht, mit undurchdachtem und geräuschvollem Aktionismus die Krise unter dem Deckel zu halten. Dabei verabsäumt sie es seit den Siebzigerjahren, sich um tragfähige Konzepte zu bemühen, die unser Wirtschaftssystem systemstrukturell berühren. Stattdessen zieht sie es vor, auf Gewalt mit Gewalt zu reagieren. Ohne zureichende Konzepte führt der Weg indes irgendwann in die Katastrophe. Wie zur Zeit der

Weltwirtschaftskrise 1929/33 sind es auch heute die technisch-ökonomischen Strukturbedingungen, welche die *Amoralität* in die sozialen Beziehungen hineinragen, eine Amoral, die aufgrund unserer Nazivergangenheit freilich im moralischen Gewand daherkommt, will sagen: wir meinen es gut mit den Hartz-IV-Empfängern, wenn wir sie zu jeder zuverlässigen Arbeit nötigen, wobei über die Zumutbarkeit nicht der Bedürftige, sondern der Staat entscheidet, eine Ungeheuerlichkeit, die die menschliche Würde verletzt. Warum sagt Oskar Lafontaine alles mögliche, nur nicht, dass er genau an dieser entscheidenden Stelle die Hartz-IV-Gesetze ändern will, um die Würde des Hartz-IV-Empfängers gegenüber dem Staat unmittelbar zu stärken? Natürlich, weil er mit der SPD regieren will; dabei interessiert ihn der Ausgegrenzte einen Dreck.

Wir möchten betonen, dass es Amoralität unabhängig von wirtschaftssystemischen Voraussetzungen gibt. Es bedarf eines klaren begrifflichen Schnitts zwischen Moral und Ökonomie, sprich: einer moralischen Analyse unabhängig von ökonomischen Systembedingungen.

Was die moralische Seite unserer Existenz betrifft, so steht die Frage im Vordergrund, wie wir mit interaktiven Spannungen umgehen. Wie kommt der Sozius mit dem Wechselbad von positiven und negativen Gefühlen zurecht, die mit sprachgestützter Interaktion notwendig eintreten. Zwischen den beiden Polen negativer und positiver Gefühle wird der sprachliche Diskurs in die Zange genommen; die Folge sind Verdrängungsvorgänge, die krankhafte, ja (selbst-)zerstörerische Ausmaße annehmen, wenn sie in Zwangsvorstellungen (der Markt richtet alles) oder krankhaften Projektionen (du erinnerst mich an meinen autoritären Lehrer) münden, wenn sie es ablehnen, sich von der (äußeren) sozialen Realität korrigieren zu lassen.

Wir fragen nach den Formen aktiver Verdrängung. Verdrängungen markieren Vermeidungsstrategien: der Sozius versteckt Verletzungen vor anderen, aber auch vor sich selbst bis zu einem Punkt, wo er nicht mehr bemerkt, dass er verletzt (worden) ist oder andere verletzt (hat). Im Schlepptau von Verdrängung bilden sich Ressentiments: auch sie werden verdrängt bis zu einem Punkt, wo der Sozius seinen Groll nicht mehr spürt. Mehr noch, in ihm dominieren positive Gefühle, das Mitgefühl, so Nietzsche in seiner *Genealogie der Moral* (NIF-GMO). Wir fragen, was es mit dem Mitgefühl auf sich hat; wie ist es möglich, dass wir mitfühlen, ohne gewahr zu werden, dass wir immer nur uns selbst fühlen? In gewisser Weise folgen wir Nietzsche, der wie Proust sagt, dass das Mitgefühl gar nicht wirklich existiere, ein holder Wahn sei, in Wirklichkeit Selbstliebe bis hin zur Selbstsucht. Das ist Proust zufolge nicht die ganze Wahrheit. Wir fragen: auf welcher Grundlage sind Menschen dennoch *emotional* miteinander verbunden? Wir sagen frei nach

Habermas: durch Objektbezüge, die in modernen Gesellschaften permanent Legitimitätsfragen im Umgang von Mensch zu Mensch mit sich bringen. Wesentlich ist nicht das *Gefühl an und für sich*, die Intensität, die den Körper durchströmt, als vielmehr der Umstand, dass das Gefühl auf der Basis eines Objektbezugs sein Dasein fristet. Dieser teilt uns etwas über die Natur des Gefühls mit.

Was Nietzsche betrifft, so glauben wir, dass er den *Objektbezug des Gefühls* unterschlägt. Gefühle zu verstecken bis zu einem Punkt, wo der Sozius sie nicht mehr spürt, heißt, dass die Natur des Gefühls sich ändert; dabei kann ein negatives Gefühl sich in ein positives Gefühl verwandeln, so der nicht mehr spürbare Groll in Mitgefühl, vielleicht in ein Hochgefühl; durch eine *Verschiebung des Gefühls im Objektbezug*. Denn dass der Sozius gar keine Gefühle hat, ist eine Absurdität. In der gefühlsverschiebenden Verdrängung ist er freilich in der Lage, Verletzungen, die er anderen zufügt, als weniger gravierend wahrzunehmen – bis zu einem Punkt, wo der Objektbezug des Gefühls, der über Verletzungen Auskunft geben könnte, sich wahrnehmungsgestört auflöst unter der Bedingung, dass er einem anderen – weniger kompromittierenden – Objektbezug Platz macht, in dem sich das Gefühl bisweilen umso mehr austoben kann: emotional-reakтив. (Vgl. Kap.4)

Der Machtpolitiker braucht derartige Verdrängungen, wenn er Menschen instrumentalisiert, so wenn er für den Einsatz der Bundeswehr im Inneren plädiert. Mehr noch braucht sie der mordende und masodierende Kommunist der Oktoberrevolution. Gewiss meinen es alle gut; schließlich geht's um Höheres; oftmals um nicht weniger als die Rettung der Menschheit; um eine bessere Gesellschaft weit weg am Horizont oder um mehr Sicherheit im Kampf gegen den Terrorismus. Allein die Mentalität eines Schreibtischtäters, der für den Afghanistankrieg plädiert, oder die eines Menschen, der sich zum Töten dressieren lässt, achtet den Nahbereich einfacher Menschen – auch den eigenen – gering. (Vgl. Kap.5, 6)

Die Romanserie “Auf der Suche nach der verlorenen Zeit” von Marcel Proust erzählt von Menschen und ihren mehr, weniger oder gar nicht eingelösten Sehnsüchten. Dabei analysiert Proust die menschliche Welt aus der Retrospektive heraus und fragt, ob und wie die Romanfiguren ihrem Leben gerecht werden. Dabei fällt er Urteile, wohl wahr, doch verurteilt er nicht, denn ein abschließendes Urteil aus der Retrospektive wäre müßig und mit sozialer Analyse unvereinbar. Auch wenn er den Sinn des Lebens in hochintensiven Glücksmomenten ausmacht, so entwickelt er den Glücksbegriff dennoch retrospektiv, das heißt grenzwertig und versucht nicht, den Leser mit Weisheiten oder Rezepten zur Lebensbewältigung zu traktieren. Es ist ein reflexiver Roman,

der Glücksmomente von innen her analysiert, nachdem sie von der sozialen Praxis nicht mehr eingeholt werden können, und die deshalb im Moment ihres Entstehens zwar wahrgenommen, aber – wie *Geschichte* ganz generell – nicht wiederholbar sind und wenn, dann nur als Farce (Marx): mit fahlem Beigeschmack. Mit anderen Worten: Glück widerfährt einem und ist nur sehr begrenzt machbar. Es stößt uns zu und zieht die *Suche nach der verlorenen Zeit nach sich*. An dieser Suche gehen Menschen zugrunde oder sie wachsen, mit ihnen die sozialen Strukturen, in die sie involviert sind, und nicht zuletzt: die Wahrscheinlichkeit nicht vorhersehbarer Glücksmomente.

Menschen gehen zugrunde oder werden asozial, wenn *die Suche nach der verlorenen Zeit* nicht von *Innen* reift, wenn der Sozius in seinem Anspruch, von innen her wachsen zu wollen, nicht ernstgenommen wird, wenn man Menschen zu ihrem Glück zwingt, z.B. mithilfe von Hartz-IV in eine Arbeit, die sie nicht wollen. Im Film “Die Klasse” von Laurent Cantet (“Auszeit”, “In den Süden”), der am 15. Januar 2009 in die Kinos kommen soll, erfährt ein ganz normaler, nicht einmal schlechter junger Lehrer (François Bégaudeau) zu seinem Leidwesen, wie er an einem Schüler scheitert, weil er Lernprozesse, die von Innen her wachsen müssen, unentwegt von außen appliziert. Cantet zeigt in sehr langen Klassenszenen eindrucksvoll, wie Schule funktioniert, wie Probleme kumulativ bis hin zur Katastrophe anschwellen, wobei der Film keine Missverständnisse darüber aufkommen lässt, wo er die Verantwortung schwerpunktmäßig angesiedelt sieht: bei den Erwachsenen, die nicht begreifen, was sie machen oder nicht machen.

Und was ist die Moral von der Geschicht? Speisen Lernvorgänge sich nicht schon bei Kindern aus dem Innenleben, können moralische Werte nicht nachhaltig haften, die in modernen Gesellschaften den Menschen gleichsam von innen her appliziert werden müssen. Passiert das nicht hinreichend, setzen wir aufs Spiel, was *die Welt im Innersten zusammenhält*. Es sind sich selbst tragende Strukturen und in ihnen das sich selbst produzierende Subjekt, das die Welt im Innersten zusammenhält. Die Welt, sie lässt sich nicht mehr mit Drohungen und autoritärem Gebaren zusammenhalten, sondern nur noch mit Kommunikation, die nicht *von oben herab* daherkommt.

Doch was nützt alle Moral, wenn das im Kollektiv sich selbst produzierende Selbst ohne Perspektive ist, die eine Gesellschaft ihm ohne Wenn und Aber bieten muss, ohne sie zugleich mit Drohungen zu relativieren in der Art wie es der Ex-Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion Friedrich Merz in einer Phönix-Diskussionssendung zur Globalisierungsproblematisierung praktizierte. (Vgl. MEG-GUG) Er sagte unter anderem sinngemäß: *der Hauptschüler müsse sich auf ein Leben in Ar-*

mut einrichten, wenn er sich in der Schule nicht anstrengt. Eine Unverschämtheit, die den Schüler nicht ernst nimmt, und die überdies von der eigenen Unfähigkeit ablenkt, soziale Strukturen zureichend wahrzunehmen und zu analysieren – als Voraussetzung, sie tragfähig und nachhaltig zu produzieren.

Nicht nur Friedrich Merz, wir alle werden begreifen müssen, dass Bildung in den Schulen durch Bevormundung immer weniger vermittelbar ist. Unentwegt sagt man den von Ausgrenzung bedrohten jungen Menschen, was sie zu tun und zu lassen haben und gleichzeitig spüren sie, dass die Gesellschaft sie nicht will. Im Ruf nach mehr Bildung versteckt der Politiker sein Desinteresse, seine Unfähigkeit zur sozialen Analyse, die schließlich den Akzent auch auf die Systemprobleme der Wirtschaft lenken müsste. Der Bürger spürt, dass er mit dem Ruf nach mehr Bildung verarscht wird; er merkt zunehmend, dass Chancen in unserer Gesellschaft sich immer nur gegen andere erhöhen; Chancen dürfen in unserem Wirtschaftssystem nicht kollektiv und sozialverträglich für alle genutzt werden, denn das derzeitige Wirtschaftssystem produziert – wie der 100-Meterlauf – Verlierer notwendig aus sich heraus, die sprachlich entsorgt werden müssen, damit sie guten Gewissens auf den Müll geworfen werden können. Diesen Sachverhalt gilt es zu verdrängen, indem man ihn mit einem Makel von Schuld verknüpft und dem Innenleben des Ausgegrenzten injiziert, damit er die Schuld bei sich und nur in sich selbst sucht. Denn am besten ist es, wenn der Schüler sich selbst entsorgt, nicht zuletzt durch Totalverweigerung. Doch wie anders als mit Verweigerung reagieren in einem jungen Alter, wo sich der Mensch erst noch finden muss? Und zöge ein Mitmachen ohne Perspektive, dazu ohne Chance, sich jemals zu finden, nicht immer noch mehr Demütigung nach sich? Dann lieber alles kurz und klein schlagen.

Natürlich trifft es nicht jeden gleich, bzw. nicht gleich jeden. Doch grenzt unser Wirtschaftssystem von Jahr zu Jahr mehr Bürger aus. Das genau ist es, was ein mit Drohgebärdens hantierender Meisterdenker wie Merz ebenso wenig wie „Die Linke“ begreift. Die Politik zieht nur unzureichend in Erwägung, dass wir es mit grundlegenden systemischen Problemen unserer Wirtschaftsordnung zu tun haben könnten: mit einem von Marx diagnostizierten *Mehrwertproblem in der Produktion*. Angesichts einer drohenden Depression findet es kein Politiker problematisch, dass das im Zuge der Geldschöpfung durch die Zentralbank in die Wirtschaft gegebene Geld sich vermehren muss. Der Vermehrungs-imperativ (in der Finanzsphäre) bindet die Verwendung des Geldes an die Mehrwertproduktion, und zwar selbst dort, wo die Finanzsphäre sich gegen die Produktion, resp. die Mehrwertproduktion verselbständigt, fast als habe die Finanzsphäre mit der Produktion gar nichts zu

tun, als sei die Produktion für die Finanzsphäre und nicht umgekehrt: die Finanzsphäre für die Produktion da. Das Auseinanderdriften von Zirkulation (Finanzsphäre) und Produktion erfordert mithin einen hohen Preis: Mehrwertkrisen mutieren finanzkrisenverstärkt zu wahren Monsterkrisen. So mag es scheinen, als hätten wir es nur mit einer Finanzkrise und nicht tieferliegend mit einer (Mehrwert-)Produktionskrise zu tun. Mehr dazu im *Exkurs zur Geldtheorie*.

Das Buch ist nicht vom Himmel gefallen; es hat eine mühsame Vorgeschichte, die sich in vielen Aufsätzen zur Politik, Ökonomie und Kommunikation widerspiegelt. Es sind Versuche, ja Fingerübungen. Zu den kommunikationstheoretischen Versuchen zählen wir Filmbesprechungen (Abschnitt **E**), auf die wir uns im Buch regelmäßig beziehen. Sämtliche Vorarbeiten sind in den letzten vier Jahren auf der Seite www.film-und-politik.de veröffentlicht worden. Sie sind in Abschnitte unterteilt. Die Abschnitte **A**, **B**, **C** enthalten Texte zur politischen Ökonomie. Zentral ist Abschnitt **B** mit drei Texten (B1, B2, B3), die auf das „Das Kapital“ von Marx einstimmen sollen. Der Abschnitt **D** versammelt kommunikationstheoretische Versuche schwerpunktmäßig zu Jürgen Habermas, aber auch über klassische Philosophen wie Kierkegaard, Kant und, wie sollte es anders sein: über Marx, nicht leicht zu verstehen, doch bemühen sich die Filmbesprechungen in Abschnitt **E** eine Brücke zu schlagen zwischen Philosophie und dem alltäglichen Nahbereich, etwas, was Habermas zwar für notwendig erachtet, aber nur mangelhaft einlöst.

Eine wichtige Vorarbeit, die wesentlich zum Verständnis des Buches beiträgt, ist die Filmbesprechung E5 (*Gabrielle – Liebe meines Lebens* von Chéreau). Es versteht sich von selbst, dass sie und alle anderen Vorarbeiten für den interessierten Leser wenigstens so lange im Internet präsent bleiben, wie sie noch nicht in einem „Zweiten Teil“ als Buch veröffentlicht sind. Schließlich sei allen ausdrücklich gedankt, die am Entstehen des Buches durch ihre Kritik und unermüdliche Bereitschaft zur Diskussion beigetragen haben.

Hamburg, November 2008

Franz Witsch

1. Begriffliche Grundlagen

1.1 Auch Erzieher müssen erzogen werden

Ohne an dieser Stelle für andere sprechen zu wollen, möchte der Autor nicht verhehlen, dass er sich zunehmend verletzt fühlte – damals, seit dem Frühjahr 2005, nach seinem Eintritt in die sich noch herausbildende Partei “**Wahlalternative Soziale Gerechtigkeit**” (WASG), als klar wurde, diese junge, nach Aufbruch zu neuen Ufern schmeckende Partei hatte in Wirklichkeit nie eine Chance, ein Projekt für eine Alternative zum herrschenden Parteienspektrum zu entwickeln. Die Enttäuschung war groß unbenommen davon, ob ihr ein alternatives Projekt denn tatsächlich gelungen wäre. Jedenfalls war zu Beginn der Optimismus groß, *Veränderungen* in die Gesellschaft hinein tragen zu können im Sinne *wirklicher Teilhabe* am politischen Willensbildungsprozess. Und dann stellte sich heraus, die WASG war in den Augen derjenigen, die sie federführend – wie zum Beispiel Joachim Bischoff in Hamburg – gründeten, oder die sich ihr – wie Oskar Lafontaine – als Prominente öffentlichkeitswirksam zur Verfügung stellten, nur Sprungbrett für öffentliche und parlamentarische Präsenz als Katalysator für mehr persönliche Macht. Ja, und dafür war ihnen jedes Mittel recht.

Scheinheilig wollte man als WASG schon für die Bundestagswahl 2005 das Wählerreservoir der SED-Nachfolgeorganisation PDS nutzen und schuf damit Fakten, die eine Fusion beider Parteien de facto vorwegnahmen. An substanzialen Fusionsverhandlungen war niemand interessiert; sie fanden nur *pro forma* statt. (Vgl. A1) Dafür ließ die PDS nur zu gern WASG-Politiker auf PDS-Wahllisten zur Bundestagswahl kandidieren mit dem Ziel, den alten SED-Geruch loszuwerden, sich als wählbar in den alten Bundesländern zu etablieren.

Nach der erfolgreichen Bundestagswahl 2005 wurde die Fusion so schnell es irgend ging forciert. Schließlich mussten im Zuge zukünftiger Landtagswahlen weitere Begehrlichkeiten erfolgreich befriedigt werden; darauf gründet die innerparteiliche Macht von Parteigrößen, ihre öffentliche Präsenz und, davon abgeleitet, nicht zuletzt ihr Lebensunterhalt.

Wir, die wir als einfache Mitglieder uns mit der Fusion beider Parteien Zeit lassen wollten, wurden von Oskar Lafontaine und Gregor Gysi in einem Brief an alle WASG-Mitglieder denn auch unverhohlen als Spalter und Sektierer, die den Parteibildungsprozess gefährdeten, denunziert – frei nach dem altehrwürdigen linken Schema seit Lenin und Stalin: wir sind die *Guten* und ihr, die ihr Einwände habt, *böse* Spalter, die eine

durch vereinigte Arbeitermacht zu erkämpfende Verheißung, eine menschliche Gesellschaft im Interesse *aller*, gefährden würden; bis heute eine erfolgreiche Methode zur Vernichtung andersdenkender Existenz.

Abgesehen davon, dass man nicht sagt, was denn das Interesse *aller* sein soll, wie es einlösbar – einklagbar für das einzelne Subjekt – zu definieren sei, wird gerne übersehen, dass Begriffe wie *Spalter* und *Sekterer* verwendet werden, um unliebsame Diskurse zu denunzieren, bzw. Menschen auszugrenzen, die Diskussionsbedarf anmelden. Wobei es völlig unerheblich ist, ob diejenigen, die ausgesgrenzt werden und sich darüber lautstark beschweren, es selber denn nicht täten, um Machtpositionen zu halten oder zu erlangen. (Vgl. Abschnitt C) Unerheblich deshalb, weil es nicht um Schuldzuweisungen geht, vielmehr um Analyse, und die lässt die Frage völlig offen, wer denn nun der bessere Mensch sei.

Es ist leicht, sich unter universell-verheißungsvollen Begriffen für eine bessere Gesellschaft zu vereinigen, wie dies analog in früheren Zeiten im Glauben an die göttliche Verheißung auf ein Leben nach dem Tod geschah. Darauf kann soziale Analyse nicht mehr gründen. Sie muss konkretisierbar auf substanzelle *Teilhabe* in der Gesellschaft gründen. Sie muss wissen, dass Teilhabe unmittelbar einlösbar Rechte voraussetzt, so das Recht auf körperliche Unversehrtheit, das ausnahmslos und unteilbar für *alle* gelten und unmittelbar einklagbar formuliert sein muss, selbst für den Schwerverbrecher.

Teilhabe ist immer eine Teilhabe über das bloße Subjektdasein hinaus, was bedeutet: sie wird von Geburt an notwendig interaktiv eingeübt. Dieser erzieherische Vorgang erstreckt sich des weiteren über das ganze Erwachsenendasein. Man ist nie fertig. Auf das parteiliche Engagement bezogen heißt das, Teilhabe setzt zunächst einen innerparteilichen Lernprozess voraus, bevor dieser und seine Träger für sich in Anspruch nehmen können, in die Gesellschaft hinein wirken zu wollen mit dem Ziel, soziale Strukturen und mit ihnen den Bürger zu verändern. Denn der leidet unter zu wenig Teilhabe unabhängig davon, ob er selbst in der Lage ist, sie anderen in seiner konkreten Alltagspraxis zu gewähren; das heißt auch, sich *notwendigen* Veränderungen zu öffnen, die er bei anderen einfordert. Der Bürger mag damit überfordert sein und dennoch unter zu wenig Teilhabe, sprich: Ausgrenzung, leiden wie ein Hund. Trotzdem müssen wir ihn ernst nehmen in seinem Bedürfnis nach mehr Teilhabe. Denn aus dem Leid heraus spürt er durchaus die Anmaßung des Parteigängers, der den Bürger aufklären will, sich selbst aber weder als aufklärungsbedürftig noch als veränderungswürdig präsentiert. Eine solche Einstellung kommt beim Bürger als Bevormun-

dung an. Sie ist der tiefere Grund für Politikverdrossenheit. (Abschnitt C) Hier passt wieder einmal der alte Spruch von Karl Marx aus seinen *Thesen über Feuerbach*, der da lautet: *auch Erzieher müssen erzogen werden.*

Natürlich wissen wir, dass Menschen, die etwas (nur) spüren, zum Beispiel dass sie bevormundet werden, nicht schon deshalb die besseren Menschen sind, weil sie etwas spüren. So wie jemand, der sich krank fühlt, noch lange nicht wissen muss, warum er krank ist und wie er wieder gesund werden kann. Dazu bedarf es der Analyse, die nicht allein aus der Analyse des einsamen Gefühls heraus geleistet werden kann, wiewohl das Gefühl Ausgangspunkt einer jeden sozialen Analyse sein mag: mir geht es schlecht, ich fühle mich verletzt; hier stimmt was nicht.

Gleichwohl muss soziale Analyse gegenstandsbezogen auf etwas zielen, worauf sich Gefühle ihrerseits projizieren oder auftragen: auf Intersubjektives, interaktive Strukturen, an denen mindestens zwei Menschen beteiligt sind, nicht auch zuletzt, um sich von negativen Gefühlserlebnissen zu entlasten; das mögen soziale Strukturen sein, in denen Menschen unmittelbar, resp. emotionalisiert interagieren oder es sind Institutionen, in denen ein streng nach Regeln sich vollziehendes Verhalten vorherrscht, ein solches in Bürokratien, das unnachsichtig normiert ist (wenn grün, dann freie Fahrt), um hier sowohl das Individuum als auch die Gesellschaft (von Arbeit) zu entlasten. Dieser Funktion werden die Bürokratien heute immer weniger gerecht. Bürokraten werden insbesondere in der Politik immer weniger dafür bezahlt, um für den Bürger da zu sein, sondern dass sie sich mit sich selbst und ihresgleichen beschäftigen.

1.2 Wandel und Wandlungsfähigkeit

Am Wahlverhalten des Bürgers sieht man, wie sehr er darunter leidet, auf Gefühl und Instinkt reduziert zu werden. Er macht sein Kreuz bei linken oder rechten Parteien nicht deshalb, weil er von diesen Parteien überzeugt wäre, sondern weil er nicht mehr ein noch aus weiß, aus einem Gefühl der Verzweiflung heraus. Genauso fühlt sich der Autor: Verzweifelt. Überdies verletzt durch sein politisches Engagement in der WASG. Dort ging es zu keiner Zeit um mehr und wirkliche Teilhabe. Das mag den zuweilen ungeratenen Ton dieser Arbeit erklären, wenn auch nicht entschuldigen. Joachim Bischoff, Ex-PDS-Mitglied (seit 1991), Mitbegründer und graue Eminenz der Hamburger WASG und Chef des VSA-Verlags, sprach mir gegenüber denn auch von einem “unzivilisierten Ton”, der es ihm wohl unmöglich macht, sich mit mir auseinander zu setzen. (Vgl. B2, C3)

Diese Arbeit möchte zeigen, dass wirkliche Teilhabe sowohl innerpar-

teilich möglich als auch in die Gesellschaft hinein transportierbar ist, in soziale Strukturen hinein, auf die der Bürger angewiesen ist, wiewohl sie sich zunehmend einer substanziellen Teilhabe der Bürger verschließen, letztlich, weil soziale Strukturen immer auch den Lebensunterhalt derjenigen absichern, die in ihnen federführend, öffentlichkeitswirksam und politisch in die Gesellschaft hinein agieren.

Unserem Ansatz zufolge beginnt politische Willensbildung, also das, was durch die Partei an Aufklärung nach außen transportiert wird, in der Partei selbst. Wir fragen, was können und müssen wir *wollen*? Um das, was wir wollen, als alternativen Gesellschaftsentwurf in veränderungswürdige soziale Strukturen hinein zu tragen. Natürlich bedarf das, *was* wir ändern wollen, der Analyse und nicht das, was unserem Wollen gemäß Ziel und Zweck der sozialen Strukturen sein soll. Die meisten Linken scheitern schon hier. Sie verwechseln Mittel und Zweck. Der Zweck ist nicht analysierbar, was nicht heißt, dass er nicht wichtig ist und man deshalb nicht sagen muss, was man will. Vor allem Linke sagen nicht, was sie wollen. Sie wollen nicht, dass der Bürger sie beim Wort nehmen kann; denn das wäre für das politische Geschäft nicht gut. Linke wollen mit Politik Geld verdienen, mitregieren, selbstverständlich für eine bessere Gesellschaft. Allein, sie wissen den Machtgewinn zur Sicherung ihrer privaten Interessen nicht weniger zu schätzen als ihre politischen Gegner; mit dem kleinen Unterschied, dass sie sich für kompetenter und überdies – frei nach dem Gut-Böse-Schema – für die besseren Menschen halten.

Dementsprechend wollen sie eine soziale Analyse ohne Ziel, sprich: ohne Sinn und Verstand, die vor allem nicht die eigene Existenz einbezieht, nicht zuletzt um sie als analysierbaren sozialen Sachverhalt – mit einem in ihm präsenten, nicht analysierbaren Ziel (die menschliche Würde ist unteilbar) – zu begreifen, eingedenk der Tatsache, dass man sich als Politiker unentwegt in öffentliche Angelegenheiten einbringt und damit notwendig die Existenz des Bürgers bis in seine Intimsphäre hinein berührt. Dass dies unausgesetzt gegen die menschliche Würde geschieht, nicht zuletzt durch die Hartz-IV-Gesetze, nehmen Politiker ungerührt zur Kenntnis. Nach unserem Dafürhalten eine Frechheit ohnegleichen, die ganz besonders dort sichtbar wird, wo gut versorgte Politiker meinen, der Bürger müsse seinen Gürtel enger schnallen im Interesse aller. Was ist das für ein Interesse, das sich auf alle beziehen soll? Es ist als Ziel und Zweck bewusst indifferent formuliert, so dass es für einen Bürger nicht unmittelbar einklagbar ist. Der muss sich den Scheiß, den Politiker unentwegt absondern, anhören und die Schnauze halte. Das ist das Gegenteil von Teilhabe. Sie setzt unmittelbar Einklagbares voraus. Die Meinungsäußerung allein – Positionen einbringen

dürfen auch unter sogenannten basis- oder rätedemokratischen Strukturen – ist völlig belanglos. Wir wollen es mit einem Satz sagen: Auch und gerade Linke – wir kennen eigentlich nur solche – sagen nicht, was sie konkret und unmittelbar einklagbar für alle Bürger wollen und auch in Regierungsbeteiligungen nicht verhandelbar ist; das schließt natürlich ein: sie wollen keinen Wandel, in den sie selbst (als Bürger) mit involviert wären. (Vgl. Abschnitt C)

1.3 Die drei strukturellen Ebenen sozialen Wandels

Wandel und Wandlungsfähigkeit setzt idealtypisch drei unterschiedliche Ebenen der Verständigung voraus, die mit dem sozialen Wandel schwanger gehen. Zunächst die subjektive Ebene des einsam vor sich hin monologisierenden Subjekts (3), die in die interaktiv-strukturelle Ebene drängt (2). Beide Ebenen wiederum finden Halt in der abstrakt-definitorischen Ebene letztendlich gültiger gesellschaftlicher Ziele, auf die sich alle Mitglieder der Gesellschaft hin orientieren können (1). Sie sind als moralische Maxime (die *menschliche Würde* in Gestalt des absolut unveräußerlichen *Rechts auf körperliche Unversehrtheit*) formuliert. Es zeichnet sich dadurch aus, dass es für jedes Gesellschaftsmitglied unmittelbar einklagbar ist. Es repräsentiert abstrakt das unanalysierbare Ganze: ein Allgemeininteresse, das sich in einem konkretisierbaren Wollen bündelt und alle Menschen der Gesellschaft einschließt. Die abstrakt-definitorische Ebene ist zugleich konkret, weil sie für das Leben des einsamen Subjekts von unmittelbar praktischer Relevanz ist.

Dem gegenüber drängt die gesellschaftliche Entwicklung zunehmend auf Auflösung letztgültiger Rechtsmaxime, zur fortgesetzten Infragestellung einer unveräußerlichen, nicht mehr hinterfragbaren Moral, die Massengesellschaften brauchen, um nicht auf eine schiefe Ebene zu geraten, die am Ende nicht mehr kontrollierbar ist. Stattdessen glaubt man, gesellschaftliche Stabilität in einer religiös motivierten Wertethik zu finden. Es scheint, dass beide Seiten einander in entgegengesetzter Richtung nähren: zunehmende Glaubensethik scheint mit einer fortschreitenden Aufweichung unveräußerlicher Rechtsmaxime einherzugehen. Das zeigt sich nicht zuletzt bei uns in einem merkwürdig emotionalisierten Verhältnis der herrschenden öffentlichen Meinung zu ehemaligen Terroristen wie Christian Klar. Das Recht auf Inanspruchnahme unveräußerlicher Rechte durch Klar möchte man davon abhängig machen, ob er seine Taten bereut und gewillt ist, zur Aufklärung früherer terroristischer Akte beizutragen.

Ein solcher, wertethisch motivierter Ansatz, der ohne konkretisierbare, unmittelbar im Hier und Jetzt einlösbare Rechtsmaxime glaubt auskommen zu können, wurzelt – ob er es sich eingestehen will oder

nicht – immer noch im alttestamentarischen Prinzip “Auge um Auge, Zahn um Zahn”. Das ist aus der Perspektive unmittelbar betroffener Opfer allzu verständlich. Nur ist diese rein subjektivistische Perspektive unvereinbar mit substanzialer Analyse sozialer Strukturen. In ihr geht es, als Voraussetzung, noch bevor die eigentliche Analyse beginnt, darum, auf einer hoch abstrakten Ebene festzustellen, was uns als Bürger mit dem Ex-Terroristen Christian Klar verbindet – voraussetzungslos, anonym, abstrakt. Dazu müssen wir ihn nicht lieben, aber auch nicht hassen. Eine abstrakt-anonyme Beziehung, die stumpf und völlig uneotional einer normativ-moralischen Regelmaxime genügt, reicht vollkommen.

Unsere These, die wir in dieser Arbeit rauf und runter deklinieren werden: Nur auf einer abstrakt-definitorischen Grundlage ist, moralisch gesehen, sozialverträglicher Wandel bis hin zur Wandlungsfähigkeit des einzelnen Subjekts möglich, ein Wandel, der nicht naturwüchsig und zufällig als “Schicksal” über Menschen und Gesellschaft, ggf. als Krieg, hereinbricht, sondern sozialverträglich kontrollierbar ist im Interesse aller, auch des Verbrechers.

Dem gegenüber wissen viele Menschen der Öffentlichkeit nicht, dass die Büchse der Pandora geöffnet wird, wenn das im Grundgesetz verankerte Recht auf körperliche Unversehrtheit mit dem Hinweis auf unschuldiges Leben, das es zu retten gelte, nur mit Einschränkungen Gültigkeit besitzen dürfe, wie von der SPD betrieben: Sie nominierte laut TAZ vom 14.01.2008 den renommierten Rechtsprofessor Horst Dreier als neuen Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts, bekannt geworden als “*Herausgeber eines dreibändigen Grundgesetzkommentars, der seinen Namen trägt.*” Problematisch sei, so heißt es im TAZ-Artikel weiter, “*seine Haltung zur Folter: In seiner Kommentierung zum Menschenwürde-Artikel des Grundgesetzes hält er Eingriffe in die Menschenwürde von potenziellen Verbrechern für diskutabel – wenn nach Ausschöpfung aller anderer Mittel nur noch so die Menschenwürde eines Verbrechensopfer gerettet werden kann (...) Im Klartext: Um Menschenleben zu retten, könnte auch Folter rechtmäßig sein.*”

Bezeichnend für das verfassungspolitische Verständnis der SPD ist, dass Horst Dreier “*von einer informellen SPD-Runde, der Justizministerin Brigitte Zypries, Fraktionschef Peter Struck sowie der Bremer Bürgermeister Jens Böhrnsen angehören*” (ebd.), ausgewählt worden ist.

In diesem Zusammenhang kann innerhalb der Großen Koalition, objektiv gesehen, der Kampf der SPD für die Bewahrung von Freiheitsrechten nur als zynisch und heuchlerisch eingestuft werden: Zwar werde es, so SPD-Rechtsexperte Dieter Wiefelspütz, eine Zustimmung für das Abhören von Strafverteidigern und Geistlichen mit der SPD nicht geben – eine Regelung, wie sie schon in einigen Landespolizeiege-

setzen stünde. Dennoch wolle man sich auf eine Regelung für geheime Computerdurchsuchungen mit der CDU verständigen, wenn das Bundesverfassungsgericht dafür grünes Licht gebe, so die Süddeutsche Zeitung vom 21.01.2008.

Dies läuft auf platten Politikverzicht hinaus. Man möchte sich lieber nicht aus dem Fenster hängen aus Angst vor einem ängstlichen Bürger, der um seine Sicherheit besorgt ist. Ein Politiker muss aber eine Meinung formulieren, ohne diese hinter dem Bundesverfassungsgericht zu verstecken, dessen Rechtsprechung natürlich eine politische Ausrichtung besitzt, mit der die politische Gesetzgebung nicht nur rechnen, sondern die sie ohne Wenn und Aber akzeptieren muss. Was das betrifft, scheint die CDU da so ihre Schwierigkeiten zu haben, wie Heeribert Prantl in der Süddeutschen Zeitung vom 21.01.2008 herausgearbeitet hat. Dort heißt es:

“Schäuble betrachtet das Recht als willfährigen Diener der Ordnung. Weil er die Ordnung für hochgefährdet hält, ist ihm jede staatliche Eingriffsmaßnahme Recht. Wenn eine ordentliche gesetzliche Grundlage da ist, ist für Schäuble alles in Ordnung: Deshalb ist es für Schäuble Recht, wenn ein Gesetz die heimliche Durchsuchung von Computern erlaubt, (...) dass Geistliche und Verteidiger belauscht werden. Der Minister hört dabei nicht seine eigene Schand’ – er meint, er könne so die Sicherheit wachsen hören. Schäuble redet viel von Prävention. Prävention ist es, das Land vor den Gesetzen dieses Ministers zu bewahren.”

Analog dazu zeigt das Beispiel Christian Klar, dass wir, wollen wir alternativ sein, als parteiliche Struktur uns für etwas engagieren müssen, was über das unmittelbare Interesse dieser Struktur und seiner Repräsentanten hinausgeht. Dieses Etwas ist primär gegenüber jedwedem Eigeninteresse, das im Streben nach Regierungsbeteiligung, koste es, was es wolle, zum Ausdruck kommt.

Der Bürger spürt, wenn er politische Talksendungen verfolgt, genau, ob *innerhalb* einer Partei zentrale Anliegen ernst genommen werden oder ob diese ggf. für Machterhaltungs-, resp. private Eigeninteressen zur Disposition stehen, die ihrerseits bisweilen recht ungeniert mit dem Interesse der Partei und dem gesellschaftlichen Ganzen kurzgeschlossen werden. Er spürt diese Heuchelei, auch wenn er sie für sich selbst nicht gelten lässt, wenn es um das eigene Bestandsinteresse geht; zum Beispiel wenn er für Folter gegen einen Kindesentführer zur Rettung eines unschuldigen Kindes plädiert wie unser renommierter Rechtsprofessor Horst Dreier aus Würzburg.

Neben dieser Entwicklung einer kaum mehr verhohlenen Auflösung unveräußerlicher Rechte, die in modernen Gesellschaften für das *Allgemeininteresse* stehen, gibt es in gefährlichen und angsteinflößenden Zeiten einmal mehr einen rückwärtsgerichteten Hang zu religiös mo-

tivierten Gewissheiten, in denen Menschen versuchen, ein verallgemeinerungsfähiges Interesse auszumachen. Sie suchen damit einen Halt, den sie in jenen unveräußerlichen und irdisch einklagbaren Rechtsmaximen immer weniger finden, bisweilen ausdrücklich nicht finden wollen, ganz besonders dann nicht, wenn es um ihr seelisches Bestandsinteresse geht. Klar soll erst bereuen, bevor er Rechte in Anspruch nehmen darf. Diese hat er nicht, nein, sie werden gewährt – etwa von dem da oben? Von uns?, die wir uns wie ein Pfaffe anmaßen, in seinem Sinne zu sprechen? Dies hört sich nicht nur wie eine Verheißung auf ein besseres durchaus irdisch gemeintes Leben an; es ist von den Opfern und denen, die für sie sprechen, auch so gemeint. Nicht mehr die Würde des Menschen als unmittelbar und irdisch einklagbares Konkretikon steht universal über allem, nein, dieses steht zur Disposition; darüber soll das Recht auf religiös motivierte Befindlichkeiten stehen als Voraussetzung für eine menschliche Gesellschaft, für Verheißung auf Gesundung und Vermenschlichung durch Wiedergutmachung. Die sieht man durch Reue hergestellt. Erst wenn Klar bereut, kann alles wieder besser werden und gesunden. Bereut er nicht, soll er weiter brummen. Auge um Auge, Zahn um Zahn, eine Mentalität die sich hinter Trauer versteckt und dieser ungewollt eine instrumentalisierende Färbung verleiht, insbesondere von denen hineingetragen, die glauben, für das Opfer sprechen zu können, eine Absurdität, die der Trauer des wirklich betroffenen Opfers nicht einmal besonders gut tun muss, wie wir später noch sehen werden.

Die Linke verheißt nicht weniger inbrünstig. Mit ihr und durch sie soll es eine menschlichere Gesellschaft irgend wann in der Zukunft geben. Wann und wie tut nichts zur Sache. Dafür müsse es selbstverständlich einen Kampf geben, der immerzu Gefahr laufe, verraten zu werden. Und Verräter gehören nicht weniger exkommuniziert wie gottlose Menschen bei Christen oder Muslimen. Linke politische Parteien und ihre Repräsentanten, die nur verheißen, sind auch nicht besser als jeder ordinäre Pfaffe, nicht besser als alle anderen im Bundestag vertretenen Parteien, die, christlich motiviert, für Unbeweglichkeit und Status Quo bestehender Strukturen stehen, die zu verbessern zum Wohle aller Menschen sie gleichwohl vorgeben. In Wirklichkeit instrumentalisieren sie ihre Partei nur als Jobbeschaffungsagentur für private Bereicherungsinteressen, während sie merkwürdig empfindlich reagieren, wenn der Ausgegrenzte Ansprüche einklagbar einfordern können möchte. Dafür muss die Verheißung auf was auch immer reichen.

Kurzum, wir wollen mit unserer Arbeit den Bürger überzeugen, dass sozialer Wandel und Wandlungsfähigkeit des Subjekts die abstrakt-definitorische Ebene voraussetzt, auf der unteilbare Rechtsmaxime zu de-

finieren sind, auf die sich alle Teilnehmer der Gesellschaft, auch der Verbrecher, unmittelbar einklagbar berufen können müssen. Oder es gibt weder Teilhabe, die ihren Namen verdient, noch nachhaltig stabile soziale Strukturen in der Gesellschaft. Sie gerät notwendig auf eine schiefe Ebene, was in aller bisherigen Geschichte immer wieder in Gewalt und Totschlag mündete.

Wir wollen ferner im Kontext der interaktiv-strukturellen und subjektiven Ebene einen Diskurs darüber anstrengen, warum und auf welche Weise die abstrakt-definitorische Ebene immerzu wieder verfehlt wird, dafür es interne und externe Gründe gibt, solche, die im Innenleben des Subjekts und in den außersubjektiven Strukturen begründet liegen, die überdies miteinander interagieren, dadurch, dass sich das Gefühl notwendig in außersubjektive Strukturen ergießt, dadurch, dass das Gefühl nicht für sich selbst existieren kann. Ihm kommt notwendig ein Objektbezug zu. Wir wollen diskutieren, wie es um diese Innen-Außen-Verbindung bestellt ist, auf welche Weise sie mit einem Verhältnis korrespondiert, das der Sozius mit sich selbst unterhält (imaginative Inter subjektivität), und wie das alles, last not least, zusammen funktioniert mit welchen Folgen für uns alle. Dieses komplexe Innen-Außen-Verhältnis sucht und braucht letztendlich einen Halt, einen Orientierungspunkt, den wir, so unser zentraler Politikansatz, in jenen unveräußerlichen Rechten sehen, die wir, jeder einzelne, für uns alle wollen müssen, ein Wille, der von Natur aus nicht, sprich: nicht notwendig existiert und daher – als solcher wie das Gefühl als solches – auch nicht analysierbar ist. Dennoch brauchen wir ihn. Wir müssen ihn in uns durch Erziehung ausbilden und präsent halten – bis ins hohe Alter hinein.

Unterhalb der ersten Ebene eines über allem stehenden gesellschaftlichen Interesses entwickeln sich die sozialen Strukturen, in denen Menschen unmittelbar miteinander verkehren – mehr oder weniger emotionalisiert, mehr oder weniger konkret. Dies ist die zweite, die sozialstrukturelle Ebene, die auf einer dritten Ebene des einsam vor sich hin monologisierenden Subjekts gründet, durch das alle Strukturen hindurch gehen, um mit dem Bestandsinteresses des Subjekts in einer libidinösen Symbiose zu verschmelzen, das sich zuweilen in eine universal-religiös gefärbte Superstruktur (Gottesglaube) ergießt, die Halt geben soll: von der man fetischisierend das profan Sozialstrukturelle abhängig wähnt. Bisweilen kommt das universal Superstrukturelle als Superschrulle, zum Beispiel als Schicksalswissenschaft “Astrologie”, daher.

Das einsame Subjekt nimmt notwendig ein subjektiv fundiertes Bestandsinteresse für sich in Anspruch (ich will nicht sterben, ich will mein entführtes Kind wiederhaben), das sich auflöst, weil es ebenso notwendig gehalten ist, sich – unter Zuhilfenahme politischer oder fa-

miliärer Strukturen – abstrakt mit einem gesellschaftlichen Allgemeininteresse zu identifizieren. Dieses kann sich in einem gemeinsamen Glauben an die Gnade und Allmacht Gottes erschöpfen. Identifikationen existieren notwendig außersubjektiv neben dem Subjektsein und setzen das einsame Subjekt daher unter Spannung, die es über den Weg zuweilen zwanghafter Rationalisierung mit der externen Welt zu versöhnen sucht, vergeblich, da es das Subjekt selbst ist, das unentwegt, ob nun bewusst oder nicht, (seine) Spannungen hineinträgt in die externen (außersubjektiven) sozialen Strukturen der Gesellschaft und ein damit einhergehender Rationalisierungsvorgang (der Versöhnung) immer nur *nachträglich* den spannungsgeladenen Strukturen appliziert wird. Das Subjekt ist nicht aus *guten Gründen* mit sich und der Welt versöhnt, sondern deshalb, weil der Mensch sich an jeden Dreck gewöhnt bis hin zur vollständigen Versöhnung, um dann zu meinen: ein Diskurs über soziale Sachverhalte könne auch spannungsfrei – ohne Konflikte – ablaufen. Er ist einer sozialverträglichen Bearbeitung nur dann zugänglich, wenn es neben und über einem möglichen, in Wirklichkeit nicht versöhnenden *Glauben an irgendwas* unveräußerliche Rechte gibt, die *alle*, auch der Verbrecher, in Anspruch nehmen können, die über jedem Universalglauben *an irgendwas* stehen müssen. Der Glaube allein bringt gar nichts. Wobei – streng genommen – eigentlich gar nicht die abstrakt-definitorische Rechtsmaxime primär ist, sondern allein der durch Bildung ausgebildete *Wille* des Subjekts, in einer Massengesellschaft *sozialverträglich* zu leben.

1.4 Der Struktur- und Prozessfetisch

Nicht überall, wo ein *Wille* ist, muss es auch *Wege* geben. Es mag strukturelle Probleme geben, denen wir mehr oder weniger hilflos ausgesetzt sind; zum Beispiel demografische Probleme, die sozialverträgliche Entwicklungen erschweren. Das entlässt aber nicht aus der Verpflichtung, solche Strukturprobleme anzugehen, die sich mit einfachen Mitteln durchaus lösen ließen. So das technisch-ökonomische Problem der Kapitalverwertung. Diese erschöpft sich nicht in mehr oder weniger Gewinn, gar einen solchen, den man unter Linken als sozialverträglich oder heuschreckenhaft böse ausmacht. Vielmehr berührt eine Ökonomie, die sich in ihrer Entwicklung dem Regelmechanismus der *Kapitalverwertung* verpflichtet fühlt, das menschliche Zusammenleben grundsätzlich **nicht** sozialverträglich. (Vgl. Abschnitt B)

Strukturfragen beginnen mit der folgenden Frage: Reicht es aus, Verbesserungen innerhalb einer gegebenen Struktur zu erreichen, ohne diese selbst anzutasten? Wir glauben mit Marx sagen zu können, dass es um Strukturänderungen gehen muss, um das, was viele gedankenlos als

Systemfrage abtun.

Dabei geht es gar nicht um das Prinzip “Alles oder Nichts”. Man verkennt, dass die Systemfrage struktureller Natur ist und mitnichten das abstrakt-definitorische Ganze repräsentiert. Sie zielt unabhängig von Moral und normativen Rechtsmaximen auf Strukturfunktionales: wie funktioniert unsere Gesellschaft technisch-ökonomisch? Gibt es im System vielleicht einen Wurm, der alles zum Scheitern verurteilt? Ähnlich wie Computerprogramme prinzipielle Fehler enthalten können, die irgendwann unweigerlich zum Absturz führen. Das kann dauern. Katastrophen ereilen Menschen unvorbereitet. Einer gesellschaftlichen Struktur passiert eine Katastrophe oft genug nur einmal und alles liegt am Boden. Die Geschichte weiß uns davon Lieder zu singen. Die Frage ist, ob das sein muss, wenn sich ein prinzipieller Fehler einfach beheben lässt. (Vgl. B1)

Systeme und ihre internen Funktionseigenschaften sind Mittel zum Zweck, nicht der Zweck. Sie können in der sozialen Wirklichkeit auch scheitern, wenn zu definierende Ziele nicht erreicht werden – es sei denn, man verwechselt Mittel und Zweck, bzw. fetischisiert das Mittel zum Ziel. Dann gerinnen der Prozess oder der Weg zum Ziel, bzw. zum Fetisch. (Vgl. WIF-GKO, Kapitel 3.1)

Das Systemische ist als Mittel – wie der *Glaube an irgendwas* – dem Ziel, dem abstrakt-allgemeinen Interesse, untergeordnet, das auf etwas zielt, was wir für alle Menschen dieser Gesellschaft wollen müssen: die Würde des Menschen ist unantastbar. Mit anderen Worten: auf der abstrakten Ebene des gesellschaftlichen Allgemeininteresses haben wir ein Definitions- und kein Strukturproblem. Das schließt ein, dass gesellschaftliche Strukturen sich auf definierte Ziele ausrichten; diese sind in jenen präsent. Dennoch dürfen Strukturen niemals mit dem zu definierenden Ziel (Zweck) verwechselt werden, bzw. das Ziel selbst als feststehendes Substrat in die Strukturanalyse einbezogen werden. Wir sagen nicht: der Weg ist das Ziel (SPD-Mitglied Eduard Bernstein, † 1932: “Der Weg ist alles, das Ziel ist nichts”).

Das Strukturelle im Sinne eines Mittels wird durchgehend Gegenstand der vorliegenden Arbeit sein. Allein, es ist wichtig, die abstrakt gesellschaftliche Ebene, das Ganze einbeziehend, immer im Auge zu behalten, das, was für alle Menschen gilt; und damit die Frage, was es bedeutet, Strukturen in Bezug auf das gesellschaftliche Ganze zu ändern oder so zu belassen, das heißt, für unantastbar zu erklären. Es könnte sein, dass nicht nur soziale, sondern auch ökonomische Strukturen: die technisch-ökonomische Seite, mit dem abstrakt-gesellschaftlichen Interesse nicht vereinbar sind. In diesem Falle darf das Allgemeininteresse nicht zur Disposition stehen; zur Disposition dürfen Regeln stehen,

nach denen unsere Ökonomie funktioniert, auch wenn an solchen Regeln die sozialstrukturellen Bestandsinteressen noch so vieler einsamer Zentralbanker hängen. Sowohl mit sozialen als auch mit technisch-ökonomischen Regeln haben wir es immer und überall zu tun, auch in einer alternativen Partei, die ihrerseits eine soziale Struktur darstellt mit einem ihr inhärenten Bestandsinteresse, Gefahr läuft, dieses – sozialunverträglich – mit dem Strukturganzen kurzzuschließen, resp. mit einem Allgemeininteresse, das sie unter der Hand körperlich und nicht definitiv versteht. Wird das als Problem verkannt oder nicht mehr zureichend thematisiert, ist die Partei nicht mehr alternativ. Wir könnten dann in irgendeine im Bundestag vertretene Partei eintreten, um uns sozial zu engagieren.

1.5 Das Rationalisierungsproblem

Gesellschaftliche Strukturen durch eine Struktur, die Partei, verändern zu wollen, läuft auf das berühmte Innen-Außen-Verhältnis hinaus, gemeinhin, unter Philosophen, auch Subjekt-Objekt-Beziehung genannt. Geht das überhaupt? Etwas zu ändern, wobei das Subjekt zugleich Objekt der Veränderung ist? Nicht dass sich Subjekte (zusammen mit den Strukturen, in die sie eingebunden sind) nicht ohne Unterlass änderten. Sie wachsen schon mal rein biologisch, aber auch seelisch, lernen einen Beruf, gründen Familien und anderes mehr. Doch kann man Veränderungen sehenden Auges wollen, die das subjektiv-strukturelle Bestandsinteresse berühren?, bzw. das, was das Subjekt als sein mit (familiären) Strukturen verknüpftes Bestandsinteresse wähnt? So kann man einer Verkäuferin, die mit 600 € netto im Monat mit Hartz-IV nichts zu tun haben will, durchaus einreden, dass der Hartz-IV-Geldempfänger ihr Bestandsinteresse unerträglich berührt. So passiert es, dass der eine Arme den anderen Armen totschlägt. Wie überdies das *Ganze* gesellschaftlicher Strukturen durch eine Struktur ändern wollen, die ihrerseits im Sinne von Bestandssicherung, zumal als Teil des Ganzen von diesem durch und durch geprägt ist? Was heißt schon geprägt? Aus sich selbst heraus haben Strukturen, bei aller unterschiedlicher Prägung, zunächst ihr eigenes Bestandsinteresse im Sinn und tendieren dem entsprechend dazu, ihr Interesse mit dem Ganzen kurzzuschließen, resp. zu identifizieren, das Ganze also körperlich zu begreifen. Dann existiert es freilich als Material oder Unterlage von Rationalisierung, resp. der Rationalisierung zugänglich.

Unser Gesellschaftsbegriff ist ein anderer: weder körperlich noch lebendig ist er abstrakt-definitorisch darstellbar als Rechtsmaxime, als solche zugleich konkret, das heißt, für das Subjekt unmittelbar einklagbar – aber eben nicht rationalisierbar wie das körperlich zu begreifende

Bestandsinteresse des Subjekts, körperlich begreifbar insofern, weil es sich unmittelbar und notwendig in Sozialstrukturen hinein ergießt, nicht zuletzt um ihnen gegenüber Bestandsinteressen geltend zu machen bis hin zur libidinösen-symbiotischen Verschmelzung zum Beispiel mit einer parteilichen Organisation, die ihrerseits Bestandsinteressen fundamental geltend macht, insbesondere durch ihre Repräsentanten, aber auch nicht weniger durch ihre Klaqueure hindurch. Kurzum, das subjektive wird mit dem strukturellen Bestandsinteresse gleichgeschaltet. Das geht so weit, dass das subjektiv-strukturelle Bestandsinteresse projektiv und imaginativ sich mit dem gesellschaftlichen *Ganzen* identifiziert, das in diesem Fall wiederum strukturell und nicht abstrakt-defitorisch aufgefasst wird, freilich ohne dass Strukturrepräsentanten es sagen oder glauben, dass sie als Subjekt mit dieser hybriden und krankmachenden Mentalität geschlagen sind.

Solche auf dem subjektiven Bestandsinteresse ruhenden Strukturen sind gehalten, sich als selbstreferenziell zu verstehen; das heißt, das Subjekt hat das, was es macht, resp. Strukturen, in die es involviert ist, immer wieder kritisch, bzw. selbstkritisch zu hinterfragen, orientiert an etwas, was wiederum nicht selbst im Subjekt, seinen Strukturen, resp. seinem strukturellen Bestandsinteresse angesiedelt sein kann, sondern von außen aufgetragen wird – ganz analog dem Selbstaufruf einer rekursiven Funktion, die, durch einen Anfangswert einmal angestoßen zur Arbeit, sich immer wieder durch ihr eigenes Ergebnis zur Arbeit aufruft, freilich abhängig von einer Ausstiegsbedingung, die der Funktion auferlegt wird, um das Ende der Arbeit zu definieren, an der sich das Ergebnis der Arbeit messen lassen kann. Andernfalls würde sich die Rekursion sinnlos und unendlich im Kreise drehen. Aus der Perspektive der Funktion steht ihr Ziel nicht zur Disposition, auch wenn sie in ihrer Arbeit scheitern kann, das Ziel also nicht erreicht wird. Die einzelne Funktion bekümmert sich um das „Wie“, nicht um das „Was und Wozu“. Freilich ist die Funktion in der Lage, aus sich selbst heraus zu entscheiden, ob sie ihr Ziel erreicht hat oder nicht. Denn das Ziel mag ihr von außen aufgetragen sein; dennoch ist es in ihr präsent.

Allerdings sind aus der übergeordneten Perspektive vernetzter Funktionen untergeordnete Ziele rationalisierbar und können deshalb auch prinzipiell zur Disposition stehen. Dagegen nicht das übergeordnete Ziel aus der Perspektive der übergeordneten vernetzenden Funktion.

Analog dazu, nur zu illustrierenden Zwecken (wir wollen Menschen nicht mit maschinellen Systemen gleichsetzen), benötigen politisch-soziale Strukturen Ziele, denen sie sich willentlich verschreiben, die sie nicht aus sich selbst heraus, ihrer eigenen Arbeit, schöpfen, sondern die ihnen von außen auferlegt werden, auf dass sich ihre Arbeit daran

messen lasse. Andernfalls würde der politische *Wille* einfach nur das subjektive Bestandsinteresse (singuläres Ziel einer einzelnen Funktion) auf äußere übergeordnete Strukturen projizieren und sich schließlich hybrid in eins setzen mit dem Interesse des gesellschaftlichen Ganzen.

Auch hier ist ganz analog wesentlich, dass das der sozialen Struktur zu applizierende allgemeinere Ziel aus der Froschperspektive des „Wie“ – der Arbeit einer Struktur – nicht rationalisierbar ist. Aus der einzelnen Struktur heraus steht es nicht zur Disposition – durchaus gegen und in Spannung zu ihrem Bestandsinteresse (ich bin für Folter, weil ich mein entführtes Kind wiederhaben will). Freilich steht das Bestandsinteresse einer Struktur zusammen mit ihrem singulären Ziel aus der Perspektive eines ihr übergeordneten Ziels, das mehrere Strukturen mit ihren jeweils untergeordneten Zielen (und Bestandsinteressen) verbindet, ggf. und im Zweifel durchaus zur Disposition; das heißt, Strukturen sind kritisierbar, will sagen: zusammen mit ihren jeweils *singulären* Zielen der Rationalisierung zugänglich und zugleich, als Bedingung jeglicher Rationalisierung, zu messen an ihnen übergeordneten Interessen. Ein übergeordnetes Interesse muss sich seinerseits messen lassen an einem ihm übergeordneten Ziel u.s.w., bis wir auf ein Interesse stoßen, das wir im Sinne eines *Allgemeininteresses für alle Mitglieder der Gesellschaft* wollen, an dem sich alles, was es an lebendigen Strukturen in der Gesellschaft gibt, messen lassen, aber auch scheitern können muss.

Verschmilzt der singulär-familiäre Zweck der Arbeit einer sozialen Struktur mit ihrem Bestandsinteresse, kann das *Leben für etwas* gleichsam zum Leben selbst gerinnen – aus einem quasi-religiösen Impuls heraus (der Weg ist alles, das Ziel nichts; der Zweck heiligt die Mittel). Ist jedoch darüber hinaus – durch Erziehung und Bildung – ein *Allgemeininteresse* (körperliche Unversehrtheit, keine Armut, kein Arbeitszwang) in allen sozialen Strukturen, resp. all ihren Subjekten präsent, deckt sich dieses definitive Allgemeininteresse nie mit den singulär-familiären Zielen körperlich zu begreifender sozialer Strukturen. Das setzt das einzelne Subjekt zusammen mit den Strukturen, in die es involviert ist, unter Spannung; eine Spannung, die wir wollen, die zur Kommunikation motiviert und daher das Leben spannend, lehrreich und überhaupt erst der Erziehung, bzw. der Bearbeitung zugänglich macht; kurzum, eine solche Spannung macht substanzelle Teilhabe überhaupt erst möglich.

Das Allgemeininteresse, und hier wird der Unterschied zu maschinellen Systemen deutlich, wird als Rechtsmaxime abstrakt-definitorisch zum Ausdruck gebracht und ist zugleich durch Erziehung und Kommunikation dem einzelnen Subjekt (innerlich) präsent und – ganz wichtig! – in der sozialen Realität unmittelbar einlösbar. Andernfalls verbliebe der gesellschaftliche Ganzheitsbegriff imaginativ, als quasi-re-

ligiöses Konstrukt im einsamen Subjekt angesiedelt, als unendliche Sehnsucht nach einer wie auch immer gearteten Verheißung, die – weil der familiären Struktur als Wertemaxime ebenfalls von außen appliziert und in ihr präsent – auch unter Spannung setzt, aber als nicht einklagbare Wertemaxime das Subjekt dazu verurteilt, mit sich und der Welt allein zu bleiben: das Subjekt also immer dann im Stich lässt, wenn's drauf ankommt.

Mit anderen Worten: wir kommen aus dem Imaginativen nicht heraus, solange wir der körperlich-strukturellen Sichtweise des Ganzheitsbegriffs – eines Allgemeininteresses – verhaftet bleiben: *solange wir uns die ideale Gesellschaft als etwas Körperliches vorstellen, das man anfassen kann (z.B. als Blut und Boden).*

Das, was wir für alle wollen (menschliche Würde), kann zwar in der körperlich-strukturbezogenen, sprich: familiär- oder bürokratisch-sozialen Praxis scheitern (wir erleben es jeden Tag), ohne aber deshalb, auch hier im Unterschied zu maschinellen Systemen, zur Disposition zu stehen, das heißt, es lässt sich gegenständlich einklagen durch jedes beliebige Subjekt, es repräsentiert aber mitnichten die *ideale* Gesellschaft auf körperlich-strukturelle Weise. Es gibt definitiv nichts Strukturelles, wo wir uns alle wiederfinden. Anders ausgedrückt: die Idealität ist definitiv; sie bricht sich an der Struktur, ohne zu zerbrechen; die praktischen Tatsachen werden immer gegen uns sprechen. Wir haben keine Chance gegen Menschen wie den hessischen CDU-Politiker Roland Koch und seine videobewaffneten Argumente, die ihren politischen Willen unentwegt auf herrschende Strukturen glauben gründen zu können, resp. auf das, was ist, auf Tatsachen, in denen sie sich zu Hause fühlen und meinen, andere könnten es auch. Das käme für uns einem Politikverzicht gleich.

Nicht dass die Fetischisten nur Tatsachen anbeteten und keine Idealitäten im Kopf hätten. Idealitäten haben sie zuhau. Nur konfrontieren sie diese nie mit der Praxis, so wie das Grundgesetz die unveräußerliche Menschenwürde nicht konsequent mit der menschlichen Praxis konfrontiert sehen will. Wie schon die Väter des Grundgesetzes damals wollen auch die heutigen Politiker das, was für alle Menschen gelten soll, nicht genauer bestimmen: sie sehen die Würde des Menschen in gehöriger Entfernung von der menschlichen Praxis auf einem Piedestal; dort gehört sie hin wie der liebe Gott, den wir, wie Hiob im Alten Testament, auch nicht einklagbar beim Wort nehmen dürfen, ohne uns zu versündigen. (Vgl. D5.4) Und so hat auch niemand etwas dagegen, dass die konkrete Bestimmung der menschlichen Würde in Gestalt des Rechts auf *körperliche Unversehrtheit* (Artikel 2, GG) mit einer Zweidrittelmehrheit im Bundestag und Bundesrat angetastet werden kann, wäh-

rend die Menschenwürde in ihrer abstrakt unverbindlichen Formulierung (Artikel 1, GG) auch mit Zweidrittelmehrheiten nicht antastbar ist (Artikel 79, GG).

Kurzum: Folter und Todesstrafe sind mit entsprechenden parlamentarischen Mehrheiten mit dem Grundgesetz vereinbar. Eine merkwürdige Mentalität, die sich hier auftut; das Ideelle hängt irgendwo über den Wolken, im siebten Himmel. Dort ist es buchstäblich gut aufgehoben, um von der irdischen Praxis nicht ungebührlich beschmutzt zu werden. Eine durch und durch menschenverachtende Mentalität, die zeigt: der Subjekt-Objekt-Dualismus – eine Sache menschlicher Praxis, keine der Vernunft oder Erkenntnis – ist nicht überwunden; lebt immer noch.

Wir sehen, auch der gottesfürchtige politische *Wille* – will er nicht unentwegt um das herum kreisen, was ist oder ins Auge springt – ist, wenn überhaupt, nur sehr begrenzt aus der strukturellen Praxis heraus rationalisierbar. Jedwede Struktur tendiert von ihrem Bestandsinteresse dazu, sich rationalisierend mit einem Ganzen zu identifizieren, das die realen Strukturen aus der Entfernung repräsentiert (Gottesbegriff), wobei freilich dieses Ganze dennoch einigermaßen gottlos im Körperlichen, in dem, was ist, gesucht und nicht ideell-abstrakt gefasst wird, wie es sich eigentlich für einen Gottesfürchtigen gehören würde. Um nicht zu sagen: anders als bei uns, entwickelt sich der politische Wille des Gottesfürchtigen gottlos aus dem gegenständlich Fassbaren heraus, aus dem, was ist, aus dem Tatsachenfetisch heraus, dagegen Søren Kierkegaard auf eine ihm eigene Weise sein Leben lang anschrieb (vgl. D5), verbunden mit einem krankhaften Misstrauen gegenüber dem, was ist: gegenüber allen außersubjektiven Strukturen. Er verkannte durchaus nicht, dass dies unlösbar und unversöhnlich auf einen Prozess radikaler Verinnerlichung hinausläuft, de facto auf den berühmten Subjekt-Objekt-Dualismus, wenn im und durch den Glauben verinnerlichte Idealtäten – der Rationalisierung nicht zugänglich – nur als Gnaden geschenk Gottes und nicht gegenständlich, sprich: außersubjektiv als definitiv einklagbar begriffen werden; geradezu zwanghaft beugte er jeglicher rationalisierenden Vereinnahmung des Glaubens vor, denn das hieße, Gott und Jesus, den Gottessohn, gemein zu machen: nach menschlichem Maß zu messen. Außersubjektives muss aber nicht zwingend als der Rationalisierung zugänglich begriffen werden. Das, was wir für alle einklagbar wollen, begreifen wir durchaus nicht als der Rationalisierung zugänglich, wie dies in der “Theorie des kommunikativen Handelns” von Habermas unverkennbar ist. (Vgl. Abschnitt D, WIF-GKO)

Dennoch haben wir nichts gegen Rationalisierungen, anders als Kierkegaard nicht einmal dann, wenn sie sich auf das (geheime) Innenleben

des Subjekts beziehen, was legitim ist, weil es ohne außersubjektiven Objektbezug gar nicht existiert. Nur begründen Rationalisierungen letztlich nicht das, was wir für alle Menschen der Gesellschaft wollen. Natürlich klebt Rationalisierung am Strukturellen, an dem, was ist, kurzum, an der Tatsache. Das heißt aber noch lange nicht, dass wir uns als von den Tatsachen ganz und gar abhängig begreifen müssen. Das hieße in der Tat, die Tatsache und mit ihr die Rationalisierung zum Fetisch zu stilisieren.

Vor allem das sogenannte gottesfürchtige politische Alltagsgeschäft interessiert sich nicht die Bohne für das, was aus einem politischen Willen heraus nicht ist, aber sein soll (Idealität); dieses schwebt nicht (an)greifbar – nicht einklagbar – hoch oben über den Wolken. Dort gerinnt es, wenn's hoch kommt und ohne praktische Bedeutung für das Subjekt, zum Gegenstand unendlicher Sehnsucht. (Vgl. D6, insb. D6.7)

Dabei braucht jedwede Rationalisierung einen Maßstab, an dem sie sich messen lassen und auch scheitern können muss. Und scheitern kann sie nicht, wenn sie sich anmaßt, diesen Maßstab aus sich selbst heraus, ihrem eigenen strukturellen Substrat, zu bestimmen; dort herrscht das Bestandsinteresse, das Selbsterhaltungsinteresse, an dem sich alles ausrichtet. Das Ergebnis wäre Prozessfetisch: ein Rationalisierungsprozess, der unendlich in und um sich selbst kreist. Hier werden wir paradigmatisch unsere liebe Mühe mit unserem Jürgen Habermas und seinem umfangreichen Konzept einer *Lebensweltrationalisierung* haben (Vgl. insb. D7), an der letztlich der Tatsachenfetisch, bzw., was auf dasselbe hinausläuft, der Prozess- und Strukturfetisch kleben. (Vgl. WIF-GKO, v.a. die Kapitel 3.1 und 3.2.1)

2. Zwanghafte Projektion

Der Fetisch als solcher ist fromm. In diesem Sinne ist der *ungläubige* Linke frommer als jeder noch so unerträgliche Pfaffe; er kommt von dem, was ins Auge springt, nicht los; seine Theorien wähnen hinter jedem gesprochenen Wort eine genau entschlüsselbare Bedeutung, die dem Sprecher zukommt. (Vgl. E1) Da fühlt er sich sicher. Und er ist strukturkonservativ, weil er an dem, was ist, klebt: an herrschenden Strukturen, erworbenen Besitzständen und Begehrlichkeiten. In dem, was ist, wähnt man Berechenbarkeit, die Verheißung, um daraus immerzu Milch und Honig zu saugen, auch als Belohnung für diejenigen, die an innerlichen und äußerlichen Strukturen nicht röhren. Es muss Ruhe herrschen im Lande; man *störe meine Kreise nicht*, während ich sauge und noch was, und sei es auch immer weniger, zu saugen da ist. Sollen den letzten doch die Hunde beißen. Deshalb möglichst lange und ungesetzt nichts hören, nichts sehen, nichts fühlen, sich nicht be-

wegen; vor allem keinen Strukturwandel riskieren – den toten Käfer spielen; mitlaufen dann, wenn Strukturwandel sich nicht mehr vermeiden lässt, gar schicksalhaft und naturgewaltig über eine Gesellschaft hereinbricht und Menschen ausgrenzt. Dann findet man sich sogar mit Ausgrenzung ab, die Hauptsache, es trifft einen nicht selbst. Man möchte immerzu weiter saugen wie der Säugling an der Mutterbrust und wehe, der Milchstrom verrinnt, dann ist das Geschrei groß. Ja, es gibt viel zu tun, damit sich für Politiker einmal mehr nichts ändern muss. Zwischendurch jammern sie auch mal über eine unmoralische und gottverlassene Welt, in der Unternehmen ihre Produktion einfach nach Rumänien verlagern, nachdem der jammernde Politiker den Verlagerungen mit entsprechenden Gesetzen auf die Sprünge geholfen hat, eine Strukturpolitik der Ausgrenzung betreibt, anstatt die außenwirtschaftlichen Beziehungen mit einfachen Mitteln politisch und sozialverträglich zu gestalten.

Richtig ekelhaft spießig wird es, wenn Politiker oder Menschen der Öffentlichkeit wie der ehemalige Tagesthemenmoderator Wickert über zu wenig Steuermoral klagen, als sei es unmöglich, Steuergesetze so zu stricken, dass die höheren und ganz hohen Einkommen zuverlässig erfasst würden; ein merkwürdiges Verständnis von Moral, ohne Subjektbegriff, das vom Bestandsinteresse des Subjekts abstrahiert.

Und nachdem Politiker bewiesen haben, dass sie für die Politik zu blöd, zynisch oder heuchlerisch sind, jammern sie noch über Bildungsmisere, mangelndes Regel- und Rechtsbewusstsein von Schülern und Jugendlichen, über arme Menschen, die von Entlassungen und Hartz-IV betroffen sind. Widerlich! Wobei immer der andere schuld ist; bisweilen auch die von Hartz-IV Betroffenen, denen gut versorgte Politiker ja nur deshalb so wenig Geld geben, weil sie sonst ihren Arsch nicht hoch kriegen. Dann möchte man der Armut eine Erziehungsfunktion zuweisen. Ja, man meint es gut mit uns. Kommt unser Ex-Kanzler nicht auch aus armen Verhältnissen? Und lassen sich daraus nicht rührende Geschichten schreiben?

“Die Linke” drückst zwar noch mit der einen oder anderen Verbalradikalität rum, aber sie hat dort, wo sie mitregiert, das Gute in Hartz-IV schon lange entdeckt, selbst im unmittelbaren Sozialabbau, zum Beispiel im Berliner Landtag. Sie hat von unseren Wirtschaftsprofessoren nämlich gelernt, dass Sozialpolitik erwirtschaftet werden muss. Ja, auch der Staat muss wirtschaften. Schließlich muss das Geld, das man für die Armen ausgibt, ja irgendwo herkommen. Da handeln alle Linken nach alter SPD-Tradition, die sich seit 100 Jahren mit allem abfindet, wenn sie nur mitregieren dürfen. Und Leute wie Habermas sagen nichts, weil sie weder von Wirtschaft, noch von der Marxschen Theorie, wie sie im

Kapital niedergeschrieben steht, irgendeine Ahnung haben. Aus der Reihe der Unwissenden zu treten, hieße dann, sich der Gefahr auszusetzen, von der Seite angemacht zu werden; er will aber beim Philosophieren vor allem seine Ruhe haben und streitet sich deshalb mit dem Papst wortgewaltig lieber über Nächstenliebe. Da kennt er sich aus.

Wesentlich ist und bleibt ein menschenverachtender Mangel an perspektivischem Denken, der sich bisweilen hinter humorlosen Leichenbitterminen versteckt. Unserem Ansatz zufolge sind den drei interagierenden Ebenen kommunikativer Verständigung – Subjekt, Struktur, Gesellschaft – jeweils unterschiedliche Perspektiven inhärent. Aber schon auf der abstrakten Ebene gesellschaftlichen Denkens fangen die Schwierigkeiten an:

Der Gesellschaftsbegriff – er repräsentiert das, was uns alle angeht – kann auf zweierlei Weise begriffen werden. Zum einen körperlich-strukturell als Summe aller existierenden Strukturen, die sich zu einem gesellschaftlichen Ganzen vernetzen oder vernetzt sind, wobei er hier der strukturellen Ebene nicht entrinnt. Oder er wird zum anderen abstrakt-definitorisch aufgefasst als das, was wir für alle Menschen der Gesellschaft wollen (körperliche Unversehrtheit) – durchaus als etwas, was sich an der sozialen Praxis bricht, in einem Kontext, in dem Menschen anonym-institutionalisiert oder unmittelbar-familiär miteinander verkehren. Auch wenn das, was wir wollen, in der sozialen Praxis scheitern kann, so setzen wir dennoch auf Erziehungsprozesse ohne Gewalt, in denen das Gebot der körperlichen Unversehrtheit absolute Gültigkeit besitzt. Wir fassen den Gesellschaftsbegriff abstrakt und niemals körperlich-strukturell als der Rationalisierung zugänglich auf. Es geht uns nicht darum, dass wir das, was wir wollen, strukturell und damit letztlich vom Verstand her begründen können. Rationalisierungsvorgänge brauchen das Strukturelle; dieses hat sich freilich an dem, was wir wollen, auszurichten, an etwas Abstraktem, das sich vom einzelnen Subjekt zugleich konkret einklagen lässt, und nicht einer wie immer gearteten, nicht weniger abstrakten, wiewohl unangreifbaren Vernunft zu gehorchen, die sich – nicht einklagbar – an nichts messen lässt.

Kurzum, wir lassen die sogenannte Vernunft, die Fähigkeit, sich rationalisierend an Strukturen abzuarbeiten, frei nach Kant dort walten, wo sie hingehört: im Strukturellen, im Bereich möglicher Erfahrung, dem wir durchaus und ganz intensiv unsere Aufmerksamkeit schenken, freilich ohne es mit dem, was wir wollen, zu verwechseln oder indifferent zu vermischen.

Es ist also nicht so, dass wir der Fähigkeit zu rationalisieren, resp. in Strukturen zu denken, keine große Bedeutung beimessen. Das Gegen teil ist der Fall. (Vgl. E4) Primär ist jedoch das, was wir wollen und

noch nicht ist: keine brutale Gesellschaft aufgrund einer alles brutalisierenden strukturellen Gewalt, zu der es komplementär – im Sinne eines Innen-Außen-Verhältnisses – die alles brutalisierende Gesinnung oder Mentalität gibt, sozusagen als ausführendes und herrschende Strukturen bestätigendes Organ, vor allem an der Spitze unserer Gesellschaft, so in Gestalt von Roland Koch, der mit seinem Plädoyer für ein härteres Jugendstrafrecht immer nur noch mehr Brutalität in die Gesellschaft hineinträgt. Wie jung müssen Straftäter eigentlich noch werden, damit unsere Dumpfbacke Koch merkt, dass “Strafe” nichts bewirkt. Ihre derzeitige Notwendigkeit ergibt sich nicht aus ihrer Wirkung, sondern zeigt nur die uneingestandene Hilflosigkeit und soziale Inkompetenz des Spießers. Er weiß die Gesellschaft halt nicht anders vor dem Verbrecher zu schützen als dadurch, dass er ihn quält, demütigt und ein weiteres mal, vor allem noch mehr ausgrenzt, als er es ohnehin schon ist.

Leute wie Koch werden das in diesem ihrem Leben nicht mehr begreifen; wir stellen seine Definitionskompetenz in gesellschaftlichen Angelegenheiten in Frage, die bei ihm in dem, was ist, in der Macht des Faktischen, gründet. Er kennt keinen Wechsel der Perspektive: er differenziert nicht zwischen Ziel und Struktur. Daher rationalisiert er im Sinne von Habermas seine Politik – das, was er will (Auge um Auge, Zahn um Zahn) – aus der Struktur heraus, um zugleich genau diese seine menschenverachtende, auf Rache gründende Mentalität in seinem Rationalisierungsgewäsch zynisch und heuchlerisch zu verstecken. Dadurch muss er nicht merken, wie dumm er ist. Er meint es nämlich gut. Ihm ginge es doch gar nicht um Rache! Dabei rationalisiert er das “Nicht-Rationalisierbare” – seine Gesinnung – und das, was sie will: mehr Sicherheit, indem *jugendliche Straftäter einen Denkzettel verpasst bekommen*, ein völlig absurd gesellschaftliches Ziel, das den Teufel noch dazu mit dem Beelzebub auszutreiben sucht. Wir wollen ein Ziel für alle, keines, das sich rationalisierend aus den existierenden Strukturen heraus ableitet, in denen Menschen unmittelbar verkehren. Dort werden Ziele ohne Unterlass definiert, wiewohl solche, die nicht für alle gelten können, während Koch, eine Absurdität, genau aus diesen Strukturen heraus Ziele ableitet, die für alle Menschen gelten sollen: mehr Sicherheit. Doch für was und wen? (Mehr) Sicherheit ist – strukturbezogen – nicht operationalisierbar für alle, insofern auch kein eindeutig und unmittelbar einklagbares Ziel für alle. Um es ganz deutlich zu sagen: für den Verbrecher ist sie was ganz anderes als für Bundesinnenminister Schäuble oder einen reichen Menschen, der seinen Garten mit einem hohen Zaun absichern muss, weil er die begehrlichen Blicke armer Menschen nicht erträgt.

Ganz abgesehen davon Koch die Straftäter, denen er einen Denkzettel verpassen will, gar nicht kennt. Für ihn ist es kein Problem, wenn familiäre Interessen oder Ziele Eingang finden in Strukturen, in denen Menschen anonym, über Institutionen, verkehren, wo es also nicht um singulär-familiäre Ziele gehen kann, sondern nur um solche, die stumpf für alle gelten, ohne Ansehen der Person. Jeder Hartz-IV-Betroffene spürt das am eigenen Leibe, wenn Bürokraten bei ihm den Eindruck machen, als müssten sie gewährte Leistungen aus ihrer eigenen Tasche zahlen. In gewisser Weise ist es auch so. Denn wenn über ihren Tisch zu viel Geld fließt, sind sie keine guten Bürokraten, die vom Erwirtschaften etwas verstehen. Dieser Mangel findet sich dann irgendwann als Haushaltsproblem auf dem Schreibtisch von Roland Koch. Dann ist er es, der von Wirtschaft nichts versteht oder seine Bürokratie nicht im Griff hat.

Unser Anliegen sei vorläufig wie folgt zusammengefasst: Teilhabe für das Subjekt setzt abstrakt-gesellschaftliche Ziele für alle voraus, die auch den Straftäter einbeziehen. Das setzt das uneingeschränkte Bemühen um Resozialisierung voraus – nicht als Lippenbekenntnis, sondern verbunden mit genau definierten Rechten, die im Strafvollzug peinlich genau einzulösen sind; zum Beispiel das Recht auf Intimität, vor allem aber das Recht auf körperliche Unversehrtheit. Ferner wollen wir einlösbar Ziele für alle selbst dann, wenn sie sich brechen *an dem, was ist*, an herrschender Faktizität, wie sie Roland Koch videobewaffnet uns ins Auge springen lässt (so sieht doch, wie brutal sie sind!). Und schließlich sind wir der Meinung, dass aus der herrschenden Faktizität heraus das, was man für alle wollen muss, nur begrenzt, wenn überhaupt, begründet werden kann, schon gar nicht in einem sozialen Kontext, der für alle gilt: die vor allem in einem sozialen Kontext einzulösen sind, in dem Menschen nicht unmittelbar, sondern anonym – über bürokratische Institutionen – miteinander verkehren. Dort sind die Ziele, die für alle gelten, unmittelbar und peinlich genau einzulösen, während man sich in familiären Kontexten: dort, wo sich Menschen persönlich kennen, immer wieder bemühen muss. Das gilt noch viel stärker für einen vom sogenannten Über-Ich gesteuerten sozialen Kontext, in dem das Subjekt imaginativ-monologisierend – mehr oder weniger verstrickt im Ressentiment – mit sich selbst verkehrt, um gegen das Ressentiment bereit zu sein, eine zuvor aus Verzweiflung oder Frustration abgebrochene soziale Beziehung wieder aufzunehmen. (Vgl. C4.Exkurs)

Übrigens ist der Generalsekretär der SPD, Hubertus Heil, auch nicht besser als Koch. Er schiebt in seiner Erwiderung auf ihn nur auf die Eroberung politischer Macht, ohne diese mit dem, was er will, zu befärben, eine Strategie, die die SPD seit 100 Jahren leitet (der Weg ist alles,

das Ziel allenfalls Verheißung, also nichts). Kann Hubertus Heil nicht froh sein, dass es ausgerechnet in Roland Kochs Hessen ein Strafvollzugsdefizit gibt, das zunächst ausgeräumt werden müsse, bevor man an härtere Strafgesetze denken dürfe? Ja, er kann froh sein, denn sonst müsste er sagen, was er will, seine Weichteile zeigen, in die Koch dann mit dem Wort *Kuschelpädagogik für jugendliche Schwerverbrecher* so schön hinein stechen könnte – ganz in Übereinstimmung mit einer auf Gewalt und Rache gepolten Kopf-ab-Mentalität des Bürgers. Diese möchte man als SPD nicht ganz unbedient lassen. Dafür gibt es immer wieder den einen oder anderen Bluthund wie damals SPD-Reichswehrminister Gustav Noske 1919/20, der rechte, auf Mord und Totschlag gepolte Freikorps damit beauftragte, auf demonstrierende Menschen zu schießen – mit der Bemerkung: „*Einer muss der Bluthund sein*“.

Wir wollen keinen Strafvollzug nach dem Motto „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, sondern einen, der konsequent, selbst gegen alle Fakten, auf Resozialisierung setzt, unabhängig davon, ob die sogenannte Fachwelt bestimmte Straftäter für resozialisierbar hält oder nicht. Darüber maßen wir uns kein Urteil an. Punkt.

Dennoch hat die Gesellschaft die Aufgabe, den Bürger vor Kriminellen zu schützen, quasi so zu tun, als gäbe es eine individuell zurechenbare Verantwortung des Subjekts für seine Taten, die sich dahingehend instrumentalisieren lässt, Rachegefühle und mit ihnen verknüpfte Gewalt sowohl in ein Licht von Rationalisierung zu stellen, als auch hinter oder in dieser zu verstecken. Es gibt Verantwortung des einzelnen aus der Not heraus, weil wir gesellschaftliche Stabilität brauchen und der Mensch womöglich mental gar nicht in der Lage ist, in Massengesellschaften zu leben, und nicht weil Verantwortung individuell zurechenbar oder rational aus einem *freien* Willen heraus begründbar wäre.

Der Wille, ob nun *frei* oder nicht, begründet nichts, ist durch nichts begründbar, noch ist begründbar, was ihm letztendlich als etwas, das für alle gelten soll, entspringt. Unbenommen davon, dass der *freie* Wille immer auch, vielleicht sogar ganz und gar aus den vergangenen Lebens- oder Erinnerungsschichten heraus begreifbar ist, ist er eine Konstruktion, die es Menschen wie Koch leichter macht, sich ihre Welt so zu rechtfzulegen, wie sie sie brauchen, um ihrem rechtspositivistischen Verständnis zufolge Verbrechern guten Gewissens *einen Denkzettel verpassen* zu können. Andernfalls verstünden sie die Welt, vor allem ihre eigene Welt, sich selbst, nicht mehr. Sie erkennen böswillig, aus einem Mangel an perspektivischem Denken, dass ihr Innen-Außen-Verhältnis ein völlig anderes ist als dasjenige eines Kriminellen. Oder vielleicht mehr Ähnlichkeit aufweist, als uns allen lieb ist. Wir wissen es schlichtweg nicht, weil wir uns nicht anmaßen, in das Herz eines Menschen hinein-

blicken zu können, um ihn einer letztendlichen rationalisierenden Beurteilung zugänglich zu machen.

Ganz anders Koch: er glaubt, eigene Rationalisierungsprozesse, die er seiner je eigenen verinnerlichten Welt und den damit korrespondierenden äußereren Strukturen – für die er Besitzansprüche glaubt reklamieren zu können – entnimmt, auf andere Menschen übertragen zu können, unabhängig davon, was an Strukturen durch sie hindurchgegangen ist und immerzu weiter, bis zum Lebensende, hindurch gehen wird. Dafür kennt die Freudsche Psychoanalyse ein Krankheitsbild, das sich (übersteigerte) „Projektion“ nennt, eine Mentalität, in der perspektivisches Denken, auf welcher Ebene auch immer angesiedelt, keinen Platz hat, eine Mentalität, die subjektive Eigenschaften oder Bedürfnisse nicht als eigene Eigenschaften, sondern zwanghaft als Eigenschaften anderer Personen erlebt, um sich von Schuldgefühlen (gegenüber diesen anderen Personen) zu entlasten. Eine Person mag in mir etwas Abschreckendes auslösen, vielleicht weil sie mich an meinen autoritären Lehrer von früher erinnert; nur rechtfertigt es keine mentale Verweigerung oder Ausgrenzung, denn ein Gefühlsauslöser ersetzt keine Analyse, die ihrerseits die Fähigkeit innezuhalten voraussetzt, vielleicht um genau hinzuschauen, gerade auch in sich selbst hinein, was es mit der subjektiven Erinnerung im einzelnen auf sich hat: Erst mit der Fähigkeit zur Analyse ergießt sich das Gefühl in einen politisierbaren sozialen Sachverhalt, um diesen entweder neu zu erzeugen oder als einen, der schon existiert, neu zu beleben.

Nicht die Projektion als solche ist krank, insofern laden Attributierungen wie „krank“ oder „übersteigert“ zu Missverständnissen ein; krank wird's nur, wenn mit der Projektion (*du erinnerst mich an meinen autoritären Vater*) der belebende Diskurs unterbrochen wird, weil Diskursteilnehmer nicht gelernt haben, ohne Wenn und Aber auch mit negativen Gefühlen umzugehen. Deshalb können Leute wie Koch nicht anders, als einen Gefühlsimpuls unmittelbar in Politik umzusetzen. Sie sind in ihrem Politikverständnis von einer konstruktiven Vorgehensweise meilenweit entfernt. Und wähnen sich ohne Rachegefühle, ja als mitfühlende Menschen, wenn sie jugendlichen Straftätern Denkzettel verpassen. Als fühlte man, wenn man fühlt, nicht immer nur sich selbst (Marcel Proust), als trauerte, wenn man einen lieben Menschen verloren hat, nicht vornehmlich um die eigene Existenz, und als liebten wir die Dinge um uns herum aus einem anderen Grunde, denn aus liebgewordener Gewohnheit, die sich als Vergangenheit zuweilen hartnäckig in den tieferen bis tiefsten Schichten menschlicher Erfahrung sedimentiert, um dort ein Dasein abzubilden, das zunehmend dem Vergessen ausgeliefert ist, je weiter es zurückliegt, um dann – plötzlich und

unerwartet – wie ein freigelegtes Fossil aus großer Entfernung zu Menschen zu sprechen, immerzu geduldig wartend, bis es durch zufällige Begebenheiten oder Gegenstände der Gegenwart freigelegt, gleichsam wachgeküsst worden ist, um das immer wieder mal vor sich hindämmernde Leben zu beleben, die endliche Zeit mit überirdischen Gefühlen, mit Zeitlosigkeit, zu kontaminieren (Marcel Proust, „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“).

Doch von was ist Roland Koch wachgeküsst? Von wem und was lässt er sein Leben beleben? Man könnte vermuten, dass er Denkzettel nicht deshalb verpasst, weil sie jemand anders, den er nicht einmal kennt, verdient hätte, sondern weil er schlichtweg gerne Denkzettel verpasst, verbal als Schreibtischtäter, versteht sich, er sich danach immer viel wohler fühlt, und weil er nicht weiß, wie er sich auf andere Weise ein gutes Gefühl verschaffen kann, zum Beispiel, indem er zuweilen in sich hineinblickt, sich dabei ggf. von anderen – warum nicht von einem Therapeuten? – helfen lässt, zumal dann, wenn er zu legislativ-exekutiven Abreaktionen neigt, weil er negativen Gefühlserlebnissen nicht ins Auge zu blicken vermag. Aber Gefühle, die immer auch auf Vergangenes verweisen, der Entzifferung dadurch erst zugänglich, spielen bei Menschen, die „krankhaft“ projizieren, halt keine Rolle.

Wir wollen es mal überspitzt sagen: Gefühle degenerieren für reaktionsäre Menschen – solche, die andere missbrauchen, indem sie ihnen gegenüber nur signalgesteuert reagieren (vgl. D2) – zum bloßen Konsumobjekt. Entweder sie beten ihr Liebesobjekt an oder sie missbrauchen es. Im Missbrauch lassen sie sich von dem, was ist: von streng gegenwartsbezogenen Verrichtungen, beleben. Von ihrer Vergangenheit wissen sie nichts, weil sie von ihr entweder abgeschnitten sind oder krankhaft nichts (mehr) von ihr wissen wollen. Sie wissen gar nicht, was das ist: Projektion. Das macht sie brandgefährlich. Nun, wir werden den Projektionsbegriff in den nächsten Kapiteln mithilfe der *Recherche* von Marcel Proust entwickeln, um ihn vom wesentlich ödipal geprägten Freudschen Projektionsbegriff abzugrenzen: Unter dem Diktat von *Ödipus* verbleibt das (politische) Engagement uneinlösbar im Imaginären eingemauert. Dort gerinnt *Teilhabe* zur imaginären Entität, die sich mit der Alles-oder-Nichts-Verheibung abspeisen lässt, von Mama und Papa endlich einmal nicht mehr *verkannt*, um nicht zu sagen: rundherum als *wertvoller* Mensch anerkannt zu werden.

3. Theoriebildung durch die Wahrnehmung hindurch

Wir wollen weder das Subjekt noch seine äußereren sozialen Strukturen in ihrer Entwicklung erklären, auch nicht das, was man das Ganze an sozialen Strukturen einer Gesellschaft nennen könnte. Das heißt aber nur, dass wir uns – aus einer gewissen Zurückhaltung heraus, die uns das Denken in Perspektiven auferlegt – weder ein Urteil anmaßen über Zustand und Entwicklung des Innenlebens noch der äußeren sozialen Strukturen, in die das Subjekt involviert ist, das ein für alle mal feststeht. Nicht das Urteil als solches ist problematisch; wir urteilen unentwegt; schlimm ist, den grundsätzlich vorläufigen Charakter eines Urteils in Bezug auf soziale Sachverhalte zu erkennen, bzw. zu erkennen, dass – im Unterschied zu naturwissenschaftlichen Theorien – sozialen Theorien grundsätzlich ein retrospektiver Charakter innewohnt, aus dem sich legitimierende Kraft nur begrenzt ableiten lässt. Sie bekommen ihre sie legitimierende Kraft sozusagen nur geliehen. Mit anderen Worten: jemandem zu sagen, er verhalte sich in einem bestimmten sozialen Kontext *richtig* oder *falsch*, heißt nicht, dass man ihn oder etwas in ihm „erklärt“.

Wir haben es mit folgender Ausgangslage zu tun: So wie soziale Theoriebildung durch Wahrnehmung und Perspektive präjudiziert wird, so sehr hat eine fahl werdende Theorie, die sich der permanenten kommunikativen Überprüfung entzieht, die Ausdünnung perspektivischen Denkens zur Folge; sie beeinträchtigt die Fähigkeit, dem Kommunikationspartner (durch die Wahrnehmung hindurch) gerecht zu werden. So etwas Naheliegendes ist leider nicht präsent im herrschenden sozialwissenschaftlichen Diskurs, der, was damit einhergeht, immer mehr unter Verschulungstendenzen leidet. (KEH-UEE)

Die Kunst von Marcel Proust verfährt anders. Er ist ein Meister des Innenlebens und verfährt, um dem Subjekt gerecht zu werden, zugleich sozialwissenschaftlich, an äußeren Strukturen orientiert. Strenger formuliert: das Innen kommt ohne das Außen nicht aus und umgekehrt: das Außen nicht ohne das Innen, wobei das Außen primär ist, weil, und das ist entscheidend, es keinen unmittelbaren Zugang zum anderen gibt, vielmehr nur einen aus der Entfernung: über Theoriebildung.

Das, was das Subjekt lernt, lernt es zunächst für und durch sich selbst (hindurch), um sich dann – ein kommunikativer Vorgang, an dem mindestens zwei Menschen beteiligt sind – der Theorie zu öffnen, im sozialen Kontext gleichsam zu prüfen, ob da etwas (innerlich) *begriffen* wurde, resp. *zum greifen nah* ist, etwas, was nur dem einzelnen Subjekt zukommt selbst dann, wenn die Kommunikationsbeteiligten Einigkeit

demonstrieren, die sich zu suggestiven Zwecken im Huldigungsvorgang ergießt (das ist die Verlängerung des Gefühls in der Entfaltung des Gottesbegriffs). Ohne Huldigungsprothese kann es mit der Einigkeit schon einen Tag später vorbei sein und die Kommunikation muss von neuem beginnen. An der folgenden Stelle der *Recherche* bringt Proust, sozusagen in einem Atemzug, *Theoriebildung* und *Subjektbezug* zusammen:

“Der Eindruck ist für den Schriftsteller, was das Experiment für den Naturwissenschaftler ist, mit dem Unterschied, dass bei dem Naturwissenschaftler die Arbeit des Verstandes vorausgeht, bei dem Schriftsteller aber folgt. Was wir nicht durch unser persönliches Bemühen erst haben entziffern, erst haben aufhellen müssen, was nicht schon klar war, ehe wir darauf stießen, gehört uns nicht eigentlich an.”
(PRM-SZ7, S. 287)

Eine der schönsten Stellen der *Recherche*, in der, fast möchte man sagen, alles zusammenkommt, mal eben so im Vorbeigehen vom Unterschied zwischen natur- und sozialwissenschaftlicher Theoriebildung die Rede ist. Wesentlich ist der soziale Kontext, dem auch die unmittelbar auf verstandesmäßige Versachlichung zielende naturwissenschaftliche Arbeit nicht entrinnt: auf den “Eindruck”, der nur ein Gefühl – gleichsam als Vorurteil (“... klar war, ehe wir darauf stießen, ...”) – zum Ausdruck bringt, folgt das persönliche Bemühen um Entzifferung. Hier macht sich das Gefühl auf, in einen sozialen Sachverhalt: kommunikative Tätigkeit, sich zu verwandeln, in die – das Sozialstrukturelle begründend – mindestens zwei Menschen in Rede und Gegenrede involviert sind. In der *Recherche* wird deutlich, wie durch den Entzifferungsvorgang einsame Projektionen auf ihre Substanz hin überprüft werden, das heißt, der einsame “Eindruck” ergießt sich in einen (sozialen) Sachverhalt, der seinerseits wiederum der Entzifferung zugänglich ist, im sozialstrukturellen Kontext das (einsame) Gefühl analysierend verdrängend, es gleichsam in rationalisierender Versachlichung zum Verschwinden bringend. Der Verstand übernimmt die Macht im Rationalisierungswahn. Er verleugnet versachlichend, dass eine Sache, die durch die gefühlsbezogene Wahrnehmung des Subjekts hindurch geht, sich nicht gleich bleibt als Voraussetzung dafür, dass das entziffernde Subjekt in dieser Sache etwas erfährt oder erfahren hat (als ersten gefühlsmäßigen Eindruck), was nur ihm selbst zukommt. In dieser Verleugnung fühlt das Subjekt sich weder unmittelbar noch aus großer Entfernung einbezogen. Hier sehen wir den Begriff der Theorielast auf den Punkt gebracht. Wobei nicht ein Zuviel an Theorie, sondern der Verleugnungsvorgang das Problem ist. *Teilhabe* wird fahl; sich einmischen wird zwecklos, wo immer wieder die Erfahrung droht, dass persönlich motivierte Anstrengungen in der Versachlichung keine Spuren hinterlassen, mag diese sich noch so freundlich kleiden: *wie schön, dass du da bist und für unsere gemeinsame poli-*

tische Sache Flugblätter austeilen willst. Ein Zynismus, den Linke zusammen mit einem völlig verschulten sozialwissenschaftlichen Diskurs nicht begreifen. Er zeugt von einem Abwehrverhalten, das, wie wir mithilfe der *Recherche* von Proust zeigen wollen, in seiner schlichten Indifferenz auf immer weniger Erinnerung verweist und daher einer Entzifferung durch das Subjekt hindurch nur begrenzt, mit immer weniger Leben, zugänglich ist.

Der Rationalisierungswahn fürchtet das durch Vergangenheit kontaminierte Gefühl, sowohl das eigene wie auch das, mit dem er sich konfrontiert sieht; es erreicht ihn zum Beispiel als schlechte, destruktive Stimmung, zuweilen als privatistische Scheiße (Vgl. C4). Dann sind Menschen nicht ansprechbar; sie verweigern sich politisch, weil „alles“ irgendwie nicht gut riecht. Der Hungerleider hat, wenn er sich in den sozialwissenschaftlichen Diskurs einmischt und nicht das frisst, was auf den Tisch kommt, seinen Hunger gefälligst im Zaum zu halten. Bisweilen gelingt es ihm, mit viel Kraftanstrengung, auf Hungerprobleme aufmerksam zu machen, um sich dann aber fragen zu lassen, was er denn wolle, er bekomme doch genug zu essen.

Natürlich kann es nicht darum gehen, Versachlichungen permanent zu emotionalisieren, das Gefühl künstlich zu verlängern, es durch Huldigungsrituale gleichsam zum Ziel verklärend auf ein Piedestal zu heben, wo ihm keine unmittelbare praktische Bedeutung im Alltagsleben mehr zukommt, um davon abzulenken, dass der Alltag mit Gefühlen nicht umgehen kann. Diese Unfähigkeit wird in der Huldigung versteckt; Feuerbach würde sagen: auf Gott projiziert. Wobei der behuldigte, für Verheißung und Hoffnung stehende Repräsentant einer Struktur sich zuweilen als gefühlvoller Mensch präsentiert, zum Beispiel indem er arme, kleine Mädchen streichelt oder aus Russland adoptiert: so sieht doch, unser Ex-Kanzler, dreimal geschieden, war in Wirklichkeit immer Familienmensch und weiß, was es heißt, arm zu sein. Der Verleugnungsvorgang muss dann nichts mehr von sich wissen. Schließlich haben es die beiden Mädchen aus Russland gut. Sie werden geliebt. Der Rationalisierungswahn, vollkommen verschlossen und dicht, ist buchstäblich durch nichts mehr anzukränkeln noch da, wo unentwegt von Gefühlen die Rede ist. Zur Gefühlswelt ihres Mannes Helmut Schmidt befragt, gab Loki Schmidt sinngemäß zur Antwort: *Sie kenne ihren Mann durchaus als Gefühlsmenschen, allerdings sei er in der Lage, seine Gefühle sorgfältig zu verstecken.*

Großartig. Wir hatten schon vor über dreißig Jahren einen Kanzler mit Gefühlen. Wie konnten wir das erkennen. Gott sei Dank, Armut und Sozialabbau haben auch menschliche Seiten. Die Frage ist nur, wie geht unsere Schmidtschnauze mit Gefühlen um, wenn er sich mit ihnen

unmittelbar konfrontiert sieht. Zuweilen kokettiert der Rationalisierungswahn mit seiner Unfähigkeit, indem er freimütig auf eigene Charakter Schwächen verweist: auf Ungeduld, die zuweilen ungerecht erscheine. Aber gibt es nicht zu viele Wichtigtuer, die immerzu Diskussionsbedarf anmelden, ohne etwas zu begreifen, selbst nachdem man ihnen alles zwei und dreimal erklärt hat? Wie soll einem da nicht der Geduldsfaden reißen? Dass vornehmlich Menschen, die sich, wie unsere Ex-Kanzler, zur Elite rechnen dürfen, Gefühle nur aufgehoben in der Kunst, aus großer Entfernung ertragen, wo sie als rührseliger Kitsch kein Unheil mehr anrichten, gerät immer weniger in den Blick. Als gäbe es eine *Theorie des einsamen Subjekts*, resp. der unmittelbaren Gefühlserfahrung, und als würde ein derartiges Theorieverständnis nicht einfach nur auf *asoziales Verhalten* verweisen. Unentwegt lässt man sich feiern und huldigen und ist dennoch vollkommen "zu", jeden (sozialen) Fortschritt blockierend, der, bevor er als solcher erkennbar wird, immer mit ungeratenen Gefühlen, Ahnungen, gar traumartigen Visionen geschlagen ist und zuweilen selbst nicht weiß, was er will, um sich dann aber Rationalisierungsprozessen dennoch zu öffnen.

Die theoriereflektierende Philosophie ist auch nicht besser. Dort reden Diskursbeteiligte – ohne Sinn für innere Bewegtheiten – am liebsten aneinander vorbei. Wir finden mit gewissen Abstrichen, die hier nichts zur Sache tun, den sprachphilosophischen Ansatz von Jacques Derrida interessant, ja anregend, der von einer *Einebnung des Gattungunterschiedes von Literatur und Philosophie* spricht. Er geht davon aus, dass es keinen sachlich begründbaren begrifflichen Schnitt zwischen Sozialwissenschaft (resp. Philosophie) und Literatur (resp. Kunst) gibt. Wir möchten ergänzend präzisieren: es gibt vor allem unterschiedliche Mentalitäten. Wir konzedieren, dass die Kunst als Refugium der Erholung vom subjektfundierten Interesse besetzt wird, weil es sich in den Sozialwissenschaften überhaupt nicht mehr zu Hause fühlt. Der herrschende sozialwissenschaftliche Diskurs erträgt den Abstand nicht, den das Subjekt zu den sozialen Strukturen, in die es involviert, braucht, um kreativ zu sein, einen Abstand, der den Künstler, ohne dass ihm das bewusst sein muss, zum Sozialwissenschaftler macht. *Dieser Abstand entsteht exakt in dem Augenblick, wo sich der Gefühlsimpuls in soziale Theorie ergießt*, wobei die Bewegung wesentlich ist: das "Sich Öffnen" sowohl dem Gefühl gegenüber wie auch einer Rationalisierung, in die sich das Gefühl ergießt, ohne dass beide Seiten zum Fetisch gerinnen. Der Abstand existiert im Rationalisierungswahn, den Abstand gefühlsverleugnend anbetend, ebenso wenig konstruktiv wie im Gefühlsfetisch: in der unendlichen Verlängerung des Gefühls im rührseligen Kitsch. Das eine, Rationalisierungswahn, ist so ekelhaft wie das andere, Gefühlsfe-

tisch. Das Gefühl wähnt man in der Literatur (Kunst) zu Hause; den Rationalisierungswahn in der Philosophie (Sozialwissenschaft).

Indes, wir werden später ausführlich auf das nur scheinbare Paradoxon zu sprechen kommen, auf welche Weise Rationalisierungswahn und Gefühlskitsch prächtig zusammenpassen. Denn streng genommen findet keine Verdrängung des Gefühls (wie sollte das möglich sein?), sondern die Verschiebung des Gefühls im Objektbezugs statt: weg vom alltäglichen Nahbereich, was notwendig die Hinwendung zu Kitsch – kleinen und großen Objekten rührseliger Verheißung – einschließt.

Doch das vorerst nur am Rande. Wir glauben, der gattungsbegriffliche Schnitt zwischen Literatur und Philosophie ist als Ideologie durchaus verstehtbar, was bedeutet, dass er aus ideologiekritischer Sicht eher nicht zu begründen ist. Wir sagen dieser Sicht gemäß, dass der Künstler nicht weniger Philosoph ist als der Philosoph, und umgekehrt: der Philosoph nicht weniger Künstler ist als der Künstler. In diesem Sinne verstehen wir Derridas These einer Einebnung des Gattungsunterschiedes von Literatur (Kunst) und Philosophie (Sozialwissenschaft). Diese Sichtweise nimmt den subjektiven Faktor in den Sozialwissenschaften ernst: Subjekte machen sich Gedanken über außersubjektive soziale Sachverhalte, und das bedeutet immer auch: sich Gedanken machen über sich selbst, in sich hineinschauen und dieses Hineinschauen nicht verdrängen, indem man es einer besonderen Gattung, der (schöngeistigen) Kunst, überträgt – mit dem Ergebnis, dass die Sozialwissenschaften von allem Gefühlsmäßigen entsorgt werden. Den subjektiven Faktor einzubeziehen, verkommt zur reinen Privatsache und soll auch dort verbleiben, keinesfalls darf er als sozialer Sachverhalt Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion sein, schon gar nicht Eingang finden in den politischen Diskurs, oder es ist die Hölle los. (Vgl. C4) Dort, wo Stimmungen auftauchen, werden sie gefürchtet und im Gestus des ungeduldigen Pragmatikers, der in der “Sache” weiterkommen will, denunziert und abgewatscht – ohne Chance, sich in einen entzifferbaren sozialen Sachverhalt zu verwandeln, an dem mehr als nur ein Mensch beteiligt ist; eine Form von Projektion, wie sie im politischen Diskurs und herrschenden (verschuldeten) Wissenschaftsbetrieb vollständig vorherrscht. Wir eckeln uns vor so was.

Nun, Künstler dürfen, ja müssen ein wenig verrückt sein. Natürlich, zu dämlich dürfen sie nicht sein, damit der Kunstinteressierte, einer wie Ex-Kanzler Schröder, guten Gewissens an ihrer Seite glänzen kann. Um sich vom politischen Rationalisierungsstress zu erholen, ergeht er sich zusammen mit seinen Kunstfreunden in imaginativen, also nicht ernst gemeinten, praktisch bedeutungslosen Phantasien. Und wenn der Künstler brav ist und sich nicht einmischt in den politischen Diskurs

(wo unentwegt alles, was nicht niet- und nagelfest ist, durch rationalisiert erscheint), wird er zur Belohnung auf einen Sockel gehoben, von wo er sich aus gehöriger Entfernung goutieren und huldigen lassen darf, aber nur, wenn er nicht herunterklettert. Und wenn er es nicht lassen kann, auch mal mit beiden Beinen auf der Erde zu stehen, soll er wenigstens die Schnauze halten, bzw. nach dem Vorbild von Günter Grass das Unvermeidliche aufsagen und sich nicht in Sachen einmischen, von denen er nichts versteht. Bewusst dumm gehalten, andernfalls keine Streicheleinheiten aus dem Kanzleramt winken, haben die meisten Künstler unseres Ex-Kanzlers tatsächlich von nichts eine Ahnung, als sei das mit der Liebe zur Kunst ganz und gar unvereinbar.

Wir wissen es nicht, aber vielleicht wollte Derrida, ohne es direkt zu sagen, von einer solchen Liebe nichts wissen, als er von der Einebnung des Gattungsunterschiedes von Philosophie und Literatur sprach, wogegen sich Jürgen Habermas (HAJ-PDM, S. 219 – 247) vorschnell verwahrte, weil er, wie auch wir, mit den mystifizierenden und metaphysischen Gründen, die Derrida für eine Einebnung ins Feld führte, nichts anfangen konnte. So kann es passieren, dass das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird: Anstatt sich auf Derrida unvoreingenommen einzulassen, ihn gleichsam zu entziffern, seine Thesen vielleicht weiterzuspinnen, konzentriert sich Habermas auf die wenig überzeugenden Gründe, die Derrida für die Einebnung ins Feld führt, um diese zusammen mit den Gründen als wenig überzeugend dastehen zu lassen. Auch wir finden die Gründe in Übereinstimmung mit Habermas nicht sehr überzeugend:

“Derrida entmystifiziert (dekonstruiert), indem er zwar die Rede, die Kunst etc. entzaubert (ent-ologzentriert), aber nur um den Preis einer erneuten Mystifizierung (Logozentrierung): indem er ‘alle Ausdrucksmedien’ (Rede, Kunst, Texte etc.) wesentlich auf Schrift reduziert (HAJ-PDM, S.212), um darin Urschrift zu wittern, eine Spur, die diese hinterlässt, um diese Urschrift zu einer alles verheilenden Superheiligen zu stilisieren, von der alle Ausdruckweisen abhängen.” (Vgl. WIF-GKO, Kapitel 3.4.2)

Das, was für Derrida die nicht hinterfragbare, alles befärbende Urschrift ist, ist für uns das Subjekt, das eine Sache befärbt, wenn diese durch das Subjekt hindurch geht. Die Sachen bleiben sich nicht gleich, wenn sie *analysiert* und *rekonstruiert* werden (*Ist-Soll-Differenz*): durch uns hindurchgehen, ganz gleich, über welches Medium wir sie der Entzifferung oder symbolischen Verdichtung zugänglich machen. Dabei ist es nicht gleichgültig, ob das Subjekt unmittelbar über Bilder und Filme oder über das Lesen sich ansprechen lässt oder andere anspricht. Über das Bild werden Gefühle unmittelbar ausgelöst, während beim Lesen das mühsame Zusammenfügen von Worten zu Satzteilen und Sätzen,

ja, zu ganzen Büchern vorausgeht, um sich zum gefühlsträchtiges Symbol im Inneren wiederum zu verdichten, gleichsam mit den Erlebnisschichten der Vergangenheit des Subjekts zu verschmelzen. Hier ist ein Mindestmaß an Frustrationstoleranz vonnöten. Durch mühsame Entzifferung und Versymbolisierung beim Lesen und Schreiben muss der Gefühlskonsum warten. Doch über welches Medium auch immer, ob Film, Bild oder Text, immer entsteht schließlich und endlich etwas Neues, ein neuer Film, ein neuer Text, ein neues Bild im Inneren, das ein Gefühl auslöst als Anreiz weiter zu machen, vielleicht ein gefühlsträchtiges Bild gleichsam wiederum als Text zu verschlüsseln oder einen Text symbolisch zu einem Bild zu verdichten, in der Lage, ein Gefühl symbolträchtig, das heißt, unmittelbar zu induzieren.

Die Wirkung eines Bildes belebt das Innenleben eines Menschen unmittelbar; die Gefühlswirkung muss nicht warten. Nicht so der Text; er braucht und hat nicht den unmittelbaren Gefühlsbezug. Im Gegenteil, Texte, die immerzu auf Unmittelbarkeiten verweisen, so dass der Leser nicht innehalten muss, um zwischen den Zeilen zu lesen, die Wirkung in ihm also nicht warten muss, sind nicht anregend, ja langweilig. Denn der Leser muss innerlich nicht mit- und umschreiben, um ggf. selbst etwas zu schreiben oder redend auszudrücken, etwas, was er bei der Betrachtung eines Bildes nicht ohne weiteres zustande brächte: es mit dem Pinsel „umzugestalten“. Es fiele ihm wohl leichter, etwas zum Bild zu sagen oder zu schreiben. Die Schrift, so Derrida, geht noch der Sprache und dem Sprechen voraus; sie ist ihnen gleichsam inhärent: das ursprünglichste Medium der Verständigung, ursprünglicher als alle anderen Ausdrucksweisen. Sie wurde für den Alltag erfunden. Auch wenn sie sich aus der Hieroglyphe entwickelte, so hängt diese dennoch an der Schrift und nicht umgekehrt. Denn die Schrift ist eine Erfindung aus der profanen Wirklichkeit heraus zur Gestaltung derselben; dafür braucht die Wirklichkeit die viel ältere Hieroglyphe nicht.

Wesentlich ist aber, dass eine Sache, vielleicht ein Film, der durch ein Subjekt hindurchgeht, um als Rezension auf weißes Papier gebannt zu werden, sich nicht gleich bleibt. (Vgl. Abschnitt E) Es entsteht ein neuer Film, neu selbst für den Macher des Films. Wenn er klug und weise ist, liest er Texte über seinen Film mit einem besonderen Vergnügen, selbst wenn er seinen Film im Text vielleicht gar nicht mehr wiedererkennt. Dann darf er sich einmal mehr über etwas wundern, was zu neuen Arbeiten – Entzifferungen und symbolischen Verdichtungen – anspornen mag. Der Text verselbständigt sich nicht nur gegenüber dem Film, sondern auch gegenüber den gefühls- und sinnträchtigen Bildern, die der Schreiber seinem geschriebenen Text entnimmt. Der Text entzieht sich, anders als der Film, einer unmittelbaren und daher eindeu-

tigen Sinngebung und wird dadurch erst einer Interpretation zugänglich, ohne dass der Interpret den motivierenden Anstoß des Textes, zum Beispiel den Film, auf den sich der Text bezieht, kennen muss. Kurzum, eine Filmrezension kann von einem Leser unabhängig davon entziffert, interpretiert, beurteilt und nicht zuletzt zu einem inneren Bild verdichtet werden, ob er den Film gesehen hat oder nicht, oder es ist keine anregende Rezension. Und der Text ist ebenso unabhängig von seinem sinngebenden Autor einer Entzifferung zugänglich. Nur so empfindet sich das Subjekt als unverwechselbar, während ein Film unmittelbar auf gefühlsträchtige Erlebnis- und Erinnerungsschichten verweist, die zwei Menschen entweder unmittelbar teilen oder gar nicht teilen. Gibt es keine unmittelbare Gemeinsamkeit, ist Verständigung über Rede und Text möglich und notwendig. Erst im Text – durch Lesen, Schreiben, Rede – werden wir unserer sozialen Bestimmung gerecht, nicht indem Erlebniswelten durch einen Film oder ein Bild unmittelbar miteinander durch das gemeinsam erlebte Gefühl hindurch verschmelzen, um es beim Verschmelzen zu belassen.

Lesen und Schreiben erfordert von Haus aus Distanz des Subjekts zu den Strukturen, in die es involviert, einen Abstand, der sich nicht gleich bleibt, immer in Bewegung ist, so dass das Subjekt sich als (unverwechselbaren) Produzenten sozialer Strukturen, sozusagen als Sozialwissenschaft treibendes Subjekt (Künstler), erleben kann; weniger, indem es einen Film betrachtet, der das unmittelbar am Symbol klebende Gefühl nur imaginativ und unmittelbar umsetzt in soziale Praxis des einsam vor sich hinflüsternden Subjekts.

Ja, und Derrida zufolge ist die Schrift primär. Doch wozu das Konstrukt einer *Urschrift*, die dem Subjekt die Feder führt, wo es doch unverwechselbare Subjekte gibt? Der Betrachter eines Bildes kommt nicht umhin, dieses in Schrift, zumindest in einem inneren Monolog, zu zerlegen, gleichsam für andere Subjekte zu verschlüsseln und, durch diesen Verschlüsselungsvorgang, zugleich zugänglich zu machen, sofern der innere Monolog sich in Rede und Text für andere ergießt. Diese mögen sich motiviert fühlen, den Verschlüsselungsvorgang rückgängig zu machen, gleichsam zu einem (inneren) Bild *neu* zu verdichten. Das (innere) Bild bleibt sich dabei nicht gleich. Als Fotografie suggeriert es eine Objektivität, die ihm nicht zukommt, an die zu glauben wir dennoch – weil wir uns gerne auf Tatsachen berufen – verführt werden. So lesen wir Derrida, völlig unabhängig davon, was er davon halten würde, wenn er uns noch lesen könnte. Es ist auch nur unser Text, von dem wir nicht wissen, was andere, aus welcher Entfernung auch immer, aus ihm machen werden.

Es gibt vielleicht einen ganz naheliegenden Grund für die autonome

Existenz eines sozialen Sachverhaltes, die sich erst wirklich in seiner notwendigen Vertextlichung offenbart: Ist es nicht eine philosophische Binsenweisheit, die ein Weltpolosoph wie Jürgen Habermas nur nicht so recht wahrhaben will noch da, wo er sie unentwegt im Munde führt, dass die in *Sprache* zu bannenden Gründe, die für eine *Sache* wenig bis überhaupt nicht überzeugend *sprechen*, die Sache selbst vielleicht gar nicht berühren? Diese kann immer noch richtig oder gut sein. So mag Derrida mit seinem undurchdachten Engagement seiner eigenen Sache geschadet haben. Aber selbst Gründe, die sich gut anhören, müssen nicht für eine Sache sprechen.

Kurzum, es ist möglich, dass Diskurspartner unentwegt an einer strittigen *Sache* vorbereiten, weil sie die Sache selbst nur unzureichend durchdrungen haben, sie diese nicht zureichend durch sich hindurchgehen lassen, dazu sie in sich hineinschauen müssten, um diese Sache mit ihrem Leben zureichend zu verbinden – immer eingedenk dessen, dass es verschiedene Ebenen der Verständigung – die subjektive, die interaktiv-strukturelle und die abstrakt-gesellschaftliche Ebene – gibt mit ihren jeweils unterschiedlichen Perspektiven. (Vgl. Kap. 1.3)

Ganz schlimm wird es, wenn Diskurspartner die abstrakt-gesellschaftliche Ebene außen vor lassen und nie sagen, was sie *gleichermaßen* für alle Gesellschaftsmitglieder wollen – unmittelbar einklagbar. Lieber reden sie wortgewaltig um den heißen Brei herum, unausgesetzt nur dummes Zeug, wie wir es tagtäglich in politischen Talksendungen erleben. Leider spüren die meisten nur, dass da etwas nicht stimmt. Wir Dummerchen fühlen uns zwar gar nicht wohl in unserer Haut, uns beim *Für und Wider* für die eine oder andere Seite zu erwärmen; dennoch tun wir es: wir trauen unserem Spürsinn nicht über den Weg, der da sagt: hier stimmt etwas nicht. Denn unser Gespür gerät sofort in Konflikt mit unserer mächtigen Ratio, die mahnend den Finger hebt und sagt: irgendeine Partei hat recht, ist zumindest das kleinere Übel. Wo kommen wir hin, wenn im Fernsehen allesamt komplett an den wirklichen Problemen der Welt vorbereiten. Wir glauben, dass dem so ist. Und Leute wie Joachim Bischoff und seine PDS-Freunde üben fleißig, damit auch sie später im Fernsehen eine gute Figur machen.

Wir können der These Derridas von der Einebnung etwas abgewinnen. Wir lassen uns auf ihn ein, wir nehmen ihn ernst und wollen ihn, wenn möglich, nicht von oben herab goutieren. Es gibt auch den Künstler, der, wenn auch “nur” aus seiner Kunst heraus, sich konstruktiv in den sozialwissenschaftlichen Diskurs einmischt, um von Habermas allenfalls schulmeisterlich goutiert zu werden. Anders als er glauben wir, gesellschaftliche Entwicklungen nicht dadurch, wenn überhaupt, besser erklären zu können, dass wir die verschiedenen Kulturdis-

ziplinen arbeitsteilig zusammenwirken lassen, ihre jeweiligen Ergebnisse zu einem großen Ergebnis, aus dem sich Erklärungen herausdestillieren lassen, zusammentragen, derart, dass wir Prosa, Lyrik, Film, Theater, dazu sozialwissenschaftliche Disziplinen wie Philosophie, Soziologie, Ökonomie, und schließlich noch alle möglichen Naturwissenschaften jeweils isoliert zu Rate ziehen, um, wie gesagt, das letztendlich Nicht-Rationalisierbare zu erklären und zu allem Überfluss indirekt als Indiz gegen eine Einebnung des Gattungsunterschiedes von Literatur und Philosophie gelten zu lassen. (HAJ-PDM, S. 219 – 247)

Natürlich weil ein Mensch oder eine Kulturdisziplin allein nicht alles zu erklären vermag, muss jede ihr Scherlein beitragen. Doch wie soll das funktionieren, wenn nicht klar wird, wohin Erklärungen führen, um sich am Wohin messen zu lassen (was will ich unmittelbar einklagbar für alle?), außer dass man erklären und verstehen will, dass da etwas funktioniert. Doch für wen und was? Bestrebungen, alles mögliche erklären zu wollen, ohne zu sagen wohin und für wen, verführen dazu, einem Rationalisierungsfetisch zu huldigen wie man einer Liebe huldigt. Dagegen schreibt Proust in seiner *Recherche* an, gegen das Unterfangen, das Unerklärbare zu erklären (E1) – so in der Art: Ich bin gegen die Todesstrafe, weil es zu viele Fehlurteile gibt. Ich bin gegen Krieg, weil er zu viele Tote zu Folge hat. Wir sind gegen Kriege, selbst wenn sie nur wenige Tote, bzw. in den eigenen Reihen keinen einzigen Toten produzieren.

Man mag noch so viele Wissenschaftsdisziplinen zu Rate ziehen; wesentlich ist, dass Rationalisierung allein in Wirklichkeit nicht weiter hilft, schon weil ihr, auf das Soziale bezogen, immer etwas Nachträgliches anhaftet und überdies das, was sie für alle will, mit einem Fragezeichen versieht, nämlich dann und in dem Augenblick, wo sie das Allgemeininteresse, anstatt es der sozialen Struktur zu applizieren, mit einer auf Rationalisierung zielenden Bedingung verknüpft (die ihrerseits nicht weniger, aber uneingestanden appliziert), bzw. in die zweifellos rationalisierbare Struktur einbindet. Mittel (Struktur) und Zweck (Gebot) werden vermischt. Das heißt, Rationalisierung macht nur Sinn, wenn sie auch scheitern kann an dem, woran sie zu messen ist. Das kann sie nicht, wenn das, woran Rationalisierung scheitern können muss, Teil derselben ist, wenn der Maßstab in dem enthalten ist, was er misst.

Mit anderen Worten, wenn soziale Realität sich ändert, darf das, woran sie sich bemisst, sich nicht mitändern. Man würde sich zur menschenverachtenden Indifferenz verurteilen, eine Mentalität, die von sich selbst nichts wissen muss, weiß sie sich doch im Rationalisierungsgewächs gut zu benehmen.

Kurzum, man ist nicht ohne *Wenn und Aber* gegen Folter und Todess-

trafe, im Sinne einer bewussten Tautologie, die den Grund aus dem schöpft, was sie begründen will. Dies unter der Bedingung, dass *körperliche Unversehrtheit* (Artikel 2, GG) untrennbar mit *menschlicher Würde* (Artikel 1, GG) verknüpft ist, als herrsche eine Identität zwischen beidem. Diese Identität sieht unser Grundgesetz in seinem Artikel 79 explizit nicht vor: Dort steht, dass der Artikel 1 (Würde des Menschen) unter keinen Umständen änderbar ist. Anders der Artikel 2 (körperliche Unversehrtheit); er ist mit Zweidrittelmehrheiten im Bundestag und Bundesrat änderbar. Dadurch steht die Würde des Menschen zur Disposition. Ein Webfehler, der es möglich macht, unser Gemeinwesen grundgesetzkonform mit Zweidrittelmehrheiten kurz und klein zu schlagen.

4. Vom Gefühlsimpuls zur Wahrnehmungsstörung

Zu Beginn des 3. Kapitels haben wir mit Proust (PRM-SZ7, S. 287) erläutert, wie vor dem Hintergrund sozialer Theoriebildung den sozialen Strukturen Wertbezüge nachträglich appliziert werden: dem *Ein- druck* folge der Verstand immer erst, anstatt dass dieser *ihm* vorangehe. Das heißt nicht, dass wir nicht im Vorhinein und vorausschauend dem gesellschaftlichen Feld – der Gesamtheit aller vernetzten Strukturen – unverhandelbare Werte wie das Gebot der körperlichen Unversehrtheit auftragen können, die in einem Spannungsverhältnis zu jenen nachträglich applizierten Werten stehen, die der Sozius verheißungsbedürftig immer aus der Perspektive seines Bestandsinteresses heraus entziffert, um sie sich und den Strukturen, in die er involviert, zu applizieren. Ein iterativer Vorgang, der Halt findet an jenen unverhandelbaren Werten, die für alle Menschen der Gesellschaft gelten.

Freilich können an den nachträglich applizierten Werten, die auf das familiäre Bestandsinteresse verweisen, jene unverrückbaren Rechtsmaximen, die unmittelbar einklagbar für alle gelten, immer wieder scheitern. Und doch geben unverhandelbare Rechtsmaximen Halt und Orientierung. In diesem Kontext wird verständlich, dass sozialwissenschaftliche Theoriebildung der permanenten kommunikativen Überprüfung bedarf – körperlich präsent in Rede und Gegenrede, freilich nicht, um unveräußerliche Rechtsmaximen, woran Sozialstrukturen zusammen mit ihren intrinsischen Bestandswerten zu messen, zu verwerfen. Unveräußerliche Rechtsmaximen sind gegenüber diesen intrinsischen Werten primär; sie wissen nichts von einem Bestandsinteresse. Sie gelten absolut und unmittelbar einklagbar, weil wir alle es *wollen* (keine Folter, keine Todesstrafe, keine Armut) und nicht aufgrund eines immer schon So-Seienden, sei es die (menschliche) Natur, religiöse Strukturen oder sonstige Schrullen, in denen die Bestandsregung sich zu Hause fühlt. Sie gelten auch nicht aufgrund einer sich herausbildenden sozia-

len Struktur oder eines gesellschaftlichen Körpers – auch wenn in ihnen präsent, freilich ohne aus der sozialen Struktur heraus der Rationalisierung zugänglich zu sein. Sie können nicht widerlegt werden und brechen sich dennoch immer wieder an der sozialen Praxis. Ähnlich wie der tief Gläubige seinen Glauben an Gott nicht aufgibt, auch wenn dieser sich an der sozialen Praxis (ihren Sünden) immer wieder bricht und daher immer wieder zum Zweifel an Gott herausfordert. Ganz ähnlich sind wir – insbesondere jüngere Menschen, die noch nicht zureichend in die Welt hineingewachsen sind – immer wieder versucht, einem Kindesentführer das Recht auf körperliche Unversehrtheit vorzuenthalten, wenn er das Versteck des entführten Kindes nicht preisgibt.

Unverrückbare Werte sind einer Rationalisierung nicht zugänglich. Wenn wir es dennoch versuchen, so nicht unmittelbar: wir haben nicht konkrete Unverrückbarkeiten im Sinn, sondern sagen nur, dass eine Gesellschaft ohne absolute Werte nicht auskommt und seien es auch nur solche der Verheißung, die sich – ohne praktische Bedeutung für das Subjekt – nicht einklagen lassen. Sie sind Voraussetzung für Rationalisierungen jeglicher Art im Kontext körperlich zu begreifender sozialer Strukturen, die immer auf ein Bestandsinteresse verweisen. Ohne Absolutheiten hingen Rationalisierungen in der Luft. Für Habermas hingen ganz analog Rationalisierungen in der Luft, wenn man unter bestimmten Bedingungen nicht von der wörtlichen Bedeutung des gesprochenen Wortes ausgehen kann (meinen, was man sagt: Identität zwischen Innen und Außen). (Vgl. HAJ-TK1, S. 448ff; Kap. 3.2.1 in unserem WASH-Gesellschaftskonzept WIF-GKO)

Gäbe es keinen Halt oder Maßstab in Gestalt unverrückbarer Rechtsmaximen, woran herrschende soziale Strukturen zu messen wären oder sich orientieren könnten, liefe es darauf hinaus, so wollen wir mit Proust versuchen zu zeigen, Vorgänge der kommunikativen Überprüfung eben dieser herrschenden Strukturen im Kontext des Innen-Außen-Verhältnisses zu unterbrechen, bzw. dieses Verhältnis zur Unbeweglichkeit zu verurteilen, stillzulegen und aufzuheben durch Projektionen, die am Ende ohne unmittelbaren Praxisbezug (im Sinne von unmittelbarer Einklagbarkeit unveräußerlicher Rechtsmaxime) sich in Objekte bloßer Verheißung ergießen würden. Reale soziale Strukturen – der alltägliche Nahbereich als Projektionsziel – geraten dabei aus dem Blick; sie werden der Kritik entzogen. Im Falle wirklicher und wirklichkeitswirksamer Kritik – d.h. Kritik, die auf (sozialen) Wandel zielt – besteht für den Sozius die Gefahr, gleichsam zum Verräter gestempelt zu werden. Spätestens dann, wenn er Rechte im Kontext seiner sozialen Alltagspraxis gegen das Zukunftsversprechen einer (kollektiven) Ver-

heißung einklagt, die ihrerseits für sich in Anspruch nimmt, für eben diesen Alltagsbereich zu stehen, bzw. diesen von sich abhängig zu wähnen.

In der Praxis beobachten wir immer wieder, wie Menschen, die Rechte einfordern, moralinsauer mit Sanktionen belegt werden. In der Regel indirekt und informell, dafür umso wirksamer durch öffentliche Verlautbarungen, versteckt als einfache Meinungsausserung zum Beispiel von Ex-SPD-Parteichef Kurt Beck, der es für *unanständig* hält, wenn *Arbeitslose und Bedürftige Hartz-IV-Gesetze in Anspruch nehmen*, die er und seine Partei selbst in die Welt gesetzt haben. Dabei geht es darum, dem Bedürftigen seine Sprache zu rauben. Er wird, ohne dass die Diskriminierung auch nur irgend etwas über ihn weiß, ins Unrecht gesetzt, um ihm den Mund zu stopfen. Ihm soll, wenn man ihm den Weg zum Anwalt schon nicht verbieten kann, das schlechte Gewissen wenigstens aus allen Poren spritzen.

Genauso verfährt, nach dem guten alten Gut-Böse-Schema, Roman Herzog mit den Rentnern, wenn er sagt, es drohe eine Rentnerdemokratie. „*Das könnte am Ende in die Richtung gehen, dass die Älteren die Jüngeren ausplündern*“, so Roman Herzog laut Tageszeitung „Die Welt“ vom 12.04.2008. So ein Satz unterbricht jeden vernünftigen Diskurs. Ein Rentner mit 600 € im Monat muss sich durch einen solchen Satz verhöhnt fühlen – unmittelbar reduziert auf bestandssichernde Gefühlsproduktionen. Richtig gemein.

Wir wollen gar nicht behaupten, dass Herzog mit seiner hohen Pension (von all den geldwerten Sachleistungen gar nicht zu reden) dazu beiträgt, die Bevölkerung auszuplündern. Wir stellen aber immer wieder fest: je höher die Pension eines Politikers, desto eher scheint er geneigt, gemeingefährlichen Unsinn abzusondern, dazu angetan, Menschen aufeinander zu hetzen – im Gestus von Rationalität, versteht sich. Denn was Herzog sagt, hört sich auf den ersten Blick vernünftig an, um nicht zu sagen: nicht zu widerlegen. Stehen nicht immer mehr Rentner immer weniger jungen Menschen gegenüber, die für die Rentnerbezüge auftreten müssen? Dennoch greifen seine Stammtischparolen zu kurz. Herzog zeigt hier nur, dass er tatsächlich die vier Grundrechenarten im Dreisatzverfahren beherrscht. Auf diese Weise lassen sich komplexe technisch-ökonomische Systemprobleme aber nicht abhandeln. So etwas zu versuchen, grenzt an Volksverhetzung – ein Straftatbestand, vorsätzlich, weil es Herzog bei seiner Bildung besser wissen müsste.

Wir stehen mit unsere Einschätzung nicht allein. Gunnar Winkler, der Präsidenten des Sozialverbandes Volkssolidarität, beurteilt Herzogs Aussagen vielleicht etwas verhaltener, aber dem Grunde nach ähnlich: „*Wer so was in die Welt setzt, zündelt als geistiger Brandstifter gefährlich am so-*

zialen Frieden in unserem Lande und gefährdet die Demokratie.” (“Die Welt” vom 12.04.2008)

Herzog ist kein Einzelfall. Der öffentliche politische Diskurs wimmelt nur so von Aussagen, dazu angetan, Kommunikation zu unterbrechen und Menschen aufeinander zu hetzen. Der Feind ist ausgemacht in einem Ton, der plötzlich und vielleicht doch nicht ganz unerwartet all seine guten Manieren vergisst. Dabei geht es nicht um Manieren, als vielmehr darum, dass Aussagen über soziale und ökonomische Zusammenhänge einer permanenten kommunikativer Überprüfung zugänglich bleiben müssen. Das ist nicht möglich, wenn diskutierende Menschen sich *auf bestandssichernde Gefühlsproduktionen reduziert sehen oder werden*.

Abgesehen davon sind Sätze wie “*so seht doch, die Rentner werden immer zahlreicher, also müssen Rentenkürzungen her*” irreführend und nachweislich falsch. (Vgl. B1, B2) Sie suggerieren auf den ersten Blick Präzision, ja eine kaum zu widerlegende Logik, die freilich auf den zweiten Blick in sich zusammen fällt. Sie kapitulieren schlichtweg vor der Kontingenz sozialer und ökonomischer Strukturen. Sie verraten Hilflosigkeit im Rationalisierungswahn, der nicht weniger, wenn auch weniger durchschaubar, in der systemtheoretisch operierenden Sozialtheorie zu finden ist. Dabei umgeben sich die Autoren dem Grunde nach zu illustrativen Zwecken mit einem Vokabular aus der Welt der Systemtheorie (vgl. DEW-SLH) und suggerieren damit uneingestanden eine Präzision nach dem Modell naturwissenschaftlicher Theoriebildung, die nach unserem Dafürhalten der sozialen Theoriebildung einfach nicht zukommt.

Gibt es einen Grund für solch ein pseudopräzises Theorieverständnis in den Sozialwissenschaften? Wir glauben, auch hier spielen Bestandsinteressen – mentale Gründe – eine wesentliche Rolle: Die uneingestandene Hilflosigkeit verträgt es nicht, wenn das Subjekt immerzu nicht einverstanden ist und nachbohrt, sprich: beweglichen Abstand im Innen-Außen-Verhältnis für sich in Anspruch nimmt, um angeblich noch so eindeutig formulierbare soziale Sachverhalte immer wieder noch mal infrage zu stellen. Was wissen wir, was morgen sozial und ökonomisch sinnvoll oder möglich ist oder sein wird? Gar nichts! Ja, wieso produzieren wir eigentlich fortwährend immer mehr und betreiben dennoch Sozialabbau? Eine Frage, für die sich kein Politiker interessiert. Dafür schwafeln sie irgend etwas von Globalisierung und Konsolidierung in einem Ton, der keinen Widerspruch duldet, noch dazu in Rührseligkeit getaucht: *wir dürfen keine Schulden machen auf Kosten der Zukunft unserer Kinder*. Sie sprechen vom Bestandsinteresse der Kinder und meinen ihr eigenes. Einfach nur noch unverschämt. Wir stellen fest, dass der Sozius sich zunehmend mit einer politischen Welt konfrontiert sieht, die nur noch gegen ihn arbeitet, niemals für ihn. Angeblich mit guten Gründen,

denn das *Für* kostet Geld und Geld ist etwas, was dem Staat immerzu fehlt.

Wir denken, ausdünnende und wahrnehmungsgestörte Kommunikationen befruchten sich gegenseitig; sie münden in organisationstechnisch abgesicherte Inkompetenz, um nicht zu sagen, sie ist systembedingt: in einer Welt, in der der Sozius buchstäblich um seine physische Existenz fürchten muss, ist eine offene Aussprache über die realen Verhältnisse im alltäglichen Nahbereich immer weniger möglich. Der Sozius gibt, wenn überhaupt, zu seiner Person nur noch das Nötigste preis. Denn alles könnte von den sparwütigen sozialen Institutionen gefährlich gegen ihn ausgelegt werden. Also muss die erste Devise lauten, *weniger von sich zu erzählen ist mehr*. Unter solchen Bedingungen gedeihen ganz zwangsläufig jede Menge Unterstellungen und Verdächtigungen. Daraus wachsende mentale Spannungen trägt der Bedürftige entnervt in seine Familie, sofern er sich eine solche überhaupt noch leisten kann. Lieber gleich allein leben, alles andere könnte irgend wann einmal sehr kompliziert, ja gefährlich werden. Man erkennt es am zunehmend aggressiven Unterton unserer Politiker, nehmen wir Gesundheitsministerin Ulla Schmidt, die immerzu noch einen draufsetzt. Mittlerweile hat sie die Orientierung – die Bodenhaftung – vollständig verloren; sie weiß buchstäblich nicht mehr, was sie da eigentlich macht. Die Verhältnisse erscheinen dem einfältigen Blick des Politikers so kompliziert, dass er am Ende vielleicht „klammheimlich“ erleichtert ist über jeden Gewaltausbruch von unten, denn Gewalt macht seine Welt wieder übersichtlich: *so sieht doch, wir brauchen die Bundeswehr im Inneren*. Nun, und Leute wie Herzog werden zu allem Überfluss von uns Bürgern hoch bezahlt dafür, dass sie im Nebel stochern, den sie mit ihren Äußerungen im Gestus von Präzision zuvor selbst produziert haben.

Der Sozius wird, schon weil er zunehmend um seine physische Existenz fürchten muss, geradezu zwanghaft auf *bestandssichernde Gefühlsproduktionen* reduziert: in einen unbeweglichen Abstand zu den ihn umgebenden sozialen Strukturen getrieben, in deren Kontext dann *komunikative Überprüfungen* im Gut-Böse-Schema ausdünnen und schließlich ganz versiegen. Diesem Schema zufolge ist z.B. Roman Herzog der *Böse* und der arme Rentner ist der *Gute*; oder umgekehrt, je nach Perspektive. Problem allseitig gelöst? Selbst für das einfältige Gemüt eines Politikers ist so etwas erkennbar uneriebig. Nur sieht die *emotional-reaktive Einfalt* die Ursache der kommunikativen Austrocknung nicht im *Denken nach dem reaktiven Gut-Böse-Schema*. Um nicht auf wirkliche Ursachen stoßen zu müssen, bricht sie die Kommunikation ab mit den fadenscheinigsten Gründen, überdies nicht in der Lage, über Kommunikation als solche zu reden (was läuft falsch zwischen uns?).

Fadenscheinigkeiten haben eines gemein: sie gedeihen und vermehren sich prächtig im Gut-Böse-Schema. Der kommunikative Tod ist uneingestanden gewollt. Am Ende gibt es für den Tod nicht einmal mehr Gründe dort, wo der Sozius schlachtweg überfordert ist oder er einfach nur keine Kraft mehr aufbringt. So möchten wir, gelinde gesagt, das *emotional-reaktive* Verhalten von Michael Naumann, mittlerweile Ex-SPD-Fraktionsvorsitzender der Hamburger Bürgerschaft, verstehen, als er demonstrativ den Bürgerschaftssaal verließ, nachdem die Linke Christiane Schneider vor der Bürgerschaft ein paar kritische Bemerkungen zur Tibet-Frage in ängstlich-vibrierender Stimme verlautbaren ließ. Eine eher harmlose Rede. Aber anstatt dass Parteifreund Joachim Bischoff ihr unter die Arme griff, um die Debatte offensiv weiter zu führen, fiel ihm nichts besseres ein, als sich vor Angst in die Hose zu pissen. „Unglückliche Ausführungen“, so ließ er verlautbaren. Offensichtlich ein Grund, nichts weiter zu sagen. (Zur Tibet-Frage vgl. CAM-TIB; GRN-MYT; ergänzend ein Tibet-Kommentar in der TAZ vom 05.04. 2008)

Wesentlich für Kommunikationsgestörtheiten sind Innen-Außen-Unbeweglichkeiten. In ihnen wähnt der Sozius eine Identität zwischen Innen und Außen, um nicht zu sagen: er glaubt metaphysikträchtig an die eindeutig entschlüsselbare Bedeutung des gesprochenen Wortes: *meinen, was man sagt*. Die Reaktion auf Gesagtes darf, siehe Michael Naumann, *emotional-reaktiv* auf dem Fuße folgen. Denn das Gesagte bedarf keiner weiteren Interpretation, um überprüft und ggf. weiterentwickelt zu werden.

Entsprechend glaubt man an die Möglichkeit eines unmittelbaren Zugangs zum Innenleben eines anderen Menschen. Projektionen werden nicht als Stein des Anstoßes begriffen, um Kommunikation voranzutreiben: du erinnerst mich an meinen autoritären Lehrer; was sagst du dazu? Vor allem aber glaubt der Sozius an einen unmittelbaren Zugang zum eigenen Innenleben – nicht an einen solchen aus der Entfernung, das heißt, einen vagen Zugang über Theoriekonstrukte, die, weil da immerzu etwas scheitert, immer wieder fragen, warum das, was wir wollen: sozialverträgliche Kommunikation, gescheitert oder unterbrochen worden ist. Ein iterativer Vorgang, der – wie auch nicht? – seine Unterbrechungen findet. Diese sind aber nicht antagonistischer Natur, das heißt, die unterbrochene Kommunikation kann problemlos wieder aufgenommen werden. Wesentlich ist dabei, dass kommunikative Sozialstrukturen an unverhandelbaren Werten einen Halt finden, ohne den sie sich – gut-böse-trächtig – in Objekte der Verheißung ergießen würden, um dann an diesen gleichfalls Halt zu suchen, da Verheißungen auf Wertekonstrukte verweisen, die ebenfalls nicht scheitern können;

freilich auf Konstrukte, die nicht unmittelbar einklagbar sind in der sozialen Praxis, ein Halt, der buchstäblich nichts kostet. Ferner sucht der Sozius in ihnen deshalb vergeblich Halt, weil unverhandelbare und unmittelbar einklagbare Rechtsmaximen wie das Gebot der körperlichen Unversehrtheit, sofern diese überhaupt zur Debatte stehen, *unter bestimmten Bedingungen nicht über, sondern unter* dem Zukunftsversprechen einer Verheißung angesiedelt werden. Zumindest haben wir es bisher in der Geschichte immer so erleben müssen, dass, um es kurz zu machen, *der Zweck (der Verheißung) die Mittel heiligt* und am Ende von der Verheißung buchstäblich nichts mehr übrig bleibt (siehe den sogenannten real existierenden Sozialismus).

Jene Theoriekonstrukte, die nicht auf Verheißung (auf fernes Leben), sondern auf unveräußerliche und unmittelbar einklagbare Rechte setzen, sind den Subjekten und ihren Sozialstrukturen inhärent – durch Erziehung bis ins hohe Alter – und ihnen, ihrem Bestandsinteresse, dennoch von außen und zudem nachträglich appliziert; während die unverrückbaren Rechtsmaxime, auch wenn die Notwendigkeit ihrer Existenz begründbar ist, ihrerseits und als solche der Rationalisierung nicht zugänglich sind (Trennung von Zweck und Mittel; der Zweck heiligt nicht die Mittel). Und weil die unverrückbare Maxime (der Zweck) die soziale Struktur (das Mittel) nicht heiligt, bedarf diese der permanenten gefühlsverdrängenden kommunikativen Überprüfung, um dreierlei – wiederum gefühlsträchtig aus einem Impuls heraus – zu fragen: was ist da (äußerlich) passiert? Habe ich das, was mir da zugestoßen ist und mich berührt hat, (innerlich) begriffen? Und schließlich ist unter dem Aspekt von gefühlsträchtigen Innen-Außen-Beweglichkeiten zu fragen: wie kommen Innen (Subjekt) und Außen (Struktur) auf einen Nenner, nachdem sie gefühlsverdrängend auseinandergetrieben worden sind? Ein iterativer Vorgang.

Entscheidend ist: immer wieder nachbohren, noch mal fragen, in Rede und Gegenrede, bis *es* (endlich) sitzt – mit einem Wort: Beweglichkeit tut not, damit das *Es* zum *Ich* gerinnt.

Ohne permanente innere Befragungen (die strukturkonstitutiv ebenso permanent ihren Weg nach einem Außen finden, ohne an der Innen-Außen-Schnittstelle eine Unterbrechung nach dem Gut-Böse-Schema, resp. Unbeweglichkeit fürchten zu müssen) wird das Objekt der Begierde libidinös besetzt, verheißungsträchtig in eins gesetzt mit dem Gefühl, das heißt, eine gefühlsträchtige Gefühlsverdrängung findet nicht statt, sie wird nicht ertragen und gegen das (schöne) Gefühl ausgespielt. Das Gefühl als solches wird – als könne es sich immerzu an sich selbst nähren – zum Gegenstand der Auseinandersetzung, um komplementär dazu – theorieabstinent im Gefühlsfetisch – den sach-

lich-alltäglichen Nahbereich als Projektionsziel und Gegenstand kommunikativer Überprüfungen zu verdrängen. Stattdessen ergießt sich das Gefühl – den Nahbereich diskriminierend und imaginisierend – in Objekte der Verheißung, resp. unendlicher Sehnsucht. Es kommt sozusagen von sich selbst nicht los, es verweist auf Phantasmagorien (Völker, hört die Signale! Gottesexistenz), die keinerlei Überprüfung zugänglich sind, zumal der Sozius von der gefühlsverlängernden Verheißung hypostasierend den Profanbereich abhängig wähnt (der Markt regelt und macht, nicht der Mensch, der weiß sich immer nur nicht richtig zu benehmen). Kurz, eine Analyse, die – weil gefühlsverdrängend – ihren Namen verdient, ist nicht möglich.

Hinzu kommt, den Profanbereich unabhängig von der Hypostase zu problematisieren, kommt einem Verrat am Gefühl gleich – am Markt, der alles regelt. Die Problematisierung erzeugt in der Gefühlsunterbrechung schlechte Gefühle; sie und davon abgeleitete Eingriffe stören bei der Verlängerung des Gefühls in der Entfaltung verheißungsvoller Ziele (der Markt würde sich ja benehmen, wenn man ihn nur endlich unstört machen ließe), die der Sozius bisweilen eigensinnig nicht mitgeht (sich marktkonform verhalten), gerade wenn er in Not ist und merkt, dass sie, die Ziele (Marktverheißung), gerade in der Not nicht transformiert werden können in den sozialen Nahbereich, ganz abgesehen davon, dass sie weit davon entfernt sind, einklagbar zu sein.

Kurz, Markt und menschliche Praxis scheren sich einen Dreck umeinander, wenn's drauf ankommt. Zum einen, weil der Markt nur Medium ist und ihm überdies eine *wesentliche Eigenschaft zukommt: immer wieder mal nicht zu funktionieren*. Nur dass dann im wesentlichen Menschen aus sich heraus nicht funktionieren, sprich: sie grenzen aus – im wesentlichen unabhängig von Marktvorgängen; diese kommen flankierend hinzu, um die Ausgrenzung von Schuld zu entlasten. Kurzum, der Markt ist – hypostasierend – für alles verantwortlich, im Guten wie im Schlechten, und der Mensch ist dazu verurteilt, ihm hilflos ausgesetzt zu sein. Verdammt, wieso versteht der Mensch sich auch nicht zu benehmen? Dann wäre doch alles gut. Auch hier verkennt die hypostasierende Mentalität, dass auch dem Menschen eine *wesentliche Eigenschaft zukommt: hin und wieder nicht zu funktionieren*.

Die Hypostase will ferner nicht einmal in Erwägung ziehen, dass im Kapitalismus der Markt zur sozialverträglichen Abfederung von Dysfunktionalitäten im Interesse aller vielleicht gar nicht bewirtschaftet werden kann, was immer wieder dahin ausgelegt wird, Dysfunktionalitäten des Marktes und nicht die Regeln Kapitalverwertung seien schuld an sozialen Misern. Sie glaubt an die Regulierbarkeit von Marktprozessen im Kapitalismus. Im Falle vernünftiger Regulierung würde er

dann schon gut funktionieren und hätte dann auch für alle etwas übrig. Hat er aber nicht. Hier glaubt der linke Regulierer nicht weniger als der neoliberalen Deregulierer an den Markt. Dabei macht der Markt rein gar nichts! Auch in vorkapitalistischen Zeiten sorgte er für nichts, geschweige denn, dass er eine sozialverträgliche Gesellschaft hervorbringen würde. Es ist der Mensch, der alles tut. Der Markt ist als Medium genauso wenig verantwortlich wie die Sprache (als solche), wenn kommunikative Innen-Außen-Bewegungen unterbrochen werden. Man kann (die) *Sprache* für Kommunikationsstörungen nicht verantwortlich machen, wenn Menschen das Sprechen nicht mehr zureichend lernen, die Sprache über Lernprozesse sozusagen nicht zureichend bewirtschaftet wird noch dort, wo Menschen perfekt zu sprechen verstehen. Wenn ihnen irgend etwas nicht passt, eine Laus über die Leber gelaufen ist oder so, hören sie einfach zu sprechen auf. Oder sie fangen gar nicht erst zu sprechen an, wenn sie Unrat wittern. Oder sie sprechen und verlautbaren – unerreichbar – von oben herab, sozusagen nach Guts-herrenart. Fest steht, es ist der Mensch, der spricht oder nicht spricht, der wirtschaftet oder nicht wirtschaftet, nicht die Sprache oder der Markt. Natürlich, wenn man einen Menschen nicht zum Sprechen und, darüber hinaus, zur Kommunikation erzieht, kann man – tatsachenfetischisierend – die Sprache für alles mögliche verantwortlich machen, so den Markt, wenn er nicht entsprechend bewirtschaftet wird – immer eingedenk der möglichen Tatsache, dass eine sozialverträgliche Bewirtschaftung für alle unter den Bedingungen der Regeln der Kapitalverwertung nicht möglich ist.

Für mehr oder weniger Markt zu kämpfen ist wie gegen Windmühlen zu kämpfen. Hier denkt und agiert “Die Linke” absurder als Don Quijotte: sie glaubt, sie habe im Kampf für mehr oder weniger Markt einen wirklichen Gegner im Visier: das Kapital und verliert sich dabei immer wieder im reinen Aktionismus. Wie alle anderen Parteien erreicht sie nichts. Vor allem, und nur darauf kommt es an, erreicht sie nichts gegen Ausgrenzung. Da mögen Linke, Gewerkschaften und Sozialverbände auf der einen und Unternehmerverbände auf der anderen Seite sich noch so sehr bepöbeln, noch dazu mit der völlig überforderten *Anne Will* dazwischen. Das Ergebnis ist immer wieder ein völlig überflüssiger Schlagabtausch. Man tauscht Grunzlaute aus und kriegt dafür viel Geld. Manchmal möchte man meinen, es komme einer Quadratur des Kreises gleich, mit einem Politiker auch nur einen einfachen sozialen Sachverhalt zu diskutieren.

Mangelnde Debatten- und Kommunikationsfähigkeit nimmt den Kommunikationspartner nicht ernst, bzw. nicht wahr; sie geht mit Wahrnehmungsstörungen einher. Das zeigt sich weniger prägnant in

sozialökonomischen Schönwetterlagen, sondern springt nachdrücklich und hartnäckig erst dann richtig ins Auge, wenn sich – wie heute immer mehr der Fall – die Schlinge sozialer Not immer fester und vor allem immer vorhersehbarer um immer mehr Bürger zieht. Was die Vorhersehbarkeit betrifft, so sind auch die (noch) nicht (unmittelbar) von sozialer Not geschlagenen Menschen immer sichtbarer zumindest von politischer Verunsicherung erfasst. Nur gehen nicht alle in der gleichen Weise mit ihren Ängsten um. G.W. Bush, zum Beispiel, führt gerne Kriege, wenn ihm etwas nicht passt. Joschka Fischer ist nicht anders: er prügelte in seiner Jugend gern Polizisten. Heute stehen ihm subtilere Mittel zur Verfügung. Nun ja, und Innenminister Schäuble wünscht sich – für alle Fälle – die Möglichkeit, die Bundeswehr im Inneren einzusetzen zu können.

Natürlich sind alle von Wahrnehmungsstörungen (und Kommunikationsproblemen) mehr oder weniger betroffen. Schlimm ist, dass sie immer existenzbedrohendere Formen annehmen und sich zudem immer tiefer ins Gemüt eines jeden einzelnen eingraben – bis hin zur vollständigen Beratungsresistenz. Nicht nur dass Kommunikation ausdünnt. Bevor sie ganz versiegt, geht sie den Weg der Gewalt, zunächst nach innen und danach umso nachdrücklicher nach außen. Was waren die Menschen froh, als der Erste Weltkrieg endlich ausbrach und der aufgestaute (Selbst-)Hass sich endlich austoben durfte – eine im Hurrah-Geschrei normalisierte Störung, eine Massenpsychose wie wir sie – in kleinerer Münze – 1977 in *Deutschland im Herbst* erleben konnten. Natürlich hat Gewalt immer der andere zu verantworten. Schlimmer: im Gut-Böse-Schema vermag sich die Störung zu normalisieren, bevor sie womöglich – medizinisch indizier-, bzw. wahrnehmbar – als psychische Erkrankung in Erscheinung tritt.

Wir möchten zeigen, wie – noch bevor Analyse und Theoriebildung einsetzen – mit der Wahrnehmungsstörung alles anfängt, die ihrerseits Analyse und Theoriebildung belastet; auf welche Weise, wollen wir begrifflich mithilfe der *Recherche* von Proust herausarbeiten. Auch wenn unserem Gesellschaftskonzept zufolge Theoriebildung sich durch die Wahrnehmung hindurch entwickelt, so findet – zu analytischen Zwecken – im herrschenden sozialwissenschaftlichen Diskurs eine begriffliche Trennschärfe zwischen Wahrnehmung und Theoriebildung nicht hinreichend statt: Theorie löst sich unmittelbar in Wahrnehmung, resp. im Gefühls- und Tatsachenfetisch auf. Die Folge: Menschen, die zusammen kommen, um zu diskutieren, nehmen sich nicht ernst; insbesondere werden Menschen, die Ansprüche an die Gesellschaft äußern, mithilfe subtilster Mittel nicht ernst genommen.

Kommunikations- und Wahrnehmungsstörungen nähren sich gegen-

seitig. Kommunikation setzt voraus, sein Gegenüber in seiner sozialen Existenz wahr- und ernst zu nehmen. Wir glauben, schon die Wahrnehmungsstörung, sprich: die Unfähigkeit, soziale Sachverhalte nicht nur zu erfassen, sondern ihnen im Diskurs auch gerecht zu werden, setzt ein in allen Menschen vergleichbares Innenleben voraus, das einer begrifflichen Schärfung zugänglich ist, auch wenn es sich nach außen bei unterschiedlichen Menschen nicht immer gleich äußern mag. Die Schwierigkeit besteht darin, mithilfe von Theoriekonstrukten von der äußeren Ausprägung auf vergleichbare innere Vorgänge zu schließen, ein prekäres Unterfangen, das Legitimität freilich solange beanspruchen darf, wie es sich der kommunikativen Überprüfung nicht entzieht.

Um die Vergleichbarkeit innerer Vorgänge zu illustrieren, möchten wir zwei Extreme miteinander konfrontieren: den *Verbrecher* mit dem sogenannten *unbescholtene Bürger*. Unsere Arbeitshypothese lautet wie folgt: das, was der Verbrecher einem wehrlosen Opfer antut, ist vergleichbar mit dem, was ein unbescholtener Bürger dem Verbrecher antut, wenn er für härtere Strafen plädiert, vielleicht sogar für Folter und Todesstrafe. In jedem Fall haben wir es mit *Abreaktionen* am Hassobjekt zu tun. Nur dass selbst monströse Härten wie Folter und Todesstrafe die abstrakte Ebene gesellschaftlichen Handelns für sich in Anspruch nehmen: die “harte Bestrafung” als Folge für ein Verbrechen sollen alle Menschen einer Gesellschaft gleichermaßen anerkennen und im Fall eines Verbrechens ereilen. Eine Anmaßung gegen Menschen, die nicht von den positiven Folgen härterer Strafen überzeugt sind. Wir denken, dass man sich vor dem Verbrecher schützen muss und auch kann. Dazu muss man ihn aber nicht quälen oder unter unwürdigen Bedingungen dahinvegetieren lassen. Hier bleibt der Sozius auf Gefühlsproduktionen reduziert: “Abreaktion” – um nicht zu sagen: Missbrauch – herrscht vor, weil der emotional-reakтив besetzte “Strafbegriff” die gefühlsverdrängende Ebene nicht erreicht: der Sozius vermag die abstrakte gesellschaftliche Ebene nicht zu berühren angesichts der Tatsache, dass ein Konsens nicht erreichbar ist, was die sozialverträgliche Wirkung “harter Strafen” betrifft; ein Konsens, den alle Menschen einer Gesellschaft zu teilen vermögen. Ein nicht gefühlsverdrängend besetzter Konsens, den alle Menschen der Gesellschaft zu teilen vermögen, ist nur reaktiv möglich, per definitionem krankhaft reaktionär. Die gesellschaftliche Ebene verweist unserem abstrakt-konstruktiven Verständnis zufolge notwendig auf unverrückbare Werte, auf die sich alle Menschen der Gesellschaft verständigen können müssen, so auf den im Grundgesetz verankerten Wert der körperlichen Unversehrtheit (Artikel 2, GG), der für uns mit der unteilbaren Würde des Menschen (Artikel 1, GG) untrennbar verknüpft ist.

Der Verbrecher weiß von solch einer gefühlsverdrängenden abstrakten Ebene ohne emotional-reaktiven Bezug nichts. Und hier fühlt, denkt und handelt der unbescholtene Bürger ganz ähnlich, will sagen: nicht gleich, aber vergleichbar; er reagiert sich emotional *nur* ab, wenn die abstrakt-gesellschaftliche Ebene unberührt bleibt; wenn sie in ihm durch Kommunikation und Erziehung bis ins hohe Alter hinein nicht präsent ist. Exakt das ist es, was den unbescholtenen Bürger zum Spießbürger macht: Er glaubt tatsächlich, in seinem Innenleben gäbe es nichts, was mit dem Innenleben eines Verbrechers vergleichbar wäre. Für Christen gibt es das *Böse* im Menschen, das in Spurelementen in jedem Menschen vorhanden sei und sich einen ewigen Kampf mit dem *Guten* liefere. Auf diese Weise schützen Christen die soziale und gesellschaftliche Wirklichkeit vor jeder unangenehmen Analyse und Theoriebildung, die auf der abstrakt-gesellschaftlichen Ebene kein Gottvertrauen, sondern unverrückbare *Werte* voraussetzt, die für jeden Bürger unmittelbar einklagbar sind, an denen theorieträchtige Rationalisierungsvorgänge *Halt* finden, ohne als solche der Rationalisierung zugänglich zu sein, ganz abgesehen davon, dass ohne diesen Halt Rationalisierungen (Theoriebildung) gar nicht kritisierbar sind.

Wahrnehmungsstörungen werden nachhaltig erzeugt, wo gefühlsverdrängende Theoriebildung im Ansatz nicht möglich ist, wenn Menschen nicht mehr fähig sind oder ihnen keine zureichende Möglichkeit eingeräumt wird, sich einzubringen, bis zu einem Punkt, wo sie nicht mehr wollen. Nicht dass sie dabei das Sprechen verlernen würden; vielmehr leidet die Fähigkeit, zureichend in unterschiedlichen Perspektiven zu denken, auf gut deutsch: sich in die Situation eines anderen Menschen hinein zu versetzen. Ein Diskursteilnehmer, der sein Gegenüber z.B. grundsätzlich nur über das Medium “Fernsehen” wahrnimmt, neigt aus zu großer Entfernung zu Stereotypen, die sich festsetzen und einen unmittelbaren Zugang zum Innenleben suggerieren, indem man diese noch in Rührseligkeiten taucht. Sie erkennen, dass ein Zugang nur über kommunikativ sich ausbildende Theoriekonstrukte möglich ist, also notwendig mittelbar ist. Alles andere wäre anmaßend. Es fehlt das Bewusstsein, dass Theoriekonstrukte während der Kommunikation sich ausbilden, bzw. der ständigen Erneuerung, auch der inneren Befestigung und Bestätigung bedürfen, aber zugleich kritisierbar bleiben müssen. Ohne Chance der Erneuerung reden Menschen so, als redeten sie gar nicht miteinander. Sie sind beratungsresistent.

Der soziale Sachverhalt der Wahrnehmungsstörung sei anhand eines weiteren Beispiels – einer unscheinbaren Diskurssituation in der ARD-Talkshow “Anne Will” – beschrieben, in der u.a. Ex-Bundesarbeitsminister Wolfgang Clement und der Ministerpräsident von Baden-Würt-

temberg, Günther Oettinger, teilgenommen hatten, um die Politik der "Agenda 2010", bzw. Hartz-IV gegen eine von Hartz-IV betroffene Familie zu verteidigen. (Vgl. WIA-GEM) Insbesondere Oettinger machte deutlich, wie sich die "Abreaktion" (am Hartz-IV-Opfer) in Rühseligkeit aufzulösen vermag: der Täter merkt nicht, dass in ihm eine Gefühlsdisposition (Objektbezug des Gefühls) menschenverachtender Abreaktion existiert. Wenn man ihn daraufhin anspräche, würde er glaubhaft versichern, dass er nichts dergleichen fühle; im Gegenteil: er fühle mit den Menschen. Und überhaupt in Baden-Württemberg ginge es den Bürgern viel besser als in anderen Bundesländern. Oettinger weiß nicht, dass in seinem Inneren eine Verschiebung des Gefühls im Objektbezug stattfindet, und zwar weg von der realen Opfersituation hin zur gefühlsmäßigen Besetzung eines Theoriekonstrukts, das ihm bei der politischen Bewältigung sozialer Beziehungen behilflich ist und zwar recht erfolgreich, wie die gute wirtschaftliche Situation seines Landes zeige. Der profane Nahbereich des Opfers spielt keine Rolle: ein tragischer Einzelfall, um den man sich nur zureichend kümmern müsse und alles wäre gut, womit er de facto die Gültigkeit seiner Theorie meint, die er sich durch die Existenz "eines Einzelfalls" nicht madig machen lassen möchte.

Die Folge: Das Opfer, das in Oettingers Wahrnehmungsraster nicht vorkommen darf, fühlt sich nicht ernst genommen: auf ein Theoriekonstrukt reduziert, das seiner sozialen Situation nicht entspricht. Tatsächlich reagierte Oettinger auf die unerfreuliche Situation der Hartz-IV-Familie mit einem Schwall von Rühseligkeiten: In Baden-Württemberg mache man die "richtige" Politik; deshalb würden dort händeringend qualifizierte Fachkräfte gesucht. Er werde sich – blabla – persönlich um die Familie kümmern, sozusagen mal nach dem Rechten sehen.

Oettinger ist ein Beispiel von vielen. NRW-Ministerpräsident Jürgen Rüttgers besitzt auch so eine Fürsorgementalität, richtig ekelhaft. Doch haben fast alle Politiker eines gemein: sie triften nur so vor rühseliger Moral und Mitgefühl. Da, wo die Rühseligkeit Triumphe feiert, stirbt jeder um Analyse bemühte Diskurs. Die Menschen nehmen sich nicht mehr wahr. Wir müssen unsere Kinder vor solchen Haltungen schützen. Täten wir das in Schulen und anderen Bildungseinrichtungen endlich zureichend, mit dem Bildungsniveau in Deutschland ginge es, unabhängig vom Bildungssystem, schlagartig aufwärts. Die Menschen wären in der Lage, ihre soziale Umwelt weniger wahrnehmungsgestört wahrzunehmen. Was bringt es, soziale Probleme – trief, trief! – als schmerhaft (für andere) wahrzunehmen, wenn man sie immerzu nur als Scheinprobleme abtut, um bloß nicht in die Verlegenheit zu kommen, eigene und liebgewordene Theoriekonstrukte mit unangenehmen

Fragen zu konfrontieren. Sind aber Theoriekonstrukte und mit ihnen Menschen, die sie vertreten, nicht erreichbar, wird jeder Diskurs sinnlos. Dann reden Menschen am liebsten aneinander vorbei, ohne sich (konstruktiv) zu berühren; wenn, dann berühren sie sich emotional-reaktiv. Sie haben es nicht gelernt, mit Kritik, bzw. negativen Gefühlen umzugehen.

Je sinnloser der Schlagabtausch, desto mehr sieht sich der Sozius signalgesteuert auf Gefühlsproduktionen reduziert – in der Art des behavioristischen Reiz-Reaktions-Schemas, vor allem – gleichsam aus der Beobachterperspektive – der Ausgegrenzte, noch dazu vor dem Fernseher ohne die Spur eines interaktiven Praxisbezugs. Reine Nerverei. Aber wieso denn? Ist es nicht einfach nur problematisch, dass wir keine charismatischen Führungspersönlichkeiten mehr haben, denen man vertrauen kann, in der Lage, das gemeinsame Gemüt sozial nutzbringend zu beleben? Ja, es ist immer wieder ungemein belebend, auf Signale (Marktsignale, Marktnischen) oder Symbolismen zu reagieren, so wie es für einen Gläubigen belebend ist, den Leib Jesu zu verspeisen, sein Blut zu trinken, ihn ans Kreuz zu nageln und dann – halleluja! – seiner Auferstehung zu harren, so wie es belebend ist, auf die Signale eines politischen Führers (der Arbeiterbewegung) zu reagieren und tatsächlich zu glauben, dass sie stellvertretend für das Ganze sprechen können, abgesondert von Menschen, die sich – wie anders? – immer wieder auf Bestandsinteressen zurückgeworfen sehen, um sie – weit weg vom Führer, vom Markt – im alltäglichen Nahbereich geltend zu machen. Ans Kreuz zu nageln gibt es dies und jenes, z.B. Heuschrecken, gierige Manager oder Steuerhinterzieher. Na ja, und dann gibt es noch den Sozialschmarotzer, der sich im Nahbereich nicht zu benehmen weiß, alles zum Greifen nah, so dass der aufgestaute Hass sich auch mal an einem erreichbaren Ziel abreagieren kann. Ja, in einer unmoralischen Welt muss sich die Moral auch mal praktisch ausleben dürfen.

In einem solchen vor Moral nur so triefenden Umfeld sind Analyse und Theorie ohne Chance. Denn merke, Analyse und Theorie mögen Moral voraussetzen; sie sind indes als gefühlsverdrängender Teil des sozialen Kontextes (mit all seinen moralinsauren reziproken Erwartungshaltungen) vollständig unmoralisch: gleichsam gefühlskalt ausgerichtet auf moralische Ziele (*was wollen wir für alle?*), die sich an den (moralischen) Erwartungshaltungen des konkreten sozialen Kontextes brechen, und das tun sie, weil Erwartungshaltungen, sprich: Bestandsregungen, bloßes Objekt gefühlsverdrängender Analyse sind, exakt hier der Sozius immer wieder in Versuchung gerät, mit dem Zweck die Mittel zu *heiligen*, den (kalten, unheiligen) Zweck gleichsam mit Gefühl und Rühseligkeit zu kontaminieren, sozusagen zu verheiligen. Und wie bei

heiligen Dingen üblich, ist der Zweck unendlich *weit weg*, aber dennoch ganz *nah*: unmittelbar einklagbar für jedes beliebige Subjekt, und er bricht sich in einem sozialen Kontext, in dem Menschen unmittelbar – gefühlsträchtig – verkehren (*ich will mein entführtes Kind wiederhaben*). Dieses auf soziale Praxis verweisende Nah-Fern-Problem der Idealität erinnert an die religiös motivierte Nah-Fern-Dichotomie bei Kierkegaard, die er freilich ganz im Inneren des Subjekts – im intimen Gespräch mit Gott – eingemauert sah (vgl. KIS-KZT, S. 112; D5), und damit als etwas, was einer sozialverträglichen Bearbeitung im intersubjektiven Kontext nicht zugänglich ist. Das Problem einer Vermischung von Mittel und Zweck hat übrigens Max Weber gesehen, ohne es, wie alle seine Rezipienten und Epigonen, philosophisch einer Lösung auch nur annähernd zuzuführen. Die reden alle um den heißen Brei herum.

In der moralinsauren Reduktion auf Gefühlsproduktionen erstarrt die *“Von Innen nach Außen Bewegung”* und umgekehrt: die *“Von Außen nach Innen Bewegung”*, in der Imagination – durch exzessive Verinnerlichung von Phantasmagorien, die das Gefühl ins Unendliche verlängern, resp. unantastbar machen sollen. Als ein Außen existiert das Phantastische unerreichbar in unendlicher Entfernung, dem Innen ganz nah: als Gegenstand unendlicher Sehnsucht wähnt es der gefühlssüchtige Sozius als diskutierbares Theoriekonstrukt menschlicher Daseinsbewältigung, freilich ohne es einer kommunikativen Überprüfung zugänglich machen zu können. Hinzu kommt, jedes diesbezügliche Ansinnen gerät schnell unter Verdacht. Das Innen-Außen-Verhältnis erstarrt dann lieber in Unbeweglichkeit; so im phantastischen Selbstgespräch mit Gott, der sich seit der Reformation im Innen eingenistet hat, oder anderen Schrullen der Verheißung (kleine Wetten vor sich hinmurrmeln). Am Ende wird alles, vornehmlich der als mühselig empfundene alltägliche Nahbereich, durch kleine bis kleinste Entitäten der Verheißung, kleine Gottesbeweise, prädestinativ interpretiert und calvinistisch durchorganisiert. Jede organisationstechnische Störung kommt einer Sünde, ja einem Verrat gleich und wird mit Exkommunikation gehandelt, die sich der gläubige Sozius zuweilen selbst verabreicht. Er ist interessiert an Politik, denn ihm entgeht in Zeiten drastischen Sozialabbaus nichts. Und dennoch ist er politikverdrossen. Wir werden ihn ganz vorsichtig in die Politik zurückführen müssen – gegen den herrschenden Zeitgeist, vor allem der Linken zum Trotz, die – weder Fisch noch Fleisch – auf gut realsozialistisch noch nicht einmal im Zeitgeist angekommen sind, denn sie leiden nicht unter und am Zeitgeist, geschweige denn, dass sie ihm etwas Kritisches entgegenzusetzen wüssten. Vor allem hat die Linke entscheidend daran mitgestrickt, dass die DDR in der BRD angekommen ist, nicht umgekehrt, wie man uns weismachen will. Da

wächst etwas auf fatale Weise zusammen. Die politischen Bedingungen für mehr Teilhabe haben sich dementsprechend seit dem Mauerfall drastisch verschlechtert. Und es verschlechtern sich nicht zuletzt auch die mentalen Bedingungen für mehr Teilhabe immerzu weiter.

Wir sind keine Atheisten; die Gottesexistenz interessiert uns nicht. Und so können wir auch mit dem Wort “Arbeiterbewegung” wenig anfangen. Indes im *Glauben* an sie verhehlt der Sozius, dass er im profanen Alltag mit Gefühlen nicht umgehen kann noch dort, wo er unentwegt tränennass über Arbeitermacht spricht. Die Verheißung auf *was auch immer* weiß den alltäglichen Nahbereich mit Gefühlen nicht *unmittelbar* zu beleben, bzw. das Gefühl findet im Nahbereich kein Objekt, dem es sich auftragen kann – mit der Folge einer massiven Störung des Innen-Außen-Verhältnisses, dem Einfallstor psychischer Störungen. Diese verpuppen und versteinern zu rührseligem Kitsch, mit dem die Störung verschmilzt, um sich unterm Deckel zu halten und zugleich zu normalisieren.

Unter dem Deckel der Verpuppung erscheint die Störung nach außen als normal. Ex-Wirtschaftsminister Wolfgang Clement argumentiert nicht, wenn er die Agenda 2010 verteidigt; er redet und geht auf den anderen nicht ein. Ja, er nimmt ihn nicht einmal wahr. (Vgl. WIA-GEM) So etwas nennen wir gestört. Bei ihm kommt nichts mehr an, nur das, was er selbst absondert, gar ohne sich selbst zu hören, um vielleicht einmal innezuhalten, sich selbst kritisch zu befragen. Zwischendurch bescheinigt er sich selbst, etwas kokett, “Rheinische Sturheit”, die seine Partei, die SPD, Gott sei Dank aushalte, und hat damit den Lacher flugs auf seiner Seite. Wie putzig. Dabei sind seine Gestörtheiten nur immer weniger zu übersehen; ihre Verpuppungen weisen hier und dort Risse auf und bedürfen der ständigen Erneuerung durch Machtausübung, angereichert durch allerlei Rührseligkeiten, um die Verbindung zum Außen, zu den Opfern der Machtausübung, aufrecht zu halten. Mit dem Eintritt ins Rentenalter erlebt der Politiker die Verbindung als akut gefährdet. Dann laufen Menschen wie Clement zu sonderer Form auf. Ganz schnell, zu schnell müssen innere und vor allem provokante Verwandlungen her wie er sie z.B. gegen seine Parteifreundin Andrea Ypsilanti im hessischen Wahlkampf aufzuweisen hatte, um in der Öffentlichkeit weiterhin gefragt zu sein, diesmal, so glauben sie, auf der Basis einer wirklichkeitsnäheren Verbindung zu einem Außen, was im kurzatmigen politischen Alltagsgeschäft angeblich nicht möglich ist. Hier mutieren auch CDU-Politrentner wie Blüm und Geißler schon mal über Nacht zu belanglosen, weil nur moralinsauren Kapitalismuskritikern: die Welt ist schlecht; keiner hält sich mehr an Regeln. Ja, immer mehr wollen gar keine Regeln. Jeder denkt nur an sich. Sich

selbst meinen sie nicht. Ohne im geringsten die Regeln (der Kapitalverwertung), die seit eh und je nie aufgehört haben zu existieren, in Augenschein zu nehmen, um zu analysieren, wie sie sich ausleben, bejammern sie ihr angebliches Fehlen (oh ja, zu Adenauers Zeiten war alles besser) und triefen dabei nur so vor moralinsauren Gefühlen. Sie bejaulen Gott und die Welt wie der Kojote die Mondscheibe bei Nacht und bewirken nichts dabei, außer dass sie ihre jungen CDU-Parteifreunde ein wenig, aber bei weitem nicht nachhaltig verstören.

Clement, Blüm und Geisler zeigen überdies eindrucksvoll, wie süchtig ehemalige Berufspolitiker nach Aufmerksamkeit gieren und darunter leiden, wenn diese ohne politische Macht plötzlich ausdünnt. Unerträglich, diese Jammerei. Der alltägliche Nahbereich könnte dem Politrentner ja vielleicht Entlastung bringen, wenn er in der Lage wäre, ihn sozialverträglich – also nicht nur einsam und melancholisch – mit Gefühlen zu beleben, während er nach außen in politischen Talksendungen nur her rumjammert; dazu, wie im Fall Clement, in einem menschenverachtenden und unverschämten Ton. Bisweilen fühlt sich der Politaktivist außer Dienst im intimen Nahbereich auch als wertvoller Mensch verkannt. So Oskar Lafontaine nach seinem Rücktritt von allen politischen Ämtern: *ich brauche die politische Öffentlichkeit nicht; ich bin viel lieber Familienmensch.*

So reden Junkies, die nicht wahrhaben wollen, dass sie auf Entzug sind. (Vgl. C3.3; C4.Exkurs) Wir sagen, sie sind gestört. Oskar glaubt tatsächlich, dass er etwas dazu gelernt hat, nicht zuletzt für die Politik. Doch muss er sich die Frage gefallen lassen, was er denn in Zukunft anders machen will, was er nicht schon seit vierzig Jahren gemacht hat. Aus dem, was er heute sagt, lässt sich ein Wandel seiner Politik, die in 40 Jahren nichts bewirkt hat, nicht ablesen. Oh ja, früher war alles besser! Damals, als er Ministerpräsident des Saarlandes war. Das will er 2009 nun wieder werden. Doch wozu? Er trägt nichts bei zu Aufklärung und Selbstaufklärung, um Bürger zu aktivieren. Im Gegenteil. Ach Oskar, auch du bist nur Teil des Problems und weit davon entfernt, seine Lösung zu sein. Dazu müsstest du erst einmal anerkennen, dass es in der Politik – jenseits aller Sachproblematik – eine frag- und deshalb diskussionswürdige kommunikative Metaproblematik gibt. Doch wozu, du brauchst so etwas nicht; dir geht's um die Sache, die bei dir vor Moral allerdings nur so trifft: geldgierige Reiche haben für Arme nichts übrig; Mehr enthalten deine politischen Aussagen nicht. Die Moral ist für die anderen da; nicht für dich. Du findest dich gut so wie du bist. Basta. Wie dein Freund Schröder möchtest du einfach nur ganz *normal* kommunikationsgestört sein dürfen.

Wir wollen den sozialen Sachverhalt einer normalisierten Störung mit-

hilfe der *Recherche* von Proust wie folgt auf den Punkt bringen: die einfachen Dinge des Alltags – *der in den Tee getauchte Kuchen, der einen bestimmten Geruch in die Nase treibt* (PRM-SZ1, S. 63ff) – geraten unter dem einfältigen Blick des rührseligen Gefühls- und Tatsachenfetischisten zu bloßen Sachen: sie enthalten für das gefährdete Subjekt (Gefährdungen lauern in der *Recherche* allerorten) nicht das, was die *Recherche* als *Essenz des Vergangenen* herausgearbeitet hat. Das wäre das, was das Leben des Sozius ausmacht: sein bisheriges Leben. Es ist buchstäblich wert-los und wird daher, streng gegenwartsfixiert, nicht mehr im Lichte dessen erlebt, was bisher war. Dann will der Gefühlsimpuls – siehe Oskar Lafontaine – etwas, was er ohnehin nicht schafft: ohne *Vergangenheit* auskommen; sie wird einfach nur beschwörend in Rührseligkeit getaucht (ach, was war die Zeit mit uns Willy doch schön). Als *Geschichte* im Sinne von *Geschichten erzählen* tritt sie als analysierbarer Sachverhalt nicht in Erscheinung. Man will de facto nichts wissen von ihr, um Gefühle tatsächlich von streng gegenwartsbezogenen Verrichtungen generieren zu lassen (Missbrauch am Objekt der Begierde). Und wenn sie versiegen, dann umso nachhaltiger immer wieder noch mal, bis vom missbrauchten Objekt buchstäblich nichts mehr übrig bleibt. Und nachdem mit der SPD nichts mehr ging, weil gegen Schröder einfach kein Kraut gewachsen war, er und seine Klaqueure sich nicht so recht missbrauchen ließen, wechselte Oskar, nach einer gehörigen Schampause, einfach die Partei, in der er nun den gleichen Scheiß macht wie eh und je.

Um es mit der *Recherche* von Proust zu sagen: die Störung, die über einen Gefühlsimpuls eher unbewusst durch vergangene Erlebnisschichten hindurch induziert wird, lehnt es ab, sich *auf die Suche nach der verlorenen Zeit* zu machen. Mit irgendwelchen Rührseligkeiten, die man der Erinnerung entnimmt, ist das nicht zu machen.

Doch was will die *Recherche*? Ihr geht es vordergründig nicht um Politik, sondern um Kunst, um ein bestimmtes Kunstverständnis: um die Entschlüsselung menschlichen Glücks. Kein elegisches Glück von Rührseligkeit, das mal war, sondern eines, das einem gegenwärtig widerfährt – im alltäglichen Nahbereich. Wesentlich ist, dass dem Sozius “Glück” unvorhergesehen, ja nicht einmal vorhersehbar zufällt, induziert durch die zufallsgesteuerte *Suche nach der verlorenen Zeit*, wie eine Erinnerung, die uns blitzartig überfällt und uns gewollt mit noch so viel Anstrengung nicht zuteil würde. Das ist exakt das, was die *Recherche* “wahres Glück” nennt – im Unterschied zum Nuttenglück, einem gewollten, gemachten und aufgesetzten Glück: *jetzt wollen wir mal positiv denken; Elite ist nicht etwas, was wir haben, sondern etwas, was wir brauchen und deshalb kaufen können*. Schließlich hat alles seinen Preis; man muss ihn nur zahlen wollen. Ja, ja, der Markt macht das schon, ein kaum auszu-

rottender Mythos.

Für das Wunderbare im menschlichen Leben mag die Kunst stehen. Dennoch zelebriert so mancher Künstler mit ihr Lebensverzicht. Thomas Mann, der doch eigentlich immer – sogar im Exil – gut zu leben verstand, war Zeit seines Lebens der Meinung, dass er sich opfert: *Kunst und Leben* nicht vereinbar seien; *wahre* Kunst setze Lebensverzicht voraus. An so ein Entweder-Oder glaubte er tatsächlich bis zu seinem Tod (1955), um zum Leidwesen seiner durchaus lebenshungrigen Kinder eigene Innen-Außen-Unbeweglichkeiten (im alltäglichen Umgang mit ihnen) zu rationalisieren und zugleich von Schuld (Verantwortung) zu entlasten. Dass dem so war, hat er zumindest geahnt und ausgesprochen (er sprach von “Bruder Hitler”).

Dem gegenüber sind Filmschaffende wie Schlöndorff die Unschuld in Person; seine Kunst ist frei von Anfeindungen aller Art, vor allem seelischen Anfeindungen, die Thomas Mann zeitlebens bis ins Mark getroffen haben. Er ließ sie zumindest, wenn auch in Grenzen, an sich herankommen, von ihnen berühren und litt dabei tatsächlich wie ein Hund. Dagegen neigt die Unschuld vom Lande immer zu Kitsch, Klischee und Rührseligkeiten. In Schlöndorffs Filmen ist das Profane hartnäckig von rührseligen Klischees durchsetzt (vgl. seinen Film *Strajk* mit der ganz und gar unerträglichen Katharina Thalbach). Im Film “Ulzahn” goutiert er den profanen Nahbereich als Verrücktheit herablassend, ganz besonders krass in der Figur “Shakuni” (David Bennent).

In der goutierten Verrückung möchte “Ulzahn” Kultur als wahrhaftes, um nicht zu sagen: unschuldiges Leben einfangen, und zwar kontraktorisch zur eiskalten Welt unserer künstlichen Zivilisation, die uns nichts zu sagen weiß und das unschuldig Ursprüngliche, das wahrhafte Leben, in uns verbrennt. Wir kennen das von der Wandervogelbewegung, die sich schließlich durchaus nicht nur vereinzelt im Blut-und-Boden-Klischee der gleichfalls naturverbundenen nationalsozialistischen Bewegung wiederfand.

Heute wird – nicht nur bei Schlöndorff – ohne analyseträchtige Beimengung einmal mehr die Natur als das “wahre” Leben (in uns) in Stellung gebracht gegen künstliche Kälte um uns herum und natürlich in uns. Es soll, die ewige Litanei, etwas von der abgründigen, inneren Zerrissenheit des Menschen zum Ausdruck kommen. Diese soll der Betrachter in sich wiederfinden, um sich selbst rührselig zu bejammern, um sich dann aber doch nur von einem Alltag zu erholen, der heute ja tatsächlich zunehmend als schmerhaft, verletzend und immer liebloser erlebt wird, der aber dank Schlöndorff entpolitisiert wird, immer unübersehbarer von den den Betrachter verhöhnen Klischees und Rührseligkeiten durchsetzt. Sein Film *Strajk* zeigt die katholische Kirche

als streitbare, überdies humane Macht. Und mittendrin die heimliche, nach Arbeit und Schweiß riechende Arbeiterführerin Katharina Thalbach, die, wer wollte es ihr bei so viel Papst verdenken, das Beten nicht verlernt hat. Und siehe da, ihr Gebet wird erhört. Andere werden und müssen ihr Werk weiterführen und vollenden, sinniert sie, inzwischen sehr alt geworden, vor sich hin. Müssen wir tatsächlich froh sein, dass es die katholische Kirche in Polen als großen politischen Machtfaktor gegeben hat und immer noch gibt?

Ja, wir müssen. Zu jeder schlechten gibt es immer auch eine gute Seite, und die eine, das Gute, ist mit der anderen, dem Bösen, in stetem Kampf verstrickt – innerlich wie äußerlich, versteht sich, denn Kriege gibt es, weil es das Böse in uns gibt, das nach außen drängt und dann vom Guten in uns, das nicht weniger nach außen drängt, bekämpft werden muss. Ja, ja, wir alle hassen den Krieg. Dennoch erklärt diese Theorie nach der altehrwürdigen Gut-Böse-Litanie buchstäblich mit einem Schlag, warum Kriege – trief, trief! – sich vielleicht doch nicht vermeiden lassen; nicht weil die Politik den profanen Nahbereich unentwegt im Stich lässt (vgl. die Aufsatzsammlung RIW-EEJ), sondern weil der Mensch von Natur aus gut und böse zugleich ist und das Böse, wenn es nach außen drängt, zuweilen nicht anders als durch Krieg bekämpft werden kann. Bin Laden, die Taliban, Saddam Hussein und alle, die dem Bösen zur Macht verhelfen, indirekt oder direkt, müssen, mit ein paar Spänen, die der Hobel immer zurücklässt, der Vernichtung zugeführt werden – notfalls mit Krieg. Primitiver geht's nimmer. So weit mag Schröder vielleicht nicht gehen. Er übt aber fleißig und findet zumindest schon mal nichts dabei, sich von der Bayrischen Staatsregierung mit Filmpreisen behuldigen zu lassen. Nur Geduld, was zusammengehört, das wächst irgendwann auch ganz zusammen. So wie die Grünen mit Hartz-IV oder mit der CDU/CSU. Nicht weil sie böse sind, sondern durch mehr Regierungsbeteiligungen möglichst nah – wer will ihnen das verdenken? – an den Futtertrögen sitzen wollen. Und das muss in Zukunft auch ohne SPD funktionieren, die – oh Schreck! – die Futtertröge aus den Augen verloren hat, freilich nicht aus Idealismus, sondern weil sie wegen einer neuen Partei wieder einmal völlig von der Rolle ist. Leider hat sie das noch nie zu einer besseren Partei gemacht. Im Gegenteil. Und die Grünen sind heute eher noch schlimmer. Und das alles sollen wir nun mit der neuen Linken noch einmal durchbuchstabieren?

Um es deutlich zu sagen: wir finden es nicht böse, sondern menschlich, dem Futter hinterher zu schnüffeln. Dabei passiert es schon mal, dass Politiker futterneidisch in die eine oder andere Richtung beißen. Nur sollte man dann auch zum Futterneid stehen und dazu, dass man

Klientelpolitik betreibt, anstatt uns Bürger für noch blöder zu verkaufen als die Polizei erlaubt. Der futterneidische Politiker tut scheinheilig so, als ginge sein Futterneid – das klientele Bestandsinteresse – tatsächlich mit Moral oder Politik zusammen. Der politische Raum – er ist heute gerade unter Linken und durch Linke vollständig entpolitisiert. Gähnende Leere.

Die *Recherche* von Marcel Proust verfährt anders: nicht affirmativ als vielmehr analytisch. Der Objektbezug ist, ob der Sozius es wahrhaben will oder nicht, durch die gefühlsbezogene Wahrnehmung hindurch und über den entfernten Weg gefühlsverdrängender Theoriebildung vermittelt, wobei sich der belebende Gefühlsimpuls, mit dem alles anfängt, sich *mehr oder weniger bewusst* aus vergangenen Erlebnisschichten speist und zugleich den gegenwärtigen, gefühlsverdrängenden Objektbezug braucht, dem gleichwohl selbige vergangene Erlebnisschichten inhärent sind. Diese funktionieren – im Interesse menschlicher Daseinsbewältigung und Bestandswahrung – gleichsam als intrinsische Codes der soziale Realität. Durch sie hindurch wird der erlebnishungrige Sozius gefühlsträchtig im Guten wie im Schlechten belebt. Allerdings ist das belebende Gefühl nur begrenzt in die Zukunft verlängerbar, auch nicht beliebig oft wiederholbar – es sei denn, weit weg vom Sozius, im Huldigungswahn aufgehoben, der sich einem unerreichbar fernen Objekt der Verheißung aufträgt. Dabei werden die Objekte des sozialen Nahbereichs diskriminierend und zur immerwährenden Gefühlsproduktion missbraucht. Denn eines steht doch fest: mit irgend welchen Kitschobjekten der Verheißung ist, was die Produktion von Intensitäten betrifft, nicht viel Start zu machen. Ist nicht vielleicht doch in jedem Einwohner von Amstetten auch ein kleiner “Fritzl” verborgen? Der Hass, der sich gegen den Inzestverbrecher richtet, geht wahrscheinlich mit einer ganz gehörigen Portion Selbsthass schwanger (Hass ist immer auch Selbsthass!), der seinerseits – als Unschuld in Person – sein blitzableitendes Opfer braucht, um *möglichst wenig von sich wissen zu müssen*.

Mehr oder weniger bewusst will sagen: der Sozius hat selbst zu seinem eigenen Innenleben keinen unmittelbaren Zugang; da bleibt immer etwas, was er nicht versteht; und so ist er gehalten, nicht nur zu anderen, sondern auch zu sich selbst einen Zugang zu suchen und diese Suche über Theoriebildung zu entziffern. Konstrukte der Theoriebildung setzen dann aber mindestens zwei Kommunikationsteilnehmer voraus, um der Überprüfung zugänglich zu sein. Der Ich erzähler der *Recherche* sieht sich gleich zu Beginn mit einem in Tee getauchten Kuchen konfrontiert, der einen Geruch auslöst und mit diesem die sehr gefühlsintensive Erinnerung an die Kleinstadt Combray. Der glücksgenerierende Geruch be-

schwört gleichsam alles herauf, was mit ihr zusammenhängt. Im Vorfeld dazu gilt es, eine Art Warmlauf, den Gutenachtkuss der Mutter zu beschwören, den der Icherzähler wie eine hochintensive Verheißung rauf und runter dekliniert. Gleich danach gilt es, den Geruch, aufgepumpt durch den mütterlichen Kuss, zu entziffern: mit vergangenen Erlebnisschichten zuweilen bis zur Zwanghaftigkeit zu verknüpfen – immer wieder noch mal, bis die Intensität schließlich versiegt, um wiederum an ganz anderer Stelle, wo die Erinnerungsintensität des mütterlichen Kusses keine Rolle mehr spielt, einmal mehr unerwartet neu aufzuerstehen.

Dennoch: gleichsam im Sinne einer imaginativen Intersubjektivität ist in der *Recherche* der entziffernde Überprüfungsvorgang in dem Verhältnis enthalten, das der Autor der *Recherche* zu ihrem Ich-Erzähler pflegt. Der Ich-Erzähler und sein Erfinder sind deshalb tatsächlich nicht identisch, wie Proust immer wieder betonte, auch wenn er – wie sollte er nicht? – beim Erzählen immerzu aus dem eigenen Leben geschöpft haben mag.

Der um Orientierung ringende Sozius der *Recherche* denkt und handelt nicht auf geraden Wegen, sondern verästelt, auf Umwegen, dennoch *gefühlsgesteuert*; wenn er “Glück” hat, ohne Hintergedanken, immerzu *fragwürdig* – impulsiv aus der Bestandsregung heraus. Weil Menschen, wenn sie lieben, vor allem sich selbst lieben, so die *Recherche*, und den – *nach dem naturwissenschaftlichen Theoriemodell* – “geraden” Weg zu ihren Lieben immerzu verfehlten, nicht egoistisch, aber egozentrisch oder egozentrirend. Aber, so würde Proust hinzufügen, durch die Vergangenheit des Liebenden hindurch, mit der das gegenwärtige Objekt der Begierde verschmilzt, aus dem heraus Gefühle vergangener Erlebnisschichten heraufbeschwörend freigelegt werden. Dabei bleiben die aus Entzifferungsvorgängen sich herausschälenden Verästelungen sich bei jedem neu ansetzenden Auferstehungsvorgang nicht gleich und kennen bei all den Umwegen doch nur das eine Ziel: die unerwartete Intensität am Wegesrand, kurzum: Glück.

Freilich werden Gefühle, die aus der Erinnerung geschöpft werden, anders erlebt als damals, als sie am Objekt der Begierde zum ersten mal auftraten, vielleicht heute, wo sie einem wieder begegnen, weniger schmerhaft oder aber vielleicht auch – kaum bis gar nicht hinterfragbar – panisch und angstbesetzt. Menschen, vielleicht hochgradig kriminelle, die unverstehbar, ohne Motive handeln, vielleicht unverstehbar morden oder in anderer Weise auffällig gestört sind, haben durchaus ihre Motive. Sie wissen nur nicht über sie zu reden, geschweige denn sie zu entziffern, so dass Auskunft kaum möglich ist.

Wie auch immer, so wie Objekte durch die Vergangenheit hindurch

Gefühle induzieren, so braucht das Gefühl das gegenwärtige Objekt; denn das Gefühl als solches, das der Analyse zugänglich wäre, gibt es nicht; ihm kommt notwendig ein Objektbezug zu. Mit anderen Worten: Ein geliebtes Objekt, und sei es ein geliebter Mensch, löst zwar Gefühle aus, dennoch kommt die Gefühlsintensität – jenseits aller Analyse – ausschließlich dem egozentrierenden Liebenden zu, sprich: das Objekt der Begierde hat mit den Gefühlsverschmelzungen, den gleichsam reinen Intensitäten, die den Körper des Liebenden überfluten, nichts zu schaffen, es sei denn, und das ist jetzt entscheidend: *aus der Entfernung, über interaktiv sich herausbildende Theoriekonstrukte, die mit ihren intrinsischen Codes ibrerseits als Objekte der Begierde funktionieren, aber zugleich der permanenten kommunikativen Überprüfung bis in den Intimbereich hinein bedürftig und auch real zugänglich sind.*

Um nicht zu sagen: eine solche mit Vergangenheit kontaminierte Verifizierung von Intersubjektivität ist unmittelbar triebgesteuert; und sie ist zugleich notwendig, weil, wie wir zu Beginn des 3. Kapitels mithilfe von Proust feststellten, der sozialen Theorie – anders als der naturwissenschaftlichen Theoriebildung – generell ein retrospektiv-historischer Charakter innewohnt.

Es hat wenig Sinn zu beteuern, dass, wenn man sich politisch für mehr Gerechtigkeit engagiert, es (nach dem vor Moral nur so triefenden Lafontaine-Modell) gut meint mit den Armen und Hilfsbedürftigen unserer Gesellschaft. Solidarität durch Mitgefühl ist substanzial nur gefühlsverdrängend über kritisierbare und unentwegt kommunikativ zu überprüfende Theorien realisierbar (die vom interagierenden Sozius libidinös besetzt werden) und niemals tautologisierend über das immerzu nur egozentrierende Gefühl selbst: Aus dem Bestandsinteresse heraus engagiert sich der Liebende für sich selbst – aus einem vermeintlich unmittelbaren Zugang zum eigenen Innen heraus, aus dem sich dann angeblich auch Mitgefühl unmittelbar speist. Ein ätzender Mythos. Schopenhauers allerletzte Hoffnung für das Menschengeschlecht. Da halten wir es lieber mit dem späten Nietzsche, auch wenn dieser die Notwendigkeit eines gemeinsamen und vermittelnden Objektbezugs nicht explizit formuliert, vielmehr stillschweigend und problemlos vorausgesetzt hat. Dennoch hat er den Mitgefühlsmythos – wenn auch nicht konstruktiv – angekratzt. Nicht wegzukriegen, diese ewige, noch dazu selbstmitleidige Jammerei. Anstatt auf andere unverklemmt zuzugehen und freimüdig – ohne Hintergedanken – um substanzialle Kommunikation bemüht zu sein, fühlen sich die fleißigsten und intelligentesten Menschen immerzu als wertvolle Menschen verkannt; einsam arbeiten sie vor sich hin und wollen dann – wie merkwürdig – tatsächlich um ihrer selbst willen geliebt werden. Schließlich waren sie bisher immer

schön artig, fleißig und haben immerzu wertvolle politische Arbeit für die Armen dieser Welt geleistet. Hat man es dann etwa verdient, von Hartz-IV leben zu müssen? Dabei ist Engagement für andere nur aus der Entfernung möglich, über Theoriekonstrukte, mit denen man gern umgeht, auf die man stolz herabblickt wie auf das eigene Kind. Aber es bleibt dabei: soziale Theorien sind richtig oder falsch nur im Kontext permanenter kommunikativer Überprüfung und zwar immer in Spannung zum eigenen (gefühlt) Bestandsinteresse, das heißt, zuweilen schmerhaft im Widerstreit zu eigenen Gefühlsregungen.

Alles andere liefe, um es mal platt zu sagen, auf pure Rechthaberei hinaus, die sich für das, was ein Gegenüber denkt, nicht wirklich interessiert. Der Rechthaber lehnt es ab, den Kommunikationspartner dort abzuholen, wo er sich mit seinem Bestandsinteresse zu Hause wähnt, noch ohne dass dieser wissen muss, dass er sich woanders vielleicht besser aufgehoben fühlen würde. Um es mit Proust zu sagen: der in Verästelungen denkende Sozius lehnt den “geraden Weg” des Rechthabers ab, nach unserem Theorieverständnis völlig zu Recht. Vielleicht dass der Rechthaber seine Theorien nur allzu schön findet und von anderen, dem sogenannten Einzelfall, nicht ankratzen lassen möchte. Eine Kommunikation, die Umwege einfordert, kommt nicht umhin zu kratzen; ja, sie tut weh, ist ganz schön anstrengend und bisweilen ganz und gar nicht gefühlsaufbauend:

Das Gefühl ist zunächst indifferent; frei nach Kant mag es einfach nur schön sein. Es verliert seine Indifferenz, sobald es sich einer Theorie aufträgt, gleichsam mit ihr verschmilzt (Projektion), so dass man einer Theorie schlicht aus liebgewordener Gewohnheit anhängt, so wie man einer großen Liebe huldigt, bis die Theorie, den Paradigmawechsel verweigernd, der Überprüfung nur noch mit sehr viel Druck (von außen und innen) zugänglich ist – gegen das eigene Bestandsinteresse. Dafür gibt es zahllose Beispiele aus dem alltäglichen Nahbereich. Beispiel Gutmensch: Er glaubt, weil er an den besseren Menschen als Bedingung für eine bessere Welt glaubt, heute immer noch daran, dass Frauen in der Politik die Welt menschlicher machen, gemacht haben oder machen würden, wenn man nur viel mehr Frauen machen ließe. Schließlich haben Kriege immer nur Männer geführt. Also waren sie die größeren Bösewichter. Das war damals, in den Siebziger- und Achtzigerjahren, eine wunderschöne Theorie. Sie hat sich leider nicht bestätigt. Die Politik ist mit oder ohne mehr Frauen unmenschlicher geworden. Ganz abgesehen davon auch Frauen in entsprechenden politischen Machtpositionen Kriege führen. Wir sagen, Frauen sind in der Politik nicht weniger menschenverachtend engagiert.

Wie dem auch sei, Frauenemanzipation hat mit *Emanzipation als solche*

nichts zu tun; sie ist nicht einmal Bestandteil von Emanzipation, sofern sie nicht zugleich alle Menschen – auch den Straftäter! – im Sinn hat. Im Hier und Jetzt. Um nicht zu sagen: die Frauenemanzipation, so wie sie sich seit 1968 entwickelt hat, ist öde Klientelpolitik, die nicht einmal alle Frauen im Blick hat.

Auch die Gewerkschaften betreiben nur Klientelpolitik; sie haben nur Menschen im Blick, die einen Arbeitsplatz haben. Wahrscheinlich noch nicht einmal das, wenn man an all die tariflich abgesicherten Hungerlöhne denkt. Richtig, Hungerlöhne haben allein böse und geldgierige Unternehmer und Manager zu verantworten. Dabei tragen starke Gewerkschaften zur Emanzipation schon lange nichts mehr bei. Wer Marx gelesen hat, müsste das eigentlich wissen. Wie einfältig muss ein Mensch eigentlich sein, um heute immer noch an die emanzipierende Wirkung starker Gewerkschaften zu glauben? Es gibt sie, diese Einfalt, ganz besonders unter linken Bundestagsabgeordneten. Bereites Beispiel dafür ist Klaus Ernst. Er glaubt, starke Gewerkschaften würden eine sozialverträgliche Ökonomie befördern, bzw. dazu beitragen, Sozialabbau zu verhindern. (Vgl. ERK-RIE) Solche Politikkonzepte sind schlachtweg dummdreist und nur noch unverantwortlich, denn sie wecken Hoffnungen, dazu verurteilt, enttäuscht zu werden. Für eine Ökonomie der sozialen Verträglichkeit kann allein die Politik sorgen, vorausgesetzt, sie hebelt – mit Blick auf die Gesamtwirtschaft – den Kapitalverwertungsmechanismus aus. Ist dieser ausgehebelt, sind Gewerkschaften überflüssig. Sie glauben aber immer noch, dass Lohnerhöhungen etwas mit dem Kampf gegen das Kapital zu tun haben. Weit gefehlt, sie tragen – heute immer sichtbarer – nicht einmal etwas bei zur Entwicklung einer sozialverträglicheren Ökonomie (für alle), genauso wenig wie Unternehmer, wenn sie es doch bitte nur unterließen, trotz immenser Gewinne Menschen zu entlassen. Abgesehen davon sind immense Gewinne nur möglich aufgrund einer marktbeherrschenden Monopolstellung. Eine solche ist schädlich und zu verhindern, aber nicht dadurch, indem man Gewinne bürokratirächtig durch Steuern oder Preisfestsetzungen reguliert. Der letzte Schrei ist zur Zeit der Ruf der SPD nach Sozialtarifen für Gas, Öl und Strom. Warum nicht gleich – DDR, ich hör dir trapsen! – für alle Lebensmittelwaren einen Sozialtarif? Mit entsprechenden Bedürftigkeitsüberprüfungen, versteht sich.

Kurzum, wir haben keine Lust, die gefühlsträchtigen Bestandsinteressen von Bürokraten samt ihren Spitzeln zu bedienen. Für uns ist der herrschende Emanzipationsbegriff, der auf starke Gewerkschaften, Sozialtarife, Bedürftigkeitsprüfungen, mehr oder weniger Markt, mehr Frauen, mehr Schwule, mehr Behinderte, mehr Müsli, weniger Atomkraft, mehr Eisberge etc. setzt, ganz und gar abgestanden; er vermag –

unabhängig davon wie wichtig mehr Eisberge und Gletscher für die Umwelt sind – ein alternatives politisches Konzept nicht zu tragen, genauso wenig einzelne politische Forderungen wie *Sozialtarife*, *Frauenquote* oder *Mindestlohn*. Deshalb sind wir gegen Frauenquote. Entweder sie kommen oder sie bleiben weg. Hinterher laufen tun wir ihnen nicht.

Auch wenn wir es zu schätzen wissen, dass Alice Schwarzer früher, mit ihrem “kleinen Unterschied und seinen Folgen” und dann später, mit ihrer “Emma”, dazu beigetragen hat, Frauen zu ermutigen, Ansprüche in Familie und Gesellschaft zu formulieren und durchzusetzen, was so viel heißt wie: so sehr wir anerkennen, dass mit Forderungen alles beginnen muss, so führen sie den Bürger, sie mögen noch so gut gemeint sein, nur hinters Licht. Für sich genommen suggerieren sie nur Konzeptionelles; der Politaktivist fühlt sich mit ihnen auf der sicheren Seite und verhehlt doch immer nur, er mag es wahrhaben wollen oder nicht, dass er für den Bürger nichts ändern will noch da, wo er unentwegt von der Notwendigkeit gesellschaftlicher Erneuerung spricht. Dazu bedarf es eines Konzepts, das in der Forderung allein nicht aufgeht.

Mit dem Gefühl ist es nicht anders: Theorie und Analyse gehen im Gefühl nicht auf, auch wenn mit ihm – gleichsam als Vor-Urteil – alles beginnt. Ja, und dann passiert es ganz schnell, dass das Gefühl mit der Forderung eine fatale Symbiose eingeht, so dass allein schon ihre Infragestellung – z.B. des Mindestlohns – für das einfältige Gemüt einem Verrat an der Arbeiterbewegung gleichkommt. Und während die Einfalt nicht aufhört zu zetern, schreitet die konzeptionelle Austrocknung des politischen Diskurses munter voran, in einer Art Dressur, die sich der wahrnehmungsgestörte Linkaktionist selbst auferlegt. Alles beginnt mit einem selbstgenügsamen Mangel an genauerem Hingucken und Nachfragen, überdies damit, dass der Linke – wahrnehmungs- und denkfaul wie er anders nicht sein will – den Bürger mit möglichst einfachen, zuweilen exorbitanten Forderungen abspeist, die, so rechnet er uns gebetsmühlenhaft vor, ganz bestimmt realisierbar seien. Nicht acht, nein sechszehn Euro Mindestlohn. Wer bietet mehr. Etwas mehr Wahrnehmung (hinter den Forderungen) würde wahrscheinlich weniger den Bürger als vielmehr den gutmeinenden Linken irritieren.

Kurzum, die konkrete Forderung als solche (ohne Theorie) ist so belanglos wie nur sonst etwas. Überdies dumm. Der Bürger spürt durchaus und überdies ganz realistisch, dass der Aktivist ihn für blöde hält, ja für dumm verkaufen möchte, wenn er von ihm auf der Straße auf das Thema “acht oder sechszehn Euro Mindestlohn” angesprochen wird.

Exkurs zur Geldtheorie: Kritik am Mindestlohn und Überlegungen zur Expropriation der Expropriateure

Dass es in der politischen Auseinandersetzung gar nicht um allzu komplexe Zusammenhänge gehen muss als vielmehr um solche, die sich auch ohne die vier Grundrechenarten, dafür aber mit ein wenig Logik mühelos durchschauen ließen, sei am Beispiel der Mindestlohnforderung illustriert, mit der “Die Linke” regierungsgeil hinter der SPD herköpert.

Alles beginnt damit, dass wir kein Mindestlohngesetz bräuchten, wenn es genügend ausreichend bezahlte Arbeitsplätze gäbe, so dass sich keiner mehr für einen mies bezahlten Job verkaufen müsste. Ebenso klar ist, dass für eine zureichende Anzahl von Arbeitsplätzen nur der Staat sorgen kann, nicht die Privatwirtschaft. Das heißt, mehr und ausreichend bezahlte, vor allem aber menschenwürdige Arbeitsplätze entstehen durch den Mindestlohn ganz gewiss nicht, wenn der Staat sie nicht schafft. Wozu dann aber Mindestlohn? Um es gleich zu sagen: “Die Linke” ist für mehr Staat ohne Sinn und Verstand. Warum? Weil sie sich nicht zuletzt von eben diesem Staat ernähren lassen will – durch die Ressourcen, die von einer wachsenden Bürokratie und Regulierung zunächst gebunden werden. Danach kann man sich dieser Ressourcen umso besser bedienen, durch Einsparungen, die wiederum durch Entlassungen und damit verbundene Umschichtungen erwirtschaftet werden. Dabei bleibt für den wirtschaftenden Politiker und seine bürokratischen Vasallen immer gehörig was hängen – noch während sie die Worte *Sparen* und *Konsolidierung* gebetsmühlenhaft hoch und runter deklinieren. Natürlich, Klappern gehört zum Handwerk. Damit die Selbstbedienungsmentalität nicht gleich ins Auge springt, bedarf es eines Schuldigen: die Privatwirtschaft samt ihren gierigen Managern. Während der Staat spart, sollen sie das Geld mit vollen Händen ausgeben, um Arbeitsplätze zu schaffen, um nicht zu sagen: der Markt soll am Markt vorbei und um ihn herum aktiv werden.

Doch woher nehmen und nicht stehlen? Als könne der Markt sich selbst bewirtschaften; tatsächlich wird er unentwegt von außen bewirtschaftet, *denn die Produktion wächst in den Markt hinein und nicht umgekehrt: der Markt in die Produktion*.

Weil dem Markt, resp. den Marktpreisen Signalfunktion zukommt, mag es scheinen, als wachse der Markt in die Produktion hinein, als sei der Markt mit seinen Preisen primär und die Produktion das Abgeleitete, als sei mithin – zu analytischen Zwecken – ein begrifflicher Schnitt

zwischen *Produktion* und *Markt* unnötig; als sei Produktionsanalyse reduzierbar auf Markt-, bzw. Preisanalyse; als könne die vollständig im Markt agierende, resp. marktabhängige Privatwirtschaft sich selbst bewirtschaften: immerzu eine ausreichend zahlungskräftige Nachfrage und aus dieser wiederum eine an den Bedürfnissen orientierte Produktion – um nicht zu sagen: sich selbst – aus sich herausgebären. Das kann sie – unabhängig wie moralisch oder unmoralisch die Wirtschaftssubjekte in ihr agieren – bis heute aus den folgenden Gründen nicht:

Sie muss als vollständig marktabhängig und nur in dem Sinne als bedürfnisabhängig vorausgesetzt werden, dass es – formal gesehen – Bedürfnisse gibt und geben muss (das reale Bedürfnis und mit ihm: die reale Fähigkeit interessieren nicht), und zwar an der Stelle, wo – am Ende eines Produktionszyklus’ – das Privatunternehmen in den Markt, bzw. die Zirkulationssphäre eintritt: seine fertiggestellten Waren (Kapital) am Markt verkauft, bzw. in Geld umwandelt, um – marktvermittelt – den Produktionszyklus im Konsum abzuschließen. (Vgl. B1)

Dies geschieht unter den Bedingungen von Mehrwertproduktion, und dass die Regeln der *Kapitalverwertung* uneingeschränkt gelten. Diese setzt Marktabhängigkeit voraus, wiewohl sie allein in der Marktabhängigkeit nicht aufgeht und auch nicht gleichzusetzen ist mit der Erzielung von Gewinnen am Markt. Auch ergibt sich aus der Marktabhängigkeit nicht die Notwendigkeit von Mehrwertproduktion (nicht gleichzusetzen mit Mehrprodukt), ja noch nicht einmal die Produktion als solche. Das Problem ist: überall, wo produziert wird, existieren Mengen und Preise, die sich im Medium “Markt” abbilden, so wie analog dazu das Sprechen sich notwendig im Medium “Sprache” abbildet. Dennoch folgt aus der Sprache als *Voraussetzung für Kommunikation* nicht notwendig die Kommunikation selbst, muss diese doch ausdrücklich gewollt werden. Das, was möglich ist, muss nicht zur *Wirklichkeit* werden. Das begreift kein Volkswirt, der Linke schon gar nicht: dass es eine Differenz gibt zwischen *Möglichkeit* und *Wirklichkeit*.

Die *Kapitalverwertung* umfasst den Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion und greift als solche in die Zirkulation: die Markt- und Finanzsphäre, hinein; sie wächst primär aus der Produktion heraus in den Markt hinein und begründet die Produktion um der Produktion willen, in der das reale Bedürfnis keine Rolle spielt. Mit anderen Worten: sie bringt es mit sich, dass – anders als es das Saysche Theorem postuliert – das Angebot, sprich: die Gesamtheit aller am Markt anbietenden Unternehmen, nicht aus sich selbst heraus seine eigene Nachfrage zureichend – sprich: sozialverträglich – erzeugen kann. Diesen ökonomischen Sachverhalt hat Karl Marx in seinem Hauptwerk “Das Kapital” als Überproduktionskrise beschrieben. (Vgl. MAK-W23, v.a. den Ab-

schnitt zum *Akkumulationsprozess des Kapitals* ab S.591; siehe auch B1)

Die zahlungskräftige Nachfrage kommt nicht in der fiktiven Liquidität sich hochschaukelnder Kreditblasen, sondern im Geld, bzw. der Geldmenge zum Ausdruck, in Rechtsansprüchen auf Verzehr; und sie wird durch das *Kapital* in den Markt hineingetrieben und nicht durch die *Produktion als solche*. Als solche ist die Produktion durch ihre *Kapazität* – durch das, was sie zu leisten imstande ist – und nicht durch die sich in ihr auslebenden *Regeln der Kapitalverwertung* definiert. Geld im Sinne eines *Rechtsanspruchs auf Verzehr* definiert einen Anteil am Produktionsergebnis, ist – marxistisch gesprochen – geronnene Arbeitskraft; es repräsentiert die Gesamtheit aller produzierten Güter und Dienstleistungen durch den Arbeitnehmer. Es wird nicht – wie es im Interesse einer sozialverträglichen Ökonomie sinnvoll wäre – autonom gedruckt, das heißt, in Abhängigkeit von den Produktionskapazitäten, resp. in Abhängigkeit davon, was es an realen Bedürfnissen gibt und die Produktion zu leisten imstande ist. Wäre das der Fall, müsste sich unsere Gesellschaft um die Auslastung des Produktionsfaktors “Arbeit” viel weniger Sorgen machen: es könnten problemlos *Millionen von Arbeitsplätzen vor allem im sozialen Infrastrukturbereich finanziert werden – gezielt und direkt orientiert an den Bedürfnissen der Menschen*. Wir hätten weder Unterbeschäftigung noch Arbeitslosigkeit – technisch-ökonomisch gesehen. Das heißt nicht, dass Ausgrenzung – also moralisches Fehlverhalten – nicht weiterhin möglich wäre. Es geht mithin darum zu verhindern, dass die durch Kapitalverwertung technisch-ökonomisch bedingte Ausgrenzung die Amoralität unmittelbar und notwendig in die sozialen Beziehungen einer Gesellschaft hineinträgt.

Hinzu kommt, der Ansatz einer wirklich quasi-autonomen Geldschöpfung – orientiert an der realen Wirtschaftskraft, bzw. den Produktionskapazitäten eines Währungsraums – wäre in der Lage, dem Geschwätz von einer *Konsolidierung der Staatsfinanzen* und *Gegenfinanzierung sozialer Politik* zu begegnen, mit dem bisher noch jede Regierung die Zerstörung des Sozialstaats legitimiert hat und mit dem Linke immer wieder gern ihre Regierungsfähigkeit unter Beweis stellen.

Wir wollen es genauer begründen, warum das *Angebot* aus sich selbst heraus eine hinreichend zahlungskräftige *Nachfrage* zur gezielten Verhinderung von Ausgrenzung nicht erzeugen kann: Die wesentlichste Regel der bislang uneingeschränkt herrschenden Kapitalverwertung besagt, dass *Geld* über die Zentralbank und den Finanzsektor als *Kreditgeld* in die Wirtschaft entlassen wird: es wird gedruckt, wenn es in der Lage ist, sich im und am Markt – wiewohl in direkter Abhängigkeit zur kapitalverwertenden Produktion – zu vermehren und es wird wirtschaftlich nur wirksam, wenn es von der Wirtschaft angenommen wird, das heißt,

wenn es zureichend Kreditnachfrage gibt. Wobei das Geld nicht zielfürsamt – orientiert an der Nachfrage nach Konsumgütern – geschöpft wird. In diesem Fall würde es sich nicht mehr vermehren können, wie es sich für Kreditgeld gehören würde, und das aus einem einfachen Grund: es wäre verprasst, schlichtweg nicht mehr anderweitig – mehrwertträchtig – einsetzbar. Es muss sich, ehe es den Weg zum Bedürfnis finden und der Vernichtung zugeführt werden darf, in zinsheckende Wertpapiere verwandeln, um primär für die kapitalverwertende Produktion bereitzustehen und dort vor allem für die Produktion von Mehrwert (und seiner individuellen Aneignung). Investiert, das heißt, berührt wird die Produktion real erst dann, wenn dort die Verwertungsbedingungen in Ordnung sind, und erst dann darf von dem, was übrig bleibt, konsumiert werden.

Findet nun aber die Mehrwertproduktion nicht zureichend statt, bildet sich eine groteske Situation aus; das (zahlungskräftige) Geld findet seinen Weg nicht zurück in die Produktion; es muss warten, bis die Verwertungsbedingungen wieder in Ordnung sind; solange versucht es, in der Marktsphäre sich aus sich selbst heraus – über zinsheckende Wertpapiere – zu vermehren, das bis zu einem Punkt, wo Kredite immer noch mehr Kredite nach sich ziehen. Dabei bilden sich Kreditblasen (auch die exorbitante Staatsverschuldung ist de facto eine solche Blase), die mit der realen Produktion immer weniger zu tun haben, um diese, so die anfängliche Funktion des Kredits, zu beleben; vergeblich. In normalen Zeiten erleben wir eine heißlaufende Konjunktur kurz vor Beginn des Abschwungs. In dieser Phase geht das Geld seiner Zirkulationsfunktion verlustig. Die heutige groteske Situation besteht mithin darin, dass nicht der Staatskredit, sondern der Arbeitnehmer die Lücke einer zurückgehenden Zirkulationsfunktion ausgleicht. Das macht er, indem er auf Pump lebt (wie der Staat, dem die Schulden schon lange über den Kopf gewachsen sind). Dabei ist es ganz gleichgültig, ob der Bürger über kreditfinanzierte Lohnersatzleistungen (Rente, Arbeitslosengeld etc.) oder über Bankkredite auf Pump lebt. Er belebt, wie zuvor die Staatsschuld, in jedem Fall die Produktion mit einem Geld, über das er im Falle der Rente zwar (zukünftige) Rechtsansprüche besitzt, über das er aber nicht verfügt (Rechtsansprüche sind in Zeiten der Krise nicht viel wert). Kurzum, ohne den Arbeitnehmer würde sich die Kreditblase gar nicht ausbilden können. Sie repräsentiert eine fiktive (Wertpapier) Liquidität aufgrund von Geldschöpfungsprozessen, die die freie Wirtschaft aus sich selbst heraus generiert, auf die die Zentralbank kaum Einfluss hat, zumindest dann nicht, wenn es in Zeiten der Krise darauf ankommt: in dem Augenblick, wo die Zentralbank über sinkende Zinsen Geld in die Wirtschaft geben will, dieses aber den Weg in die

Produktion nicht findet, sich mithin nicht mehr in Kapital (Rohstoffe, Maschinen, Arbeitsplätze) verwandelt und daher – abgekoppelt von der Produktion – sich aus sich selbst heraus vermehren muss; wie gesagt, es wartet, bis die realen Verwertungsbedingungen wieder soweit intakt sind, dass es kein Risiko mehr darstellt, in Maschinen und Arbeitsplätze zu investieren.

Dass die Kapitalverwertungsbedingungen nicht intakt sind, wird über Pump verschleiert: Investitionen finden dann entweder über kreditfinanzierte Konjunkturprogramme des Staates statt, oder aber die Wirtschaft wird z.B. über billige Hypothekendarlehen belebt, die sich der Darlehensnehmer eigentlich gar nicht leisten kann, mit Geld, das er gar nicht besitzt (Leerkäufe). Wesentlich ist, dass im einen wie im anderen Fall die Wirtschaft über Pump – eine fiktiv sich ausbildende Liquidität – belebt wird, werden muss. Dadurch rollt in der Finanzsphäre der Rubel; es bildet sich eine Spielkasino-mentalität. Zum einen werden fiktive Buchgewinne (mit Ansage) gemacht, zum anderen lebt die Gesellschaft über ihre Verhältnisse. Das eine geht mit dem anderen zusammen. Dort, wo gewonnen wird, wird zunächst verloren; am Ende verlieren alle, dann wenn alles daniederliegt: Strukturen zerstört werden und danach nicht so schnell wieder aufgebaut werden können. Das wird uns noch bevorstehen, nachdem mit den Pleiten von Lehmann Brothers und AIG der Sprengsatz der Finanzkrise gezündet worden ist. Wie bei einem Tsunami ist der Ozean zunächst noch ruhig, doch lauert in ihm eine Zerstörungskraft, die am Ende alles niederreißen wird. Eine weiche Landung ist durch die 700-Mrd.-Dollarintervention der Bush-Regierung vielleicht gar nicht mehr möglich. Es wird ab 2009 mit der Wirtschaft ganz tief bergab gehen. Wir werden erst eine Depression bekommen, zu der sich eine Hyperinflation gesellt, wenn der Staat bei steigendem Kreditbedarf seine Schulden nicht mehr hinreichend bedienen kann, um aus der finanzkrisenverstärkten Depression herauszukommen. Vielleicht werden flankierende Konjunkturprogramme einmal mehr das Schlimmste verhindern. Doch die gibt es ausreichend nur auf Kredit, also auf der Basis einer Politik (vgl. WOL-FNB, WOL-OAP, WOL-OBN), welche die jetzige Finanzkrise hervorgebracht hat.

Nicht zu fassen; das geht vorhersehbar schief. Unter der Schaumkrone einer überbordenden fiktiven Liquidität, durch spekulative Finanztransaktionen erzeugt, ist die Überproduktionskrise wesentlich. Noch während sich die Krise über einen etwas längeren Zeitraum aufbaut, scheint alles bestens. Der Arbeitnehmer füllt die Funktion eines investierenden Unternehmers aus. Er leistet etwas, was die Unternehmen immer weniger leisten können, weil die Verwertungsbedingungen es nicht zulassen; es ist schon absurd, dass die Unternehmerfunktion beim

Arbeitnehmer abgeladen wird und noch nicht einmal durch Einnahmen aus seinem Arbeitsplatz gedeckt ist. Das schließt ein, dass die Finanzkrise allein aus sich selbst heraus, aus dem Schaum, den sie produziert, nicht erklärbar ist. Es spielen darunter liegende reale Produktionsprozesse eine Rolle, in denen aufgrund einer unzureichenden Mehrwertproduktion gesamtwirtschaftliche Verwertungsbedingungen vorliegen, die wachsende soziale Schieflagen, resp. soziale Ausgrenzung auf wachsender Stufenleiter zur Folge haben und zwar hinter dem Rücken der Wirtschaftssubjekte schon zu einem Zeitpunkt, wo die Politik glaubt, durch Konjunkturprogramme Schlimmeres verhüten zu können. Man verkennt, und in dieser Hinsicht stimmen wir mit den sogenannten Neoliberalen überein, dass (Mehrwert-)Krisen allein aus der Finanzsphäre heraus sich auf Dauer nicht sozialverträglich auflösen lassen. Sie lösen sich auf, wohlwahr, irgendwann, nur eben ums Verrecken nicht sozialverträglich. Am Ende bleibt immer alles an Arbeitnehmern und ärmeren Menschen hängen: zum 700-Mrd.-Rettungsprogramm der Regierung Bush gab es keine Alternative – wie gesagt: unter der Bedingung, dass es zum Kapitalismus keine Alternative gibt. Wir meinen indes, und hier stimmen wir mit den Neoliberalen nicht überein, dass es eine Alternative zum Kapitalismus geben kann. Nicht so US-Präsident Bush. In seinen beinahe acht Amtsjahren hat er mit seiner kapitalistischen 700-Mrd.-Notoperation ein einziges mal eine richtige und in sich konsistente Forderung formuliert und ausgerechnet die ist dem US-Kongress nur sehr schwer vermittelbar. Tragisch: die Amis wissen nicht, in welcher Gesellschaft sie leben.

Ob nun *Defizit Spending* (Schuldenwirtschaft) über die Initiative des Staates oder über die Privatwirtschaft läuft, in beiden Fällen spielt der Kredit eine verhängnisvolle Rolle, nicht weil der Zins böse ist, sondern immer dann, wenn die Mehrwertproduktion und, davon abgeleitet, die gesamtwirtschaftlichen Verwertungsbedingungen unzureichend sind. In diesem Fall können die Unternehmer aus sich selbst heraus die Wirtschaft nicht mehr beleben: die Wirtschaft nimmt das Geld, das ihr über Zentralbank und Finanzsektor als Kreditgeld zufließt, nicht an, seien die Zinsen noch so niedrig (*Zinsfalle*). Die Pferde saufen nicht, wie Keynes so schön zu sagen wusste. Die Unternehmer setzen ja nicht einmal ihre verfügbaren Gewinne für reale Investitionen ein. Lieber kaufen sie sich irgendeinen Schrott zusammen, wie seinerzeit der Daimlerkonzern den US-Konzern Chrysler, nicht weil man mit Chrysler viel Geld hätte verdienen können, sondern weil man mit dem Geld irgendwas machen wollte, um es nicht den Arbeitnehmern geben oder versteuern zu müssen. Investiert in Maschinen und Arbeitsplätze wird auch nicht, wenn der Zins sinkt, sondern nur, wenn die Verwertungs-

bedingungen durch Sozialabbau, resp. Ausgrenzung sichergestellt werden können (die Schröderregierung wusste, warum sie Hartz-IV einführte).

Schon die Entwicklung der Siebziger- und Achtzigerjahre hat gezeigt: man kommt unter der Herrschaft der Kapitalverwertung um den Abriss des Sozialstaats nicht herum, und zwar noch während in der Finanz-, bzw. Marktsphäre exorbitante Spekulationsgewinne gemacht werden über die Verschuldung des Privatbürgers: eine Art *neoliberales Deficit-Spending* zur Verschleierung von Überproduktionskrisen. Hinzu kommt, dass sogenannte Investoren (Investmentbanken), aber auch normale Geschäftsbanken primär nicht in reale Produktion investieren, wie das Wort suggerieren mag, sondern Wertpapiere handeln, in denen größtenteils wiederum Wertpapiere enthalten sind. Sie machen durch Kredittransaktionen zwar exorbitante Gewinne, schaffen dadurch indes eine fiktive Buchgeldliquidität, die den Bezug zur Produktion verliert. Freilich suggerieren Buchgeldtransaktionen in der Finanzsphäre lebendige Produktion dadurch, dass sie unentwegt mit frischen Krediten gefüttert werden (müssen), die ihrerseits die Wirtschaft, z.B. die Bauwirtschaft über Hypotheken, beleben; derart werden Überproduktionskrisen verschleiert, die früher in den Konjunkturzyklen besser zum Ausdruck kamen, die – wie heute – schockartig erst dann sichtbar in Erscheinung treten, nachdem Kreditblasen sich immer bedrohlicher aufgebaut haben, um am Ende buchstäblich von einem Augenblick zum nächsten zu platzen. Dann bricht die fiktive Liquidität zusammen und saugt die reale Geldmenge, die zahlungskräftige Nachfrage, das Blut der kleinen Leute, das sogenannte Zentralbankgeld vom Markt: das Geld, mit dem der Bürger beim Kaufmann einkaufen kann. Nur dass der Bürger sich selbst in den Arsch kneift, wenn er sein Geld für seine Rente langfristig anlegt, anstatt es in den Konsum zu stecken. Denn im Alter könnte es passieren, dass er alles verloren hat.

Haben sich nach dem Schock einer geplatzten Blase die Nebel einigermaßen gelichtet, schwant selbst dem einfältigsten Investmentbanker, er mag noch so verkatert aufwachen, dass Spekulationsgewinne in der Zirkulations- und Marktsphäre mit der Gewinnsituation in der realen Wirtschaft immer weniger, am Ende nichts mehr zu tun haben. Bei Politikern dauert es in der Regel etwas länger, bis der Groschen fällt. Würde man indes Spekulationsgewinne massiv begrenzen, wie es plötzlich der Geschäftsbankensektor heuchlerisch fordert, ließen sich Überproduktionskrisen schon zum Zeitpunkt ihres Aufbaus besser identifizieren. Es wäre sichtbar, dass die *Agenda 2010* und ihre Hartz-IV-Gesetze keine Reformen darstellen, sondern Sozialabbau zur Bewirtschaftung von Überproduktionskrisen herbeiführen sollen, die sich aus der

Kapitalverwertung speisen. Dann wären diese kriminellen Reformen in des schon damals nicht legitimierbar. Heute zeigt sich klar und deutlich. Sie sind es nicht und waren es noch nie.

Kapitalherrschaft findet in der Produktion statt durch Mehrwertproduktion, nicht in der Marktsphäre, wo das Finanzkapital als vom Produktionskapital und Mehrwert abgeleitetes und abhängiges Kapital operiert. Mit anderen Worten, der Kapital- und Finanzmarkt, sprich: die Markt- und Zirkulationsphäre, steht primär für die Vermehrungsfähigkeit des Geldes in unmittelbarer Affinität zur Mehrwertproduktion und sorgt in dieser Funktion dafür, dass das Geld (in der Finanzphäre) dem Konsum nicht zufließt, bevor der Beweis seiner Vermehrungsfähigkeit, was die Mehrwertproduktion betrifft, nicht erbracht worden ist; in der Zirkulation mag es sich exorbitant vermehren (Spekulationsgewinne). Es kann aber aufgrund der strukturellen Nachfrageschwäche, in der die Überproduktionskrise zum Ausdruck kommt, in der Produktion keinen zureichenden Mehrwert erzeugen, also fließt es der Produktion gar nicht erst zu, erst recht nicht dem Konsum, der den Produktionszyklus abschließt. Eine Absurdität, die sich unter der Bedingung, dass die Regeln der Kapitalverwertung gelten, nicht auflöst. Daran ändert auch zunehmende Liquidität in Gestalt exorbitanter Spekulationsgewinne in der Finanzphäre – in Marxscher Terminologie: Zirkulationsphäre – nichts, zumal solche Gewinne nur fiktive, nur transaktionsgetriebene Buchgeldliquidität darstellen, die in sich zusammenfällt, sobald die Blase platzt, die dann zu allem Überfluss die reale Liquidität – das zahlungskräftige Zentralbankgeld – vom Markt wegsaugt. In das zahlungskräftige Geld flüchten sich alle Wirtschaftssubjekte und geben es mit Schweißperlen auf der Stirn ums Verrecken nicht her, zum Leidwesen aller. Das hat Keynes genauso wie Marx gesehen, Keynes leider nur in der Theorie, um diese in seinen wirtschaftspolitischen Vorschlägen zu ignorieren. Was die ökonomische Praxis betrifft, so hielt er sich dort an das, was Politiker und Zentralbanker für ihr tägliches Geschäft benötigten und hören wollten, nachdem die Wirtschaft in die Knie gegangen war und alle Welt nach dem Staat schrie.

Heute gräbt man den alten Keynes wieder aus, selbst Volkswirte, die vorher das genaue Gegenteil von dem, was Keynes gesagt hat, verlautbaren ließen. Bislang kannten sie nur zwei Worte: Deregulierung und Privatisierung, als Allheilmittel. Jetzt geht ihnen der Arsch auf Grund eis; daher verfahren sie nach dem Motto: was interessiert mich mein Geschwätz von gestern. Auch der Monetarismus eines Milton Friedman oder eines Friedrich August von Hayek wusste den entscheidenden Unterschied zwischen realer und fiktiver Liquidität nicht zureichend zu würdigen. Der Liquiditätsbegriff wird auch nicht zureichend

in den Definitionen M1, M2 und M3 abgebildet, da sie nicht zureichend reflektieren, dass schon kurzfristig gebundenes Buchgeld auf Spar- und Girokonten, insbesondere in Zeiten der Krise, zur fiktiven Liquidität gerechnet werden müsste und dadurch der realen Geldmenge, insbesondere in Krisenzeiten, nicht zugerechnet werden darf. Mit anderen Worten, das Geld ändert seine Funktionseigenschaften; diese verschieben sich je nach wirtschaftlicher Entwicklung. Befindet sich die Wirtschaft im Aufschwung, gebärdet sich die fiktive Liquidität als real und alle Welt glaubt, dass dies zu jedem Zeitpunkt der wirtschaftlichen Entwicklung so ist. Hinzu kommt, was schon Keynes als Problem erkannt hat: die Wirtschaft nimmt gerade in Krisenzeiten die von der Zentralbank zur Verfügung gestellte reale Liquidität: das zahlungskräftige Geld – und sei es noch so billig – nicht an. Es bleibt irgendwo liegen oder zirkuliert im Leeren, wenn man ihm nicht auf die Sprünge helfen würde, z.B. indem man es den einfältigen Arbeitnehmern als Hypothekendarlehen aufschwätzt, mit dem sie dann die Bauwirtschaft und damit die Konjunktur beleben; andernfalls blieben die Banken auf dem Geld, das sie von der Zentralbank geliehen bekommen, sitzen oder es zirkulierte (spekulativ) im Leeren; in beiden Fällen gehört selbst das (reale und zahlungskräftige) Geld – es mag absurd klingen – der Geldmenge nicht mehr an; denn die reale Geldmenge ist, wie Marx schon wusste, transaktionsabhängig und darüber hinaus nur *real*, sprich: produktionswirksam, wenn es sich in Maschinen, Rohstoffe und Arbeitskräfte verwandelt. Dem Konsum fließt das schlafende Geld, und sei es noch so real, schon gar nicht zu. Wie auch? Das, was gefressen worden ist, kann nicht zurückgezahlt und erst recht nicht mehr vermehrt werden.

Noch der kleinste Finanzier (der kleine Festzinssparer, Kleinaktionär, Rentier, Häuslebauer etc.) sorgt dafür, dass die Affinität zur Kapitalverwertung (in der Produktion) noch dort stets primär ist, wo nicht real in die Produktion investiert wird, und auch bleibt vor jeder Bedürfnisbefriedigung des Bürgers (die zur Produktion gehört); die Affinität steht zugleich dafür, dass die Schaffung einer ausreichenden Anzahl zureichend bezahlter Arbeitsplätze als Voraussetzung von Bedürfnisbefriedigung absolut zweitrangig ist; letztlich steht auch der Arbeitsplatz des Bürgers durch das, was er im eigenen Interesse tut: Geld für die Rente zurücklegen oder leihen, zur Disposition. Und seine Rente ist er obendrein los.

Kurzum: Arbeitsplätze, Löhne und Sozialstaat stehen grundsätzlich im Interesse einer zureichenden Kapitalverwertung zur Disposition.

Nicht nur das Wertpapier, schon das zahlungskräftige Geld ist in erster Linie der Kapitalverwertung (in der Produktion) verpflichtet. Die

buchstäbliche Sucht der Verwandlung von Geld in Wertpapiere ist Ausdruck dafür. Auch der sauer verdiente Spargroschen des Bürgers ist in diesen Umwandlungsvorgang involviert. Derweil mag er denken, dass er von diesem noch etwas sieht, wenn er in Rente geht. Er weiß nicht, dass es ohne ihn keine mächtigen Kapitalmarktfonds in dem Ausmaße gäbe, wie wir sie heute haben, oder besser gesagt: hatten, weil sie nun, nachdem die Blase geplatzt ist, das Papier nicht mehr wert sind, auf dem ihr Name geschrieben steht. Unentwegt redet man dem Arbeitnehmer ein, das Finanzkapital existiere im Interesse privater Altersvorsorge. Dabei ist, insbesondere was Risikopapiere betrifft, etwas ganz anderes wesentlich: Die sorgen dafür, dass in Schwellenländern wie Indien investiert wird und Entwicklung dort im Rahmen kapitalverwertender Produktionsbedingungen überhaupt eine Chance haben soll. Was sollte es also für einen Sinn haben, sie zu kontrollieren, ja zu verbieten, wie von Lafontaine gepredigt, ohne zugleich die Kapitalverwertung zu beenden? In diesem Falle blieben Länder wie Indien ewig arm, ärmer als sie es ohnehin schon sind.

Entsprechend gilt, dass im Kapitalismus die Entwicklung der ärmeren Länder buchstäblich mit dem Blut der Menschen aus den sogenannten reicheren Ländern stattfindet. Wir sagen, dass das nicht so sein muss, vorausgesetzt, wir stellen nicht den Menschen und seine Würde, sondern das herrschende Wirtschaftssystem: den Kapitalismus, zur Disposition.

Wesentlich ist, dass gerade auch durch den Kleinsparer das Geld nicht unmittelbar dem Konsum zugeführt wird, wenn er Geld für den späteren Verzehr, seine Rente, zurücklegt, wodurch es primär der kapitalverwertenden Produktion überall auf der Welt zur Verfügung steht, die sich der Sparguthaben über den Kapitalmarkt bedient; freilich nicht einmal mit unmittelbar konjunkturbelebender Funktion: so muss ein Kredit in Gestalt einer Kapitalerhöhung nicht unbedingt in die Produktion investiert werden. Wahrscheinlicher ist, zumal in Zeiten unzureichender Verwertungsbedingungen, dass der Kredit, in diesem Fall die Kapitalerhöhung, wiederum in Kapitalmarktanlagen fließt und dadurch eine sogenannte Bubble-Ökonomie ausbildet, nach dem Motto: "Geld erzeugt Geld" (vgl. JAE-DBO), bevor das (Kredit-)Geld den Weg – wenn überhaupt – in die (reale) Produktion findet, oder es fließt einfach nur in die Taschen irgendwelcher Vorstände und zwar möglichst so, dass es nicht auffällt. So mag das Geld im Markt solange im Kreis zirkulieren, bis sich die Verwertungsbedingungen durch Ausgrenzung wieder so weit verbessert haben, dass es den Weg in die reale Produktion findet. Erst dann findet statt, was Volkswirte die konjunkturbelebende Wirkung einer steigenden Geldmenge durch sinkende Zinsen nennen, also erst dann, wenn wir den sinkenden Zins gar nicht mehr

brauchen, da es der Sozialabbau ist, der die Konjunktur nach oben bringt – freilich heute mehr schlecht als recht: Früher hatten wir richtige Konjunkturzyklen im Rahmen eines nach oben gerichteten Wachstumskanals; heute zeigt der Kanal nach unten; damit verbunden haben wir nicht mehr Zyklen des Sozialaufbaus, sondern des Sozialabbaus, und das auf stets steigender Stufenleiter. Der Kapitalverwertungszwang kennt auf Dauer nur diese eine Richtung und wird immer gefräßer; etwas, was kein Politiker rafft.

Wertpapiere machen also Finanzierungsmöglichkeiten für die kapitalverwertende Produktion frei und sorgen nicht unmittelbar für die Belebung der zahlungskräftigen Nachfrage nach Konsumgütern. Dem kleinen Wertpapierbesitzer nützen sie nichts. Er kann mit ihnen nicht in einen Laden gehen, um einzukaufen. Um zu konsumieren, müsste er sie am Kapitalmarkt erst in gesetzliche Zahlungsmittel verwandeln. Das wäre für die vielen Millionen von Kleinsparer nicht gut möglich, ist der Wert eines Papiers doch fiktiv, das heißt stabil, wenn es gehalten und nicht verkauft wird. Wird es gar massenhaft verkauft, bleibt von seinem Wert am Ende nichts mehr übrig. Es mag eine unmittelbare Affinität zur Produktion besitzen, dennoch existiert sein Wert im Markt sehr weit weg von dem, was in der Produktion real an Werten erzeugt werden kann oder erzeugt wird. Mit anderen Worten, die Konvertierungsfähigkeit des Wertpapiers hängt vor allem davon ab, dass es für die Finanzierung der Produktion bereit steht und am Kapitalmarkt nicht übermäßig zum Verkauf angeboten wird. Wie sagt man so schön? Angebot und Nachfrage müssen sich die Waage halten – im Gleichgewicht bleiben.

Wir wollen das eben Gesagte um weitere Überlegungen erweitern und begründen, warum mehr Vermögens- und Gewinnsteuern nicht nachhaltig zu mehr Verteilungsgerechtigkeit führen: nicht nur dass die Existenz von noch so viel Vermögen, das in der Marktsphäre zirkuliert, wenig bis nichts über das Nachfragepotential nach Konsumgütern aussagt, weil wir es in erster Linie mit (fiktivem) Wertpapiervermögen zu tun haben; es ist auch immer wieder exorbitanten Wert-, bzw. Preis-schwankungen ausgesetzt. Entscheidend ist, was hinten rauskommt: als Dividenden- oder Zinseinkommen. Aber auch auf diese Einkommen kann man sich nicht zureichend verlassen; sie sind sehr großen Schwankungen ausgesetzt. Geht's dem Unternehmen, für das ein Wertpapier steht, schlecht, gehen seine Erträge auch schon mal auf Null zurück.

Kurzum, auf Gewinnsteuern kann man sich nicht verlassen, und das durchaus nicht deshalb, weil zu viele Unternehmen allerhand Tricks kennen, um sich vor der Steuer zu drücken, bzw. diese einfach zu hin-

terziehen. Was nützen am Ende höhere Gewinnsteuern auf dem Papier, wenn nichts (mehr) zu versteuern da ist? Was ist, wenn ein Weltkonzern wie "General Motors" in einem Quartal plötzlich 10 Mrd. Dollar Verlust ausweist, oder ganz pleite geht. Dann zahlen sie auf Jahre hin- aus keine Steuern oder nie wieder Steuern. Das ist wie mit der Benzinsteuer. Wird das Benzin immer teurer, sinken am Ende auch die Steuereinnahmen, weil immer weniger autogefahren wird. Für solche Zusammenhänge interessiert sich kein Ökologe und schon gar nicht "Die Linke". Die bauen ihre wohlfeilen Steuerkonzepte: Vermögens-, Kapital-, Maschinen-, Tobinsteuer und was es sonst noch alles gibt, dazu wunderschöne Unternehmensbeteiligungskonzepte lieber immerzu weiter in den Himmel. Nichts als Populismus, dazu verurteilt in der Regierungsverantwortung zu scheitern.

Schaut man zurück, haben Linke in Regierungen noch nie etwas zu stande gekriegt. Warum, darüber sollten sie zwischendurch vielleicht einmal nachdenken. Die werden aus purer Verzweiflung gewählt. Die meisten Bürger wählen überhaupt nicht mehr. Nun, für Analyse bleibt keine Zeit; Linke beschäftigen sich in der Politik viel lieber mit dem Geldverdienen und irgendwelchen Postenschiebereien.

Aus dem eben Gesagten glauben wir mit Marx ableiten zu können, dass es für eine hinreichende Analyse eines begrifflichen Schnitts zwischen Produktion einerseits und Markt-, bzw. Zirkulationssphäre anderseits bedarf. Wesentlich ist, der Konsum gehört zur Produktion; er schließt den Produktionszyklus ab. Indes ist selbst das Geld, das in den Markt schießt und für den Konsum zur Verfügung stehen könnte, gehalten, vermittelt über den Markt zunächst die kapitalverwertende Produktion zu bedienen, bzw. – im Falle unzureichender Kapitalverwertungsbedingungen in der Marktsphäre – zu *warten*, unabhängig davon ob oder wie viel irgendwann in die reale Produktion investiert wird. Erst wenn die reale Verwertungsfähigkeit des Geldes erwiesen ist, darf sich der Arbeiter der notwendigen Lebensmittel bedienen – vermittelt über den Markt. Die bekommt er vom Unternehmen nicht unmittelbar – sozusagen körperlich – ausgehändigt. Die Marxsche Analyse tut freilich so, als sei das so, wenn sie von der Markt- und Zirkulationssphäre absieht, um die Produktion getrennt von der Zirkulation zu analysieren.

Hier wird der eben postulierte begriffliche Zusammenhang plausibel: auch wenn der Arbeiter über den Markt vermittelt konsumiert, darf sein Konsum zu produktionsanalytischen Zwecken nicht als Teil der Zirkulation (für preis- und marktanalytische Zwecke) begriffen werden, auch wenn der Konsum notwendig den Preisbewegungen des Marktes ausgesetzt ist, darauf der einfältige Blick des bürgerlichen Ökonomen fixiert bleibt: auf Preisgestaltungsanalyse; er sieht Preisbewegungen und

ordnet ihnen Mengenbewegungen zu, diese es immerzu gibt. Er nimmt Preisbewegungen für Mengenbewegungen. Nur dass es nicht zu jeder Menge einen (sinnvollen) Preis geben muss. Denn zuweilen liegen die Mengen als Menschen arbeitslos oder unterbeschäftigt auf der Straße; sie müssten sich zu sehr niedrigen Preisen anbieten, von denen kein Mensch existieren kann. Alles würde sich im freien Fall nach unten bewegen: Lohn, Sinn der Arbeit, Bildung, Erziehung, bis Menschen im Müll enden. Und das alles, weil stumpfe Preis-Mengen-Zuordnungen in der Tat nicht sinnvoll sind. Sie sind für den Wirtschaftsexperten freilich der wesentliche Grund, Produktions- und Marktanalyse in eins zu setzen, um sich um nichts mehr kümmern zu müssen. Denn das besorgen angeblich alle Preis-Mengen-Zuordnungen dieser Welt wie von selbst. Er schaut lieber nur zu, was passiert. Es muss für ihn auch kein Problem mehr sein, dass schon die Inflation ein recht wirksames Mittel ist, den Primat kapitalverwertender Produktion gegenüber dem Konsum sicherzustellen und immer wieder Ausgrenzung zu produzieren unabhängig davon, ob eine Wirtschaft in der Lage ist, genügend, vor allem aber sinnvolle Arbeitsplätze zur Bedürfnisbefriedigung sicherzustellen. Wozu? Er sagt einfach: die allgegenwärtigen Preis-Mengen-Zuordnungen im Markt würden das schon machen und lehnt sich derweil zurück. Das ist wie mit der Sprache: sie spricht nicht; das Sprechen muss man schon wollen und dann auch machen.

Natürlich, statt Inflation bevorzugen die Gesamtheit der Unternehmen und ihre Ideologen den unmittelbaren Weg des Sozialabbaus zur Bewirtschaftung der Kapitalverwertung, bzw. des Angebots, wie es unter Volkswirten so schön heißt, und verbinden dies mit Konsolidierung der Staatsfinanzen und windigen Gegenfinanzierungskonzepten angeblicher Wohltaten noch dann, wenn die Gesellschaft mit ihren stets steigenden Produktionskapazitäten leicht in der Lage wäre, die sozialen und materiellen Bedürfnisse aller Menschen zu befriedigen.

Wesentlich ist, der Markt mit seinen Preis-Mengen-Bewegungen tut rein gar nichts, er vermittelt nur. Abgesehen davon werden Märkte bewirtschaftet. Das weiß selbst der Neoliberale, wenn er von Selbstheilungskräften des Marktes spricht. So findet die Bewirtschaftung der *Konsumgüternachfrage* über die Bewirtschaftung des *Angebots* und beides wiederum über den Umweg der Marktvermittlung statt. Nur so werden Arbeitsplätze und Einkommen für den Konsum generiert, wobei die Reihenfolge wichtig ist. Erst ist die Produktion (Kapitalverwertung) zu bedienen und dann erst kommen Konsum und Sozialstaat (Verzehr) an die Reihe, die im Falle *unzureichender Mehrwertproduktion als tiefere Ursache stockender Kapitalverwertung* herunterzufahren sind. Eine andere Richtung ist nicht mehr möglich. Dies durchschaubar zu machen, ist der Hin-

tergrund einer begrifflichen Trennung von Produktion und Zirkulation, auch wenn es die Spatzen längst von den Dächern pfeifen, dass ohne um sich greifende Ausgrenzung nichts geht. Wobei die exorbitanten Gewinne in der Finanzsphäre nicht darüber hinwegtäuschen dürfen, dass die Kapitalverwertung unzureichend ist, denn diese ruht *de facto* einzig und allein auf der Mehrwertproduktion. Was die Spielkasino-ge-winne wert sind, nämlich nichts, bekommen die Wirtschaftssubjekte in-des in dem Augenblick schmerzlich zu spüren, wo die Spekulations-, bzw. Kreditblase platzt. Erst dann ist der Blick frei für das, was in der Produktion geschieht oder, wenn man so will, immer weniger geschieht.

Die begriffliche Trennung von Produktion und Zirkulation kommt in gewisser Weise – für Neoliberale eher ungewollt und peinlich – durch das neoliberalen Konstrukt einer “angebotsorientierten Wirtschaftspoli-tik” zum Ausdruck, das die Neoliberalen immer wieder in die Debatte werfen gegen das Keyneskonzept einer schuldeninduzierten Belebung der Konjunktur durch den Staat. Dieser Gegensatz zwischen neoliberalen Monetaristen und Keynesianer geht am eigentlichen Problem der Ausgrenzung vorbei. Der noch einfältigere Keynesianer weigert sich einfach, die Unbedingtheit einer *Angebotsorientierung unter Kapitalverwertungszwängen* zur Kenntnis zu nehmen. Wie kann das passieren? Natür-lich, die Unbedingtheit wird durch vermittelnde Marktprozesse ver-schleiert. Dort passiert nichts in einer für das Auge unmittelbar regis-terbaren Reihenfolge (erst Produktion, dann Konsum), vielmehr alles zugleich und zu allem Überfluss so kreuz und quer, dass schließlich auch der markttsachenfixierte Keynesianer nicht davon abzubringen ist, der Markt sei das Eigentliche und die Produktion das Abgeleitete. Nur dass der Keynesianer noch verrückter ist; er denkt, anders als sein neoliberaler Gegenspieler, dass durch äußere Eingriffe in das *Spiel von Angebot und Nachfrage* gut funktionierende Marktprozesse im Interesse aller Menschen gewährleistet werden können und müssen (vgl. SCH-KKR, FLH-WKK), und dass demzufolge eine kapitalverwertende Pro-dukton über Markteingriffe sozialverträglich regulierbar ist, so der neunmalkluge Regulationstheoretiker Aglietta (AGM-WKR), wiewohl ohne die *kapitalverwertende Produktion* noch die *Produktion als solche* in den Blick zu nehmen.

Richtig ist, dass Märkte unentwegt bewirtschaftet werden, fragt sich nur wie, bzw. ob Bewirtschaftungseingriffe unter dem Herrschaftsmechanismus der Kapitalverwertung stattfinden, oder ob sie unmittelbar und primär auf Bedürfnisbefriedigung zielen. Letzteres ist unvereinbar mit Kapitalverwertung. Diesen Unterschied begreifen sämtliche Abge-ordneten der im Bundestag vertretenden Linken genauso wenig wie

ihre politischen Gegner. Zumindest zeigen sie sich nirgends in der Lage, diese Differenz zu diskutieren. (Vgl. B2) Wenn man diese Diskursunfähigkeit nicht neoliberal nennen will, dann ist der Neoliberalismusbegriff ohne Funktion, es sei denn, man verwendet ihn, um den politischen Gegner sinnlos – sprich: an der Sache vorbei – zu diskriminieren.

Selbst in neoliberaler Lesart ausgedrückt gilt: Keynes ist Marx gegenüber kein Fort-, sondern ein Rückschritt; denn unter der Bedingung der Kapitalverwertung speist sich die *Nachfrage* niemals zureichend, aber dennoch notwendig – ob nun mit oder ohne *deficit spending* (Keynes) – aus dem *Angebot*, das es deshalb primär zu bedienen gilt und sei es über Inflation, Sozialabbau oder beides zugleich (Konsumverzicht), zumal völlig unabhängig davon, ob der Weg des *deficit spending* über Staatsverschuldung noch gangbar ist und ggf. durch die belebende Wirkung von billigen Hypothekendarlehen ersetzt werden muss. In jedem Fall werden Schuldenblasen erzeugt auf stets steigender Stufe, nur dass die Menschen den exorbitanten Staatsschulden viel weniger Misstrauen entgegenbringen. Warum eigentlich? Am Ende steht immer der Sozialabbau, ob nun weich, das heißt langsam, oder hart, indem man sich der 700-Mrd.-Dollarintervention zur Rettung der Finanzmärkte verweigert. Dieser Zusammenhang ist durch nichts in der Welt wegdiskutierbar. Das wissen wir – ohne das Geschwätz der Neoliberalen – seit Marx (1818 – 1883). Keynes (1883 – 1946) wollte das nie wahrhaben. Doch müssen wir uns keine Sorgen machen. „Die Linke“ besitzt einmal mehr, rund ein Jahrhundert nach Keynes, Einfalt genug, um nach dem Gut-Böse-Schema einfach alles wegzuvorlautbaren, ja wegzujubeln, was ihr nicht in den Kram passt, wenn's sein muss, mit Gewalt am Idol Karl Marx vorbei: Heraus kommen so merkwürdige Konstrukte wie *Heuschockenkapitalismus*, *moderne kapitalistische Entwicklungspfade*, *sozialistisches Kapital*, *selbstloses gegen gieriges Kapital*, *kurzum: ein Kapital, das sich nach dem Gut-Böse-Schema selbst bekämpft*.

Lafontaine zufolge ist in einem finanzkapitalgetriebenen Kapitalismus das Finanzkapital böse, während das Produktionskapital gut ist. Am steigenden Produktionsvermögen will Oskar den Arbeiter beteiligen. Doch nicht etwa über Wertpapierbesitz, resp. den Kapitalmarkt? Damit das möglich ist und bleibt, muss das Produktionsvermögen mit vereinter Arbeitermacht gegen das gierige Finanzkapital verteidigt werden. (Vgl. B2) Doch wie soll das funktionieren, wenn der Bürger das Finanzkapital notwendig aufbläht, weil er über Produktionsbeteiligungen am Tropf desselben hängen soll? Oh Blasel! Ich hör' dir trapsen.

Ex.1 Gibt es eine Alternative zum herrschenden System?

Doch was tun? Wir glauben, dass es eine Alternative zum herrschenden System geben könnte; unsere diesbezüglichen Vorstellungen seien in wenigen Strichen wie folgt skizziert:

Wir denken, wenngleich ganz anders als Oskar Lafontaine und "Die Linke", dass es einer grundlegenden Korrektur des Finanzsystems bedarf, viel grundlegender als es seinerzeit nach der Weltwirtschaftskrise 1929/33 geschah, als man merkte, dass der Wert einer Währung nicht unbedingt durch Gold verbürgt werden müsse. Man wollte Geld flexibler drucken können, um es sich in Abhängigkeit zur Produktionskraft vermehren zu lassen, und zwar unabhängig davon, wie viel Gold produziert wird. Fortan sollte der Wert des Geldes allein davon abhängig sein, ob es in der Lage ist, sich im Wirtschaftskreislauf zu vermehren. Die wesentliche Eigenschaft des Geldes, als Kreditgeld in den Wirtschaftskreislauf zu gelangen, blieb indes erhalten. Das bedeutete, dass man sich in Wirklichkeit von der "Sachbindung des Geldes" nicht gelöst hat, es verabsäumt hat, dem Geld Zirkulationsfunktion und nur Zirkulationsfunktion aufzuerlegen.

Und dann tastete man mit Bretton Woods (1944/46) nicht einmal die Goldbindung richtig an. Sie endete erst 1973, als die Welt den US-Krieg in Vietnam nicht mehr mitfinanzieren wollte. Vergeblich, denn danach verbürgte das Öl den Wert des Dollar: alle Ölimporte werden bis heute überwiegend in Dollar abgerechnet; das erzeugt dauerhaft eine so große Nachfrage nach amerikanischen Dollar (Anleihen), dass sein Wert nicht ins Bodenlose sinken kann, zumal der durch das Öl künstlich aufrechterhaltene Kapitalimport außeramerikanische Unternehmen immer wieder dazu verleitet, in den USA zu investieren. Das geht nur so lange gut, wie die Nachfrage nach Dollar durch den in Dollar zu fakturierenden Ölhandel nicht versiegt, koste es, was es wolle. Auf dieser Basis leben die Amerikaner bis heute auf Pump ohne sichtbare Auswirkungen auf ihr Wirtschaftsleben. Sie ließen sich bei sinkenden Steuersätzen die Konjunkturprogramme buchstäblich vom Ausland bezahlen. Noch heute gelten die Amis als die Größten, vor allem sie selbst halten sich für die Größten. Nur dass da immer mehr Schein als Sein ist; das geht irgendwann in die Hose, so wie ein Tsunami mitten auf dem Ozean so tut, als könne er kein Wässerchen trüben, um seine ganze Zerstörungskraft erst in Küstennähe zu entfalten.

Doch was ist, wenn Kriege oder das Drohen mit Krieg zu viel Geld verschlingen und dadurch das Vertrauen in den Dollar sinkt? Das könnte die Öl-Produzenten dazu verleiten, ihr Öl (auch) in anderer

Währung als den Dollar zu verkaufen. Auf diese Weise können z.B. die Chinesen ihre Dollarguthaben getrost abbauen und kommen dennoch zu ihrem Öl; gar in neuer Eintracht mit den Russen? Allein schon die latente Drohung führt zu Nervositäten an den Finanzmärkten, die sich immer weniger, nur mit sehr viel und immer mehr Aufwand (nunmehr nur noch mit harten Steuergeldern) unter dem Deckel halten lassen. Je mehr der Amerikaner (beim Arbeiten) schwitzt, fast möchte man sagen: je länger er arbeiten muss für immer weniger Konsum, desto weniger traut man seiner Wirtschaft und, im Gefolge dazu, seinem Dollar über den Weg; dann bleiben die Kapitalimporte aus und, im Schlepptau dazu, auch Investitionen (aus dem Ausland). Denn dass die tatsächlich stattfinden, ist durch Kapitalimporte nicht einmal verbürgt. Sicher ist nur, wenn sie ausbleiben, müssen die Amis ihren Dreck selbst finanzieren: vor allem ihre Kriege und – nebenbei – Lebensmittel. Dann zeigt sich: Dollar, Blase und Krieg, um nicht zu sagen: der Tod ist ein Meister aus den USA.

Und wir? Auch wir arbeiten immer länger für immer weniger Geld, schlimmer, wir finanzieren die Folgen der US-Blase nicht zuletzt durch Hartz-IV mit (da war die Schröderregierung richtig hellsichtig, nicht wahr?). Das klappt aber nur, wenn wir unsere Ölrechnungen weiterhin brav in Dollar abrechnen. Damit das so bleibt, drückt der Ami seinen Daumen ganz fest auf den Nahen Osten; bald auch auf den Iran? Der macht schon lange, was er will. Dabei fürchtet sich der Ami weniger vor Atomraketen, die der Iran gar nicht besitzt. Ebenso wusste er, dass der Irak keine Massenvernichtungswaffen besaß. Als aber Saddam Hussein ernsthaft damit drohte, sein Öl in anderer Währung zu fakturieren, war es um ihn geschehen. Die Amerikaner überzogen den Irak mit Krieg. Da kam ihnen der „Elfte September“ gerade recht. Analog dazu wie längere Arbeitszeiten und weniger Lohn die Überproduktionskrise nicht bewältigen, gewährte der Irakkrieg den Amis, wie sich jetzt herausstellt, nur eine Atempause, zumal Öl nicht nur im Nahen Osten gefördert wird.

Pardon, aber das mit der kurzen Atempause haben uns schon die Nazis gelehrt. Die waren schon vor dem Zweiten Weltkrieg bankrott und wollten den Krieg schon aus wirtschaftlichen Gründen. Kriege werden nur aus wirtschaftlichen, nie aus moralischen Gründen geführt. Das gilt auch für den Afghanistankrieg. Damit das nicht so auffällt, vergießen Verteidigungsminister Jung und Außenminister Steinmeier hin und wieder ein paar Krokodilstränen über arme Mädchen, die in Afghanistan nun zur Schule gehen können, weil die Bundeswehr sie vor Ort beschützt. Moral und Ökonomie gehen hier hervorragend zusammen. Andere Länder wie Ruanda haben da weniger Glück. Da

mussten die Amis und Europäer mit ihrer Moral im Gepäck, aber ganz ohne ökonomische Argumente zusehen, wie mindestens 800.000 Menschen abgeschlachtet wurden.

Es ist überhaupt problematisch, den Wert einer Währung mithilfe von „wertvollen Sachen“, ob nun mit Gold oder Öl, zu verbürgen. Es gibt allerdings ein Kriterium, das zuverlässig und sozialverträglich zugleich den Wert einer Währung verbürgen kann; das ist die Produktionskapazität eines Landes, genauer: die Fähigkeit eines Währungsraums, Güter und Dienstleistungen zu produzieren. Die innere Logik dieses (geldpolitischen) Ansatzes sei in kurzen Strichen wie folgt beschrieben:

Hinter der Kreditkrise verbirgt sich in Wahrheit eine Überproduktionskrise, die sich immer massiver seit den 1990er Jahren aufgebaut hat, und insbesondere in den USA durch ein Leben auf Pump verschleiert wurde. Ihre bösen Folgen wurden und werden, so lange wie irgend möglich, in die Zukunft verschoben, mithin verdrängt, durch ein Leben auf Pump, bei uns nicht zuletzt im Zusammenspiel mit den so genannten Agenda-2010-Reformen (Hartz-IV), hinter denen sich Sozial- und Lohnabbau verbergen, eine Art vollständige Veramerikanisierung von Wirtschaft und Gesellschaft: wenn man das Geld den Ärmen nimmt, muss man sich weniger pumpen.

Vergeblich. Ein Leben auf Pump macht unersättlich. Wie ein Junkie nach immer mehr Stoff, schreit der Kreditnehmer nach immer mehr Krediten und produziert dadurch Blasen, die ihrerseits – in einer Art *neoliberalem Deficit-Spending* – das vergebliche Bemühen anzeigen, die Wirtschaft anzutreiben, im Leerlauf, will sagen: der Treibriemen des Wirtschaftskreislaufs ruht auf sich aufbauenden Kreditblasen, denen man am Ende nicht mehr über den Weg traut. Dann wollen plötzlich alle Gläubiger ihr Geld zurückhaben; dann erst merken die Menschen, dass sie auf der Basis *fiktiver Liquidität* arbeiten, eines Geldes, das dazu verurteilt ist, verbrannt zu werden, nachdem die Blase geplatzt ist; und sie merken, dass sie sich zu allem Überfluss auch noch völlig vergeblich zu Tode geschuftet haben. So mancher Bürger hört nicht auf, sich zu Tode zu schuften. Er will kein Sozialschmarotzer sein und denkt, wenn er mehr und länger arbeitet, stehe er auf jeden Fall auf der richtigen Seite. Falsch, am Ende guckt er nur blöd aus der Wäsche, ohne Arbeit, und hat immer weniger bis nichts, dazu immer weniger Rente, Krankenversorgung und Pflege (im Alter).

Blasen haben die Eigenschaft, dass sie die realen Vorgänge in der wirtschaftlichen Entwicklung verschleiern. Seit sich Blasen (Finanz-, bzw. Kreditkrisen) zunehmend immer wieder aufbauen (vgl. JAE-DBO), sind Konjunkturzyklen immer weniger sichtbar. Dafür bekommen wir es mit aufeinander folgenden Blasen zu tun, die immer be-

drohlicher anwachsen bis hin zur fundamentalen Strukturkrise in der realen Wirtschaft; denn die Blasen verhindern keineswegs die Überproduktionskrise. Im Gegenteil schwollt sie unter der Schaumkrone einer wachsender fiktiven Liquidität zur Monsterkrise an. Freilich, bis alles daneben liegt, baut die Finanzwelt die Blasen immer weiter auf. Dabei federt jede neue Blase die Folgen der vorangegangenen Blase ab und verschleiert dadurch zugleich die Überproduktionskrise durch exponentiell wachsende Schulden, die eine wachsende fragile Liquidität erzeugen, auf wachsender Stufenleiter, bis am Ende auch die Spargroschen der Bürger verbrannt werden: der Staat verschuldet sich am Ende nicht nur für Konjunkturprogramme, sondern weil er darüber hinaus marode Finanztitel bedienen muss, und stellt diese Schulden – wem sonst? – der arbeitenden Bevölkerung in Rechnung. Die kotzen am Ende nur noch Blut. Es bleibt in jedem Fall alles am Arbeitnehmer hängen, denn im Kern bedient der wachsende Schuldenberg eine mangelhafte Mehrwertproduktion, die im Interesse einer zureichenden Kapitalverwertung wachsen muss, damit die Wirtschaft wächst, das umso exorbitanter, je mehr sich die Finanzsphäre von der Produktion verselbständigt, je mehr sie dem Wahn verhaftet ist, ihre wachsenden Gewinne weit weg von der Produktion realisieren zu können. Der Wahn ist möglich, weil die Finanzwelt – wie übrigens auch fast alle Linke – keinen begrifflichen Unterschied zwischen Gewinn und Mehrwert sieht. Marx zufolge ist der Mehrwertbegriff ein Konstrukt zur Beschreibung und systemischen Analyse unseres Wirtschaftssystems, nicht einfach nur mehr oder weniger Geld in der Kasse.

Kurzum: dass die Zirkulation (die Markt- und Finanzsphäre) sich von der Produktion abkoppelt hat, ändert nichts an dem ökonomischen Sachverhalt, dass sie abhängig bleibt von der Mehrwertproduktion. Und die (platzenden) Blasen richten am Ende umso größere Verwüstungen in der realen Wirtschaft an, je mehr die Finanzwelt sich von der Produktion verselbständigt, um ihre Gewinne unabhängig von dieser zu realisieren.

Das mit den Schulden geht immer so weiter, bis die Kapitalmärkte ihr Vertrauen selbst in die Staatsschulden verlieren. Wesentlich ist, dass das System ohne zunehmende Schulden seine Probleme nicht verschleieren kann. Dabei erzeugt eine Blase unmittelbar die nächste Blase, wenn auch in Zukunft wieder durch mehr Staatsschulden induziert; das wird das Ergebnis von mehr Regulierung sein: noch mehr Staatsschulden als je zuvor, nachdem das Schuldenmachen des Privatbürgers wegreguliert worden ist. Wie schön; man verdrängt einmal mehr, weil der Staat nicht pleite gehen kann. Auf diese Weise ist die nächste, noch größere Blase vorprogrammiert, die sich unter der Hand seit den 1970er Jahren vor-

bereitet hat. Man sage nicht, dass dies in der freien Entscheidung einzelner Länder geschah. Länder, die sich der Verschuldungsorgie verweigert hätten, wären heute ökonomisch abgehängt; das völlig unabhängig davon, dass der Kapitalismus nicht handlungsfähig wäre, wenn Blasen sich nicht immer wieder – eine mächtiger als die andere – aufbauen würden; die Gesellschaft hat keine andere Wahl, andernfalls käme die hässliche Seite ihrer ökonomischen Existenz viel offener zum Vorschein. Die Folgen baden in jedem Fall wir Bürger aus. Wir kennen keinen einzigen Politiker, der das rafft. Stattdessen geben sie sinnlose Staatsgarantien für sämtliche Spareinlagen, um gleichzeitig zum lieben Gott zu beten, dass der Garantiefall hoffentlich nicht eintreten möge, ein Zeichen vollständiger Orientierungslosigkeit.

Hinzu kommt das Geschwätz vom mangelnden Vertrauen; es ist immer wieder die gleiche Leier: ist das Kind erst einmal in den Brunnen gefallen, entdecken alle Wirtschaftsweisen dieser Welt die psychologische Seite des Problems, hartnäckig ganz besonders dann, wenn nichts mehr zu machen ist. Der Grund dafür ist durchsichtig: man möchte den Bürger, insonderheit seine Angst, für die Krise verantwortlich machen, die in Wirklichkeit alle Wirtschaftsweisen und Politiker dieser Welt angerichtet haben, und die veröffentlichte Meinung macht fleißig mit, allen voran der „Der Spiegel“ (06.10.08) mit seiner Titelstory: *Die Angst vor der Angst*. Das passt; wir brauchen wieder mehr furchtlose und nassforsche Vorbilder wie Friedrich Merz, der bei Beckmann (am 13.10.08) verlauten ließ: wir müssen wieder „mehr Kapitalismus wagen“.

Nicht nur die Groschen der Bürger werden durch die Kreditkrise verbrannt, auch, wie man sieht, große (Geld)Vermögen großer Finanzhäuser. Das Geld steht dann einer zahlungskräftigen Nachfrage zur Stützung der Produktion nicht mehr zur Verfügung. Es verliert seine Zirkulationsfunktion. Da würden auch keine Konjunkturprogramme mehr helfen. Die gibt es nämlich auch nur auf Kredit. Gleichfalls nützt es nichts, die Gelddruckmaschine in Gang zu schmeißen, denn die funktioniert auch nur auf der Basis von Kreditgeldschöpfung, also in Zeiten der Kreditkrise immer weniger bis gar nicht mehr. Dabei ist wesentlich, dass das Geld aus der Zirkulation heraus den Weg nicht mehr in die reale Wirtschaft findet, wegen der Überproduktion auch nicht sucht, stattdessen lieber versucht, sich innerhalb der Zirkulation aus sich selbst heraus zu vermehren, was natürlich auf Dauer unabhängig von der Produktion nicht klappen kann. Schließlich hat das, was in der Zirkulation (Finanzsphäre) geschieht, mit dem, was in der Produktion los ist, nicht mehr das geringste zu tun. Dann hat sich das Geld seiner Zirkulationsfunktion, für den Produktionszyklus da zu sein, entledigt.

Was wir daher brauchen, ist ein grundlegender Strukturwandel des Finanzsystems, grundlegender als damals nach der Weltwirtschaftskrise 1929/33, als man sich nicht nachhaltig löste von der Regel, den Wert des Geldes an “wertvolle Sachen” zu binden (Gold oder Öl). Das alternative Prinzip besteht in folgendem:

Geld darf nicht deshalb gedruckt werden können, weil es eine “Sache” gibt, die seinen Wert verbürgt, sondern um die Nachfrage nach Gütern und Dienstleistungen entsprechend der Leistungsfähigkeit der Produktion (und damit inflationsneutral) zu stützen. Mit anderen Worten: Geld wird gedruckt aufgrund der Fähigkeit zu produzieren (Produktionskapazität), nicht aufgrund von “Sachen”, die produziert werden oder besser: worden sind, das sind vollendete Tatsachen, die nicht mehr rückgängig gemacht werden können und nichts darüber aussagen, wie es um künftige Produktionsfähigkeiten bestellt ist; die ändern sich unter der Bedingung, dass die Regeln der Kapitalverwertung umfassend gelten, immerzu, und zwar in der Regel zum Nachteil der Arbeitnehmer (Bildungsmisere, Sozialabbau, Verlagerung von Produktionskapazitäten ins Ausland). Auf (vollendete) Tatsachen, auf das, was ist, auf Klientelinteressen, guckt der einfältige Blick der (bürgerlichen) Ökonomie, seit es sie gibt, auf (Tat)Sachen, die schwarz auf weiß vorliegen, anstatt darauf zu setzen, was Menschen und mit ihnen ihre Wirtschaft zu leisten in der Lage sind. In der Analyse des bürgerlichen Ökonomen gibt es aber keine Ist-Soll-Differenzen. Alles ist immer nur so, wie es ist und immer schon war, bilanztechnisch schwarz auf weiß vorliegt. Dabei interessiert es ihn einen Dreck, wenn die Welt sich de facto jeden Tag ändert: die Bürger immer ärmer werden, bis am Ende alles zusammenbricht.

Auch Merkel schaut auf Tatsachen, ohne die darunter liegende Katastrophendynamik zunehmender Verarmung zu bereifen, und wird darüber sogar zur Kritikerin der USA; sollte man gar nicht für möglich halten. Nun, sie kritisiert wenigstens schon mal, wenn auch im Gestus eines hirnlosen Anti-Amerikanismus: Die Amis hätten die Verluste ihrer Finanzinstitute über die ganze Welt verteilt, so dass wir alle weniger haben. Da lachen doch die Hühner: als ob die mit einem Schlag keine Eier mehr legen können, nur weil der Ami seine Dollars verbrannt hat und immerzu weiter verbrennen will. Müssen wir deshalb unsere Euros mitverbrennen, Selbstmord machen, weil der Ami Selbstmord macht, Kriege führen, weil der Ami Kriege führt? Warum das Geld nicht einfach drucken, wenn es zur Stützung der zahlungskräftigen Nachfrage nicht mehr ausreichend zur Verfügung steht? Wir nehmen stark an, dass man dadurch die wesentliche Voraussetzung schaffen würde, der Zockerei an den Börsen ein Ende zu bereiten. Und wir hätten Verhältnisse, in denen Überproduktionskrisen im Moment ihrer Entstehung

sichtbar wären. Doch will man die Zocker nicht verärgern. Dann lieber mehr und völlig sinnlose Bürokratie: sinnlos irgendwie irgendwas regulieren, aktionistisch im Nebel rumstochern, anstatt die Probleme an ihrer Quelle anzugehen.

Unser Ansatz einer “Autonomisierung der (Euro)Währung” setzt auf “Fähigkeiten zu produzieren” und schließt zugleich ein, dass das gedruckte Geld in die Wirtschaft gegeben wird ohne die Auflage, sich vermehren zu müssen, was den Wachstumsfetisch begründet, denn auch das (nicht geliehene) Geld in den Händen privater Wirtschaftssubjekte steht unter dem Vermehrungzwang, ist als passives Vermögen gezwungen, aktiv, sprich: investiert, zu werden, um am Ende immer wieder Blasen zu produzieren, die, wenn sie platzen, die zahlungsfähige Nachfrage (das Geld der Bürger) verbrennen. Und merke: Geld produziert kein Geld; es wächst in Wahrheit aus der Produktion, die ihrerseits nur auf eine “intakte” zahlungsfähige Nachfrage nach Verbrauchsgütern sozialverträglich reagiert, vorausgesetzt die Produktionskapazitäten sind vorhanden (was nicht selbstverständlich ist). In den USA sind sie nicht mehr intakt. Da macht General Motors mal eben einen Quartalsverlust von 10 Mrd. Dollar (wahrscheinlich noch geschönt), als sei das nichts. Gut möglich, dass GM und Ford demnächst ganz von der Bildfläche verschwinden. Und wer will wissen, was mit GE (General Electric), dem profitabelsten Unternehmen der Welt, los ist. Die erhöhen ihr Kapital mal eben um 15 Mrd. Dollar, die Warren Buffett ihnen für eine garantierte Dividende von sage und schreibe 10% zur Verfügung stellt. Steht denen vielleicht das Wasser bis zum Halse?

Wesentlich ist, unter der Voraussetzung intakter Produktionskapazitäten ist die Nachfrage nach Konsumgütern primär zu bedienen, primär durch die Finanzierung hochwertiger Arbeitsplätze in der (sozialen) Infrastruktur, unter anderem Lehrer, (Vorschul-)Erzieher, Ärzte, Pfleger, Therapeuten, Schulen, Universitäten, Kommunikation, Verkehr, etc. Doch was macht man stattdessen? Man bedient ein marodes Finanzsystem auf dem Rücken des Bürgers, obwohl diesem Finanzsystem die Produktion (die “Fähigkeit zu produzieren”) völlig egal ist und schon immer völlig egal war. Zocker wie Warren Buffett schlagen daraus ihren Profit fast risikolos, während der Bürger die Finanzmärkte mit harten Steuergeldern bedient – nicht weil da noch etwas zu retten wäre, sondern um den Zockern Zeit zu geben, ihr wertloses (Papier)Vermögen mehr schlecht als recht zu retten, in harte Währung umzutauschen, um dann das harte Geld – das Geld der Bürger – irgendwo zu verstecken, z.B. auf der Kanalinsel Jersey, im wohl reichsten Land Europas.

Doch merke: früher war keineswegs alles besser, im Gegenteil, Verlierer hat es ganz massiv immer gegeben; die Steinschläge kommen jetzt

aber immer näher an uns heran. Wir haben es lange, zu lange Zeit nicht wahrhaben wollen, in welcher Welt wir eigentlich leben.

Kommen wir zu den außenwirtschaftlichen Randbedingungen unseres Ansatzes einer Euro-Autonomisierung: Natürlich funktioniert eine an der “Fähigkeit zu produzieren” (Produktionskapazität) orientierte Gelddruckmaschine nur unter der Voraussetzung, dass die außenwirtschaftlichen Beziehungen (eines Währungsraumes) politisch so gestaltet werden, dass sie für alle beteiligten Handelspartner zum Vorteil gereichen und zwar zum Vorteil der Bevölkerung, nicht der Konzerne. Dazu ein Beispiel: Es bringt nichts, wenn es in Brasilien Monokulturen für Sojabohnen gibt, die hier in Europa unseren Schweinen zum Fraß vorgeworfen werden, während die Menschen in Brasilien neben ihren Monokulturen hungern. Das gleiche gilt für andere Kulturen wie Kaffee oder Baumwolle. Der Ruf nach gerechteren Preisen für Baumwolle oder Kaffee ist zwar schön und gut, aber leider nur gut gemeint: er bringt auf Dauer nicht viel, wenn die Menschen bei uns die teureren Endprodukte nicht mehr bezahlen können und wenn, dann ist nicht gesichert, dass die höheren Einnahmen nicht in den Taschen von Konzernen, Börsenzockern oder korrupten Ländern wie Jersey auf Nimmerwiedersehen versickern oder einfach nur verbrannt werden.

Lokale Produktionsstrukturen vor allem in Entwicklungsländern zu stärken, schließt ein: der sogenannte “freie Handel” ist nie sozialverträglich. Abgesehen davon, dass er eine Fiktion ist und immer, wenn das Wort “frei” ins Spiel kommt, irgendwelche Sonderinteressen bedient, nur nicht die Interessen derjenigen, die immer länger arbeiten, arbeitslos oder unterbeschäftigt sind, führt er dazu, dass soziale und ökonomische Strukturen – nicht so schnell wieder aufbaubar – zerstört werden, dann nämlich, wenn Produktionen (bald nicht mehr nur Halbfabrikate) sich in die sogenannten Schwellenländer wie China, Indien oder Brasilien verlagern, weil es dort Kinderarbeit, extrem niedrige Löhne und auch sonst keine menschenwürdigen Sozialstandards gibt. Werden die Waren unter Einhaltung von Sozialstandards produziert, können sie sozialverträglich importiert werden. Das bedeutet aber auch: wir müssen eben jene Waren, die wir importieren, zur Not auch hier produzieren oder darauf verzichten können, dann, wenn andere Länder Sozialstandards verweigern sollten. Das klappt nicht zu 100%. Aber womöglich schon 80% oder noch weniger würden einen ausreichenden Druck erzeugen können, die Wirtschaft insgesamt – länderübergreifend – sozialverträglicher zu gestalten. Das wichtigste ist, dass die Landwirtschaft primär für die Menschen vor Ort (Über)Lebensmittel produziert. Und überhaupt muss der Käse nicht dreimal um die Welt transportiert werden, um seinen Verbraucher zu finden.

Damit kommen wir zu einem zweiten Grundsatz: die realen Handelsströme müssen politisch reguliert werden, bevor man daran denkt, die darüber liegenden Finanzströme zu regulieren. Finanzströme gedeihen in ihren grotesksten Ausprägungen nur nachhaltig, wenn wir die Außenhandelsbeziehungen politisch nicht sozialverträglich für alle Länder gestalten. Finanzströme zu kontrollieren und die Regulierung der realen Ströme außen vor zu lassen, obwohl die viel wichtiger sind, hieße, das Pferd von hinten aufzuzäumen. Das wäre so, als wollte man dem Absturz eines Computerprogramms dadurch begegnen, dass man ihm nur einen Input zumutet, von dem man weiß: das System kommt damit zu recht, um freilich vorhersehbare Outputs zu produzieren. Natürlich brauchen wir (System)Kontrolle, Regulierung, wenn man so will. Doch brauchen wir sie primär dort, wo wir auf die Dinge unmittelbar Einfluss nehmen können, vor allem nicht erst dann, wenn wir nichts mehr ändern können, nachdem irgendein Dreck – der Output – produziert worden ist, wir vor vollendeten Tatsachen stehen, nachdem, um es mit Marx zu sagen, der Produktionszyklus abgeschlossen ist: die Waren produziert sind und sich am Markt in Geld verwandeln müssen. Erst wenn sie sich in Geld verwandelt haben, ist der Zyklus abgeschlossen. Danach ist im Geld aufbewahrt, was durch den Bürger an Arbeitskraft verausgabt worden ist: geronnene Arbeitskraft, wie Marx so schön sagt. Es ist der Ausgangspunkt für einen neuerlichen Produktionszyklus, indem es sich wiederum in (reales) Kapital (Maschinen, Rohstoffe, Arbeitskraft) verwandelt, nicht indem es sich in Wertpapiere verwandelt oder in der Zirkulation, sprich: Markt-, bzw. Finanzsphäre, sich aus sich selbst heraus vermehrt, Blasen in dem Maße produziert, wie die geronnene Arbeitskraft in Gestalt des Geldes seinen Weg immer weniger zurückfindet in die Produktion, weil dort zu wenig Mehrwert produziert wird.

Zur Erinnerung: es wird aus zwei Gründen zu wenig Mehrwert produziert: entweder es gibt zu viel Kredit oder aber der Bürger konsumiert zu viel (zu hoher Lohn, zuviel Sozialstaat). Schlimm wird's, wenn beide Seiten einander exponentiell verstärken, sprich: auf Pump konsumiert wird. In allen Fällen leben die Bürger über ihre Verhältnisse und zwar völlig unabhängig davon, ob die meisten Bürger von dem, was sie haben, leben können oder nicht. Das wird so lange so bleiben, solange die Regeln der Kapitalverwertung die Produktion hervorbringen. Zunehmender Kredit und damit der Aufbau einer Kreditblase vermag die dabei auftretenden Probleme zu verdrängen, in die Zukunft zu verlagern, solange immerzu weiter mehr Kredite vergeben als getilgt werden. Desto höher türmen sich die Probleme auf und kommen dann in Gestalt exorbitanter Kreditkrisen zum Ausdruck, die, wenn sie nicht

durch eine neuerliche Blase – sprich: noch mehr Kredit – verdrängt werden, auf die Realwirtschaft durchschlagen in Gestalt einer Rezession, bzw. einer Strukturkrise, die keine ordentlichen Aufschwünge mehr hervorbringt. In jedem Fall findet Ausgrenzung statt, das heißt, der Bürger badet die Probleme aus durch Arbeitslosigkeit, Unterbeschäftigung und sich ausbreitende Armut. Dennoch, und wir betonen es einmal mehr, ist die Finanzkrise nicht die eigentliche Ursache der Ausgrenzung, sondern die Überproduktion auf der Basis mangelhafter Mehrwertproduktion, die sich auf Dauer durch höhere Löhne nicht auflöst. Aber auch Arbeitslosigkeit, Unterbeschäftigung und fallende Löhne führen irgendwann nicht mehr zu einem Wachstum, das in der Lage wäre, unsere Probleme sozialverträglich zu lösen. Das war einmal – zwischen 1950 und 1980 – und kommt nie mehr wieder. Deshalb verrät die Forderung der IG-Metall nach 8% mehr Lohn wie der Ruf Opels nach einer Mrd-Staatsbürgschaft auch nur hilflose Verzweiflung. Es wird mit oder ohne Erhöhung, mit oder ohne Bürgschaft Blut fließen, unser Blut. Denn wir haben es mit einem Systemproblem zu tun, dass sich systemintern durch das Drehen der einen oder anderen Lohn- oder Subventionsschraube nicht mehr hinreichend auflöst.

Was die politische Gestaltung realer Handelsströme betrifft, so sei die Sache wie folgt abgerundet: wird der Handel politisch nicht sozialverträglich reguliert, um damit unmittelbar auf die Produktion Einfluss zu nehmen, bilden sich internationale Produktionsstrukturen aus auf der Grundlage des Prinzips “beggar-my-neighbour” (den Nachbarn zum Bettler machen), ein Prinzip, das Wachstum braucht, um die zunehmend negativen Folgen dieses menschenverachtenden Prinzips in die Zukunft zu verdrängen, bis sie so groß anwachsen, dass sie auf uns unerbittlich zurückzuschlagen. Daraus ergibt sich der Wachstumsfetisch, die Notwendigkeit von Wachstum, am Ende ohne Sinn und Verstand, kostete es, was es wolle; dies ist die wesentliche Grundlage aller bisherigen Politik. Aus dem Wachstumsfetisch folgt nicht zuletzt der hirnlose Spruch von Merkel: alles, was Arbeit schafft, ist sozial.

Seit den Goldwährungen hat sich vom Prinzip her nicht viel verändert; früher wurde das Schmiermittel “Geld” nur weit weniger flexibel durch die Goldproduktion in den Markt getrieben; heute durch die Produktion selbst, wenn auch streng nach den Regeln der Kapitalverwertung. Die Kapitalverwertung wiederum basiert auf Mehrwertproduktion. In diesem ökonomischen Kontext glauben wir, dass der Zentralbankchef alles mögliche ist, nur nicht ein *Herr des Geldes*. Der Geldmarkt ist mehrwertabhängig und kann keineswegs autonom durch die Zentralbank gestaltet werden. Zentralbank und Finanzsektor betreiben Geldschöpfung in Abhängigkeit von kapitalverwertender Produktion;

sie ist der eigentliche Motor der Geldschöpfung. Es ist und bleibt Kreditgeld völlig unabhängig davon, ob der Wert des Geldes durch Gold verbürgt wird oder nicht. Wesentlich ist, dass es durch eine “wertvolle Sache” verbürgt wird, durch das, was produziert worden ist und nicht durch das, was (zukünftig) produziert werden kann; ein feiner, aber wichtiger Unterschied. Schließlich und endlich findet das Geld seinen Weg – wie früher das Gold in Zeiten der Golddeckung – nur zu Menschen, wenn sie zureichend verwertet werden und worden sind, wenn sie im Produktionszyklus mehr (an Werten) produziert haben als sie selbst (an Werten) konsumieren, kurzum, wenn sie Mehrwert produzieren. Tun sie es zureichend, ist Geldvermehrung am Kapitalmarkt möglich, das heißt dann, wenn sie die Mehrwertproduktion nicht auffressen. Um das zu verschleiern, leben die Bürger auf Pump; dabei erhalten sie sich ihren Lebensstandard trotz unzureichender oder sogar bei negativer Mehrwertproduktion. Das geht natürlich nicht ewig so weiter, wobei es einerlei ist, wer für die Schuldenspirale verantwortlich ist; ob nun der Staat oder die privaten Wirtschaftssubjekte (z.B. durch Hypotheken-, Kreditkartendarlehen u.s.w.) – die Konsequenzen sind die gleichen: die Kreditblase türmt sich hinter dem Rücken der Wirtschaftssubjekte auf, umso mehr und bedrohlicher, je länger die Gesellschaft nichts davon wissen will. Gerade Linke wie Lafontaine sind Experten im Schuldenmachen. Er denkt, das durch Kredite induzierte Wachstum würde die Schulden auch wieder tilgen, wenn nicht durch Wachstum allein, dann durch höhere Steuern. Irrtum. Und wenn Staatsschulden sich unauffälliger auftürmen lassen, dann nur deshalb, weil alle Welt dem Staat viel mehr Vertrauen entgegenbringt als privaten Wirtschaftssubjekten. Dabei wird übersehen, dass in Wirklichkeit Staat und mit ihm die Politiker die allergrößten Zocker sind, nicht der Bürger, dem man Kredite mit viel Werbeaufwand aufschwätzen muss.

Wesentlich ist, dass Geld sich nicht autonom, sprich: allein aus der Marktsphäre heraus, vermehrt. Es nimmt Einfluss auf die Produktion (Konjunktur) in Abhängigkeit von der Mehrwertproduktion. In der Produktion entscheidet sich alles, bzw. ist immer schon alles entschieden, bevor Marktprozesse ins Spiel kommen, um über die Verteilung der Beute (am Ende eines Produktionszyklus') zu entscheiden. Kommen Marktprozesse ins Spiel, hat die Ausbeutung schon stattgefunden und kann über Marktprozesse nicht mehr weg reguliert werden, außer dass die eine oder andere Gruppe sich Vorteile zu Lasten anderer Gruppe verschafft – über Klientelpolitik. Diese wird immer zu Lasten der Schwächsten und Ärmsten betrieben.

Auch die Zinspolitik ist Klientelpolitik (ganz besonders brutal gegenüber den Ärmsten); sie ändert nichts an der Ausbeutung, auch wenn

sich die Produktionsabhängigkeit des Zinses schon in der Marktsphäre bemerkbar macht, freilich ohne einen sozialverträglichen Einfluss auf die Produktion (im Sinne der Verhinderung von Ausgrenzung oder Ausbeutung) zu nehmen, zumal wenn Zinssenkungen der Zentralbank ausgerechnet immer dann verpuffen, wenn sich die Ausgrenzung im Abschwung beschleunigt, also immer dann, wenn's drauf ankommt und keine konjunkturbelebende Wirkung mehr zu erwarten ist. Die Pferde saufen schlichtweg nicht mehr.

Die Pferde mögen irgendwann wieder zu saufen anfangen – nur eben nicht wegen des Geldes, sinkender Zentralbankzinsen oder anderer Marktsignale, sondern nur nachdem die Verwertungsbedingungen des Kapitals sich wieder zureichend verbessert haben. Erst dann spielen Marktsignale eine Rolle, auch sinkende Zinsen. Geht es wieder aufwärts, werden Kredite nachgefragt, jede Menge Geld – Kreditgeld – gedruckt, die Zinsen steigen wieder, aber nur nachdem einmal mehr ein Stück Sozialstaat unwiederbringlich der Vernichtung zugeführt worden ist, also Konsumverzicht stattfindet – in der Produktion, denn der Konsum und dementsprechend auch Konsumverzicht sind Teil der Produktion. Nicht der Markt, nein, *Konsumverzicht als Teil der Produktion* treibt die Produktion wieder in die Höhe, in den Markt hinein (nicht umgekehrt!), besonders in *einigen privilegierten Teilen der Welt* auf Kosten der Dritten und Vierten Welt. Dabei hat sich bei uns einiges an Sozialstaat und Einkommen angesammelt, was im Interesse der Kapitalverwertung sich wunderbar wieder einkassieren lässt, nachdem Länder der Dritten Welt heute sich entweder nicht mehr ausbeuten lassen, weil sie – siehe China – noch erfolgreicher, vor allem noch extensiver, in die Breite, ausbeuten können, oder weil sich in ihnen – siehe Afrika – wirtschaftlich nichts mehr bewegt, sie kaum noch weiter ausgesaugt werden können und daher auch keine Chance haben, im weltweiten Ausbeutungsprozess mitzumachen. Dann hat die Politik (für den Kapitalismus) ganze Arbeit geleistet. Wir werfen unseren Politikern vor, dass sie die Zerschlagung des Sozialstaates und eine sich weltweit ausbreitende Armut im Interesse der Kapitalverwertung exekutieren. Wobei Ausgrenzung sich nicht auf einmal und überall gleichzeitig entwickelt. Dort, wo es Gewinner gibt, habe man es der Politik zu verdanken, so sagt der Politiker. Er fühlt sich daher nicht verantwortlich für das Elend in der Welt; es springt ihm als Marktfaktum nicht ins Auge, dass der Gewinner im ökonomischen Kontext der Kapitalverwertung agiert und deshalb nicht umhin kommt, Verlierer zu produzieren. Auch der Staat ist – wie jedes private Wirtschaftssubjekt – durch die allseits geltenden Regeln der Kapitalverwertung nur Verfügungsmasse derselben, also alles andere als autonom. Selbst Beamtenpensionen gehören zur Verfü-

gungsmasse des Kapitals. Das merken wir spätestens dann, wenn dem Staat die Pensionszahlungen über den Kopf wachsen. Das werden sie todsicher. Jede Gruppe kommt an die Reihe wie früher bei den Nazis, es sei denn, die Herrschenden schlagen vorher mit Einsätzen der Bundeswehr alles kurz und klein. Dann müssen sie auch nicht mehr zu der unangenehmen Erkenntnis kommen, dass der Staat wie jedes private Wirtschaftsunternehmen gezwungen ist, mit dem ihm zufließenden Geld kapitalverwertend – in völliger Marktabhängigkeit – zu agieren, sprich: zur Mehrwertproduktion beizutragen hat, an deren Tropf wir alle hängen. Am Ende wird der Staat auch seine Beamten nicht mehr verschonen. So weit will man es nicht kommen lassen; bis dahin will man den Einsatz der Bundeswehr im Grundgesetz verankert haben. Schließlich muss alles seine Ordnung haben.

Kurzum: wo unter Kapitalverwertungsbedingungen gewirtschaftet wird, ist Privatwirtschaft, resp. pure Marktwirtschaft – ob nun mit mehr oder weniger Staat – vollständig vorherrschend und zwar schon immer, auch in der Nachkriegszeit zu Ludwig Erhards Zeiten; das heißt, ob er will oder nicht, über kurz oder lang verhält sich der Staat unter Kapitalverwertungsbedingungen wie ein Privatunternehmer.

Denn wie bei einem Privatunternehmen der Fall, muss auch das vom Staat geliehene und ausgegebene Geld sich vermehren können in Abhängigkeit zur kapitalverwertenden Produktion. Wir tun aber so, als käme das Geld des Staates nicht aus der Verfügungsmasse der Kapitalverwertung, als könne es ausgegeben werden für soziale Zwecke. Dass das nicht funktioniert, erkennt man an der exponentiell anwachsenden Staatsverschuldung; man wird sie nicht endlos weiter in die Höhe treiben können. Ein so abhängiger Staat ist in der Tat ein Klassenstaat – technisch-ökonomisch gesehen, und zwar nicht weil es Unternehmer und Unternehmen am Markt gibt. Wir kennen keinen Linken, der das begreift. Die wollen mit der roten Fahne in der Hand die Betriebe erobern, bzw. Wohltaten unter Kapitalverwertungsbedingungen verteilen. Sie glauben, ein verstaatlichtes Unternehmen, oder ein Unternehmen in der Hand der Arbeitnehmer könne sich dem Kapitalverwertungszwang entziehen. Sie haben nur einen personifizierten Klassenbegriff, um ihn gegen *böse und gierige* Kapitalisten in Stellung zu bringen. Dabei hört sich die aus DDR-Zeiten eisgestählte Sahra Wagenknecht nicht gerade so an, als hätte sie den blassesten Schimmer, worum es geht. (Vgl. WAS-LPT)

Die Rede, der Staat müsse einspringen, wenn die Privatwirtschaft aus sich allein heraus nicht genügend Arbeitsplätze schafft, ist also Unsinn. Wenn der Staat unter Kapitalverwertungsbedingungen eingreift, dann von dem Geld, was die private Wirtschaft (oder abstrakter: der Markt)

ihm (aus der Kapitalverwertung heraus) zur Verfügung stellt. Das bedeutet, auch der Staat muss, als sei er Unternehmer, das ihm zufließende Geld in der Produktion so einsetzen, dass es sich (in Abhängigkeit von kapitalverwertender Produktion) zu vermehren in der Lage ist. Doch warum sollte der Staat etwas (auf Dauer) schaffen, wozu die Privatwirtschaft nicht in der Lage ist und was alle Neoliberalen zu Recht von ihr nicht erwarten? Auch der Staat kann auf Dauer genauso wenig wie der amerikanische Häuslebauer beliebig viele Schulden anhäufen.

Die Linke macht es sich einfach; sie schreien nach mehr Schulden oder, was auf dasselbe hinausläuft, nach höheren Steuern, einer höheren Zinsbesteuerung. Bis es dem Grunde nach darauf hinausläuft, Schulden einfach nicht mehr zurückzuzahlen. Dabei sind von den Zinsen immer mehr die kleinen Leute, der kleine Pfandbriefbesitzer, abhängig, auch wenn man sagen kann, sie sind mit viel Werbeaufwand – siehe Volksaktie *Telekom* und Hypothekenkrise – in die Kapitalmarktabhängigkeit getrieben worden. Dennoch, die kleinen Leute hängen schon lange am Tropf großer Kapitalmarktfonds, besonders die Amis, um ihre Altersversorgung abzusichern. Vergeblich, wie jetzt in der Finanzkrise deutlich wird. Es wird Blut fließen; das hart erarbeitete und ersparte Geld der kleinen Leute. Sie sind mit ihrer Existenz auch ohne Sparbuch auf Gedeih und Verderb, nunmehr auf Verderb, von der Kapitalverwertung abhängig. Und da sie nicht mehr verwertbar sind, wird man sie gnadenlos enteignen.

Ex.2 Die Expropriation der Expropriateure

Kommen wir zur *Expropriation der Expropriateure*, dazu, wie man den Kapitalverwertungsmechanismus technisch-ökonomisch aushebelt; das geschieht – streng nach Marx – in der Produktion, *nicht* in der darüber liegende Zirkulations-, bzw. Markt- oder Finanzsphäre. Dabei ist wesentlich, wie man die Funktion des Geldes fasst: Es muss – bevor es in die Zirkulationssphäre eintaucht – die Produktion unmittelbar in Bewegung bringen. Das ist möglich, wenn es als geronnene Arbeitskraft, will sagen: als Medium zur *Wertaufbewahrung* aller produzierter Waren am Ende eines Produktionszyklus', den Konsum und damit die Produktion unmittelbar bedient. Unmittelbar heißt, Geld wird von der Zentralbank nicht gedruckt und in die Wirtschaft gegeben, um zu schauen und zu warten, wie es sich – in Abhängigkeit zur Mehrwertproduktion – durch den Finanzsektor hindurch in der Zirkulation vermehrt und damit *am Bedürfnis vorbei* die Kapitalverwertung bedient, und das noch nicht einmal in unmittelbarer Affinität zur Produktion, denn den Zockern und Heuschrecken ist die Produktion völlig egal; sie wollen nur Gewinn ma-

chen an der Produktion vorbei, koste es, was es wolle. Vielmehr wird es gedruckt und in die Wirtschaft gegeben, um unmittelbar und direkt Arbeitsplätze und Bedürftigkeiten zu finanzieren. Erst danach strömt es als Arbeitseinkommen in die Markt- und Finanzsphäre, um die Produktion nachfragewirksam anzutreiben. Dann haben sich der Arbeitnehmer und seine Familie aber schon ernährt und dadurch zugleich die Produktion marktvermittelt und nachfragewirksam über die Befriedigung von Bedürfnissen in Bewegung gebracht.

Und was das schönste ist: ein solcher Weg des Geldes legt zugleich die Basis für eine effektive Kontrolle der Finanzmärkte. Und das aus einem einfachen Grund: Arbeitnehmer und das produzierende Gewerbe sind nicht mehr durch die Finanzsphäre erpressbar. Denn wenn die Arbeitnehmer mit ihren überschüssigen Einkommen in der Finanzsphäre Anlagemöglichkeiten suchen und finden, haben sie sich schon ernährt: die Produktion durch ihren Konsum nachfragewirksam angestoßen. Wie darüber hinaus Finanzströme reguliert werden müssen, ist eine Frage, die wir den Finanzmarktexperten überlassen wollen, die sich indes nur, so unsere zu überprüfende und überprüfbare These, auf der Grundlage des eben beschriebenen geldpolitischen Ansatzes lösen lässt. Natürlich werden sich durch den stetigen Geldzufluss immer wieder Nachfrageüberhänge bilden, die von der Zentralbank, bzw. vom Staat abgeschöpft werden müssen, um Inflation zu vermeiden. Das heißt, der Geldfluss darf keine Einbahnstraße sein: so wie es einen Eingang für den Geldzufluss, muss es einen Ausgang für den Geldabfluss geben, um die Geldmenge zu kontrollieren, und zwar unmittelbar und nicht nur indirekt über den Zins. Unserem Konzept zufolge ist die Geldmenge viel besser der Produktionskapazität entsprechend regulierbar, wenn der Geldzufluss die Konsumgüternachfrage und diese wiederum das Angebot (die Produktion) direkt berühren. Nach dem bislang gültigen Konzept herrschender Politik wird der Konsum – ob nun mit oder ohne Keynes – erst über den Umweg einer Bewirtschaftung des Angebots berührt. Dadurch sind Produktionsstrukturen politisch nicht zureichend gestaltbar; unentwegt werden sie – und mit ihnen die Menschen – erst aufgebaut, um danach unkontrolliert (unabhängig von real existierenden Bedürfnissen) wieder abgebaut, bzw. zerstört zu werden. Und warum? Um der *Mehrwertproduktion* zu genügen. Ihr gegenüber spielen die Bedürfnisse der Menschen eine untergeordnete Rolle.

Wir wollen die geldpolitische Strategie mithilfe marxistischer Terminologie präzisieren, um zugleich die begriffliche Differenz zwischen *Mehrwert* und *Mehrprodukt* herauszuschälen, auf die Marx ganz offensichtlich weniger Wert legt. Er verwendet die Begriffe synonymisch. Obwohl er von einem Mehrprodukt spricht, das notwendig von jeder

Gesellschaft hervorgebracht werden müsse, schon um den alltäglichen Verschleiß ihres Produktionsapparates zu ersetzen (vgl. MAK-W23, u.a. S. 640ff). Wesentlich für die Kapitalverwertung, resp. den Kapitalismus ist, dass der Mehrwert individuell angeeignet wird und zur einzelwirtschaftliche Analyse nötigt noch dort, wo der Volkswirt einzelwirtschaftliche Größen zu gesamtwirtschaftlichen Aggregaten summiert; will sagen: für die gesamtwirtschaftliche Sicht liefert die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung (VGR) kein zureichendes empirisches Material. Wir wollen mithin den Bürger unabhängig vom Rechenwerk der VGR mit einem ausreichenden Arbeitseinkommen in Arbeit bringen; dabei interessieren uns die Verwertungsbedingungen des Kapitals einen Dreck.

Mit anderen Worten: es ist unwesentlich, ob in der Produktion zureichend Mehrwert erzeugt wird oder nicht. Daran müssen wir die Schaffung einer ausreichenden Anzahl von Arbeitsplätzen für alle nicht knüpfen. Dass der Bürger sich ernähren kann, kann ohne weiteres davon abhängig gemacht werden, dass die Produktion rein physisch in der Lage ist, für alle Bürger Lebensmittel zu produzieren. Nicht der *Mehrwert* ist interessant, wesentlich ist nur, dass *Mehrprodukt* produziert wird, was aber nur abhängig ist von der Fähigkeit der Produktion, über den unmittelbaren Lebensunterhalt aller Bürger hinaus zu produzieren. Das funktioniert problemlos mithilfe der eben beschriebenen geldpolitischen Strategie einer direkten Bewirtschaftung menschlicher Bedürfnisse. Mit dieser Strategie *mutiert der Mehrwert zum Mehrprodukt*, so dass die Fähigkeit, mehr produzieren zu können als man verbraucht, sich nicht mehr gegen den Bürger richten kann. *Damit wird die Expropriation der Expropriateure – wie von Marx vorausgesagt – zur gesellschaftlichen Realität.*

Sich zunächst und primär zu ernähren ist unmöglich, solange sich Markt- und Preisbewegungen, bzw. Geld- und Mengenbewegungen aus der Kapitalverwertung speisen. Entweder das Bedürfnis wird über die Kapitalverwertung mehr schlecht als recht *indirekt* oder aber *direkt* bewirtschaftet. Auf direktem Weg kommen Finanzanlagen erst ins Spiel, wenn der Arbeitsplatz bewirtschaftet, sprich: in harter Währung bezahlt worden ist. Dieser Weg hebelt den Kapitalverwertungsvorgang aus – aus der Produktion heraus, denn die Finanzierung des Arbeitsplatzes in harter Währung ist ein Akt der Produktion, auch wenn sich in diesem Akt der Arbeitnehmer marktvermittelt ernährt, das heißt einkaufen geht, aber nachdem er das Geld bekommen hat. Hat er sich ernährt, ist der Produktionszyklus abgeschlossen; danach strömt das überschüssige Einkommen des Arbeitnehmers ebenfalls nachfragewirksam in den (Finanz-)Markt und zwar – ganz wichtig! – nachdem der Produktionszyklus (im Konsum) abgeschlossen ist. Ist er abgeschlossen, kann der Staat überschüssige Geldströme fiskalpolitisch abschöpfen, um sie gezielt im

nächsten Produktionszyklus einzusetzen.

Ein- und Ausgänge der Geldströme sind unter Kapitalverwertungsbedingungen über den Geldschöpfungsakt der Zentralbank (durch den Finanzsektor hindurch) realisiert: Die Banken verleihen Geld an private Wirtschaftssubjekte, zum Beispiel 100 €, und schöpfen dadurch eine Geldmenge in Höhe eben dieser 100 € (Eingang). Auf der anderen Seite verringert sich die Geldmenge um 100 € in dem Augenblick, wo das private Wirtschaftssubjekt den Kredit in Höhe von 100 € wieder tilgt (Ausgang). Auf diese Weise scheint gewährleistet, dass sich die Geldmenge stets an dem orientiert, was die Wirtschaft gerade in der Lage ist zu produzieren. Dennoch, systemtechnisch gesehen ist diesem Ein- und Ausgangssystem die individuelle Aneignung des Mehrwerts notwendig inhärent, ist seine Realisierung doch nicht delegierbar in einem System, in dem jeder selbst für das Überleben seiner ökonomischen Existenz verantwortlich zeichnet. Insofern ist der kreditinduzierte Geldschöpfungsakt ein klienteler Akt, der nur die Wirtschaftssubjekte erreicht, die, weil sie über die entsprechenden Mittel verfügen, durch ihre Produktion in der Lage sind, das Geld, das sich geliehen haben, zurückzuzahlen.

Auf der Grundlage eines solchen Geldein- und Ausgangssystems im Geldschöpfungsakt muss jeder Produktionsakt in der Tat für sich selbst betrachtet werden; er nötigt zur einzelwirtschaftlichen Betrachtung noch dort, wo – wie gesagt – der Volkswirtschaft glaubt, er habe die Gesamtwirtschaft im Blick in dem Augenblick, wo er einzelwirtschaftliche Größen zu gesamtwirtschaftlichen Größen aggregiert. Die VGR vermag der einzelwirtschaftlichen Betrachtung nicht zu entrinnen, denn bilanztechnisch gesehen ist sie nur die Summe aller einzelwirtschaftlichen Bilanzen einer Volkswirtschaft.

Wesentlich ist, dass unter Kapitalverwertungsbedingungen der zentrale Mechanismus der Geldschöpfung durch die Zentralbank – in dem Geld geschöpft (gewähren von Kredit) als auch vernichtet (Tilgung) wird – mit einem einzelwirtschaftlichen Akt eines Unternehmers verknüpft ist, der allein nur sich selbst im Auge haben kann, im Sinne eines Regelmechanismus, dazu verurteilt, andere außen vor zu lassen: Unterbeschäftigte, Arbeitslose, Rentner, Pflegebedürftige, Kranke, Behinderte, Kinder.

Den Arbeitnehmer wie einen Unternehmer aufzufassen, weil er mit seiner Arbeitskraft schließlich “etwas unternimmt”, nämlich seine Arbeitskraft verkauft, hilft nicht weiter und verführt die Banken nur dazu, ihn mit Krediten zu überhäufen, zumal dann, wenn sie ihre Kredite bei den Unternehmen nicht mehr loswerden. Dann ist auch der Staat als Kreditnehmer gefragt. Der Witz ist, ohne ständige und zureichende Kreditnachfrage aus der Wirtschaft, egal von wem, bleibt die Geldpoli-

tik der Zentralbank ohne Wirkung. Sie bliebe nur auf ihrem Geld sitzen. Die Zinspolitik der Zentralbank wirkt gegen die Krise nur, wenn die Kreditnachfrage nicht versiegt. Sie muss im Gegenteil steigen um den Preis, dass sie die Finanzsphäre mit zweifelhafter Liquidität aufpumpt, mit *fiktiver* Liquidität, die dadurch zustande kommt, dass weniger getilgt als geliehen wird. Dadurch entstehen Spekulationsblasen mit der Folge, dass die Finanzwelt den Bezug zur Produktion verliert: das Geld vermehrt sich zwanghaft, um dann als Schrottanleihe seinen Weg zurückzufinden in die Zentralbank, die auf diese Weise das Finanzsystem von ihrem Blasenschrott reinigt, um es wieder flott zu kriegen, d.h., sie verleiht Geld an die Banken, die ihren Schrott als Sicherheit bei der Zentralbank hinterlegen, der Form halber; schließlich darf man das Geld den Banken von Rechts wegen nicht schenken, obwohl de facto genau das passiert und man damit die Inflation vorprogrammiert. Dann folgt nach der Depression mit Deflation die Stagflation, vielleicht gar eine Hyperinflation, in der alle Geldbesitzer und Gläubiger enteignet werden. In diesem System der Expropriation wird schließlich nur noch Geld in das Finanzsystem hineingepumpt (Eingang), während der oben als notwendig beschriebene Ausgang des Geldes heraus aus der Wirtschaft (Tilgung von Krediten) de facto blockiert ist. Und warum? Ganz einfach: um ein Finanzsystem zu retten, das längst nicht mehr zu retten ist. Das scheint sogar "Der Spiegel" (47/2008) langsam zu begreifen.

Zurück zur gesamtwirtschaftlichen Sicht: dass der Konsum marktvermittelt stattfindet, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir es hier mit einem Produktionsakt zu tun haben, der über den Markt exekutiert wird. Entscheidend neu an unserem Systementwurf ist, dass die Zentralbank unmittelbar in das Wirtschaftsleben eingreift: sie drückt Geld, um die soziale Infrastruktur und überlebenswichtige Unternehmen (z.B. Energie- und Wasserwirtschaft, Wohnungsbau, öffentlicher Nah- und Fernverkehr etc.) zu unterhalten. In diesen Bereichen können wir einem Bürger, der in der "freien" Wirtschaft nicht mehr gebraucht wird, einen Arbeitsplatz anbieten, dessen Finanzierung sich nicht mehr abhängig speist aus dem *Produktionsprozess des Kapitals*, so der Untertitel des Ersten Bandes von Marxens Hauptwerk "Das Kapital".

Noch einmal: nur auf direktem Weg können menschliche Bedürfnisse zureichend, vor allem aber zuverlässig und nicht nur zufällig bewirtschaftet werden; nur auf dem direkten Wege kann die Ökonomie die Gesamtgesellschaft, also alle Menschen, im Blick haben – unbenommen davon, dass es Gründe wie Umweltkatastrophen oder demografische Probleme wie die Überalterung der Gesellschaft geben mag, die eine Versorgung aller Menschen auf der Erde erschweren. Fest steht,

die Kapitalverwertung macht alles schlimmer und kann – systemtechnisch gesehen – leicht ausgehebelt werden. Man muss es politisch nur wollen, für den Menschen und nicht für das Kapital sich verantwortlich zu fühlen. Und das schöne dabei ist: dazu müssen wir Bill Gates oder den VW-Aktionär noch nicht einmal enteignen. Die Zeiten, wo wir mit Gebrüll auf böse Kapitalisten einprügeln, sind endgültig vorbei. Die *Expropriation der Expropriateure* ist zu einem rein technischen Problem geronnen. Jegliche Gewalt würde nur vom wesentlichen Problem ablenken. Wir sagen:

Nur eine Produktion, die ohne Umwege primär den Konsum bedient, resp. ausreichend bezahlte Arbeitsplätze vor allem im sozialen Infrastrukturbereich schafft, ist eine Produktion ohne Kapitalverwertung, vorausgesetzt, das dafür gedruckte Geld verbürgt primär einen Rechtsanspruch auf Verzehr (nach Konsumgütern), so dass es sich nicht zwanghaft am Kapitalmarkt vermehren muss; es wird primär in Abhängigkeit zu vorhandenen Bedürfnissen gedruckt, um den Geld-, bzw. Kapitalmarkt nicht unmittelbar, sondern erst in Form von ausgezahlten Arbeitseinkommen zu beeinflussen, und zwar inflationsneutral in Abhängigkeit zu vorhandenen Produktionskapazitäten.

Wir wollen es mal zum Mitschreiben formulieren: *Entscheidend ist nicht, dass es Kreditgeld gibt. Kreditgeld als solches wird und darf es immer geben. Wesentlich ist vielmehr die Herkunft des Geldes, sprich: ob es (durch Zentralbank und Finanzsektor) als Kreditgeld in den Markt gepumpt wird oder nicht, kurzum, ob es von vornherein als Kreditgeld auf die Welt kommt oder nicht. Strömt das Geld nicht als Kreditgeld, sondern über Arbeitseinkommen – also aus der Produktion heraus – in den Markt, spräche nichts dagegen, dass es der Arbeitnehmer zur Bank trägt und Zinsen kassiert. Nur so herum ist eine effektive Kontrolle der Finanzmärkte möglich und sinnvoll.*

Das muss man einem Linken wie Oskar Lafontaine aber nicht erklären. Er würde es nicht begreifen. Der redet über Karl Marx ohne den blassesten Schimmer. Überhaupt sind Linke nicht weniger geld- und marktgläubig als ihre neoliberalen Gegner; sie interessieren sich nicht dafür, wie wir tatsächlich und nicht nur eingebildet oder irgendwie zu mehr Arbeitsplätzen kommen, vielleicht mithilfe eines Konzepts, das nicht ausschließt, dass unser jetziges Wirtschaftssystem nicht in der Lage ist, aus sich selbst heraus sozialverträglich zu funktionieren und auch nicht sozialverträglich bewirtschaftet werden kann, weil es den Regeln der Kapitalverwertung gehorcht. Sie sehen den wesentlichen kapitalistischen Systemzusammenhang nicht, der da lautet:

Erst nachdem sich die Regeln der Kapitalverwertung ausgelebt haben, kommen Marktprozesse ins Spiel, genauer: Geldmarktprozesse, d.i. die Schaffung aller möglichen Geldmarkttitel und der (spekulative) Handel mit ihnen, was freilich an der Kapitalverwertung (insgesamt), vor allem aber an der mit ihr verbundenen Aus-

beutung nichts mehr ändert. (Vgl. B1 und B2) Der Markt vermittelt und exekutiert nur; durch vollständige Marktabhängigkeit, so wie der Scharfrichter auch nur das Beil fallen lässt, ohne aber eigentlich für den Tod eines Delinquents verantwortlich zu sein. Analog dazu grenzt der Markt nicht ans. Also lässt sich – umgekehrt – über den Markt (den Scharfrichter) die Ausgrenzung auch nicht wegregulieren (die Exekution nicht verhindern), wie uns einige Linke immer wieder weismachen wollen. (Vgl. AGM-WKR, JAM-RTH)

Man beachte: ungeachtet dessen, dass der Markt nur vermittelt und exekutiert, wird es immer wieder Monopole, immer wieder exorbitante Unternehmens- und Spekulationsgewinne geben, die aus moralischen wie aus systemischen Gründen wegreguliert gehören (z.B. durch Tobinsteuer, Börsenumsatzsteuer oder Steuer auf hohe Gewinne und Einkommen, etc.), wohlgemerkt: als *notwendige, nicht als hinreichende Bedingung* zur Verhinderung von Ausbeutung und Ausgrenzung. Natürlich stünde auch das abgeschöpfte Geld dem Staat zur Stabilisierung des Systems zur Verfügung. Auf welche Weise, in welchem institutionellem Rahmen dies geschehen kann, ist freilich eine Frage, die zu beantworten wir den Experten überlassen.

Ex.3 Der Mindestlohn setzt auf Marktgläubigkeit

Zurück zum Mindestlohn: er ist nur eine Preisfestlegung am Markt und bewirtschaftet Bedürfnisse nicht unmittelbar und direkt, sondern zufällig und keineswegs zuverlässig für alle Mitglieder der Wirtschaftsgemeinschaft. Auch berührt er das Wirtschaftssystem nicht die Spur; dieses produziert Verlierer auch mit dem Mindestlohn. Seine flächendeckende Durchsetzung steht keinesfalls für mehr Arbeitermacht und weniger Kapitalmacht, nicht dafür, dass die Kapitalverwertung aufgehoben wird, nicht dafür, dass die Grundlage allen Übels – die einzelwirtschaftliche Aneignung des Mehrwerts (und eine damit einhergehende einzelwirtschaftliche Betrachtungsweise) – gebrochen wird als Voraussetzung einer unmittelbaren und zuverlässigen Bewirtschaftung von Bedürfnissen. Das zynische Prinzip “Hoffnung” bleibt weiterhin Grundlage der Politik; es besteht im Glauben an die heilsame Kraft des Marktes, genauer: *an einen Markt, der funktioniert*. Von diesem Glauben sind “Die Linken” beseelt. Mit ihm sind sie schon in und mit der DDR gescheitert. Dort glaubte man tatsächlich, durch Preisfestlegungen am Markt etwas für die Menschen zu tun. Dass das nicht ausreicht, wollen “Die Linken” – nicht weniger als ihre politischen Gegner – bis heute nicht wahrhaben.

Wir wissen seit Marx, die Systemfrage: die *Expropriation der Expropriateure*, geht in Preisgestaltungs- und Preisfestsetzungsanalysen, sprich: Marktanalyse, nicht auf, um zu sehen, was der Markt macht oder nicht

macht. Gar nichts macht er, rein gar nichts; er liefert Marktdaten auf der Grundlage, dass er unentwegt von außen bewirtschaftet wird – von Menschen und ihren politischen Entscheidungen, die bisher stets für Ausgrenzung und gegen die Armen gerichtet waren. Der Markt selbst ist daran völlig unschuldig; er grenzt weder ein noch aus. Es ist der Mensch, der das alles macht.

Und so bewirkt auch der Mindestlohn nichts. Wenn, dann steht er einfach nur da – im Gesetzesblatt. Durch ihn wird, weil er nur eine Preisfestsetzung am Markt ist, das Bedürfnis gerade *nicht am Markt vorbei* berührt, unmittelbar und direkt, im Gegenteil, unter Kapitalverwertungsbedingungen schadet er – siehe England und die USA – dem Arbeitnehmer eher, als dass er für ihn was bringt. Und er ideologisiert die Menschen, suggeriert er doch, dass man von ihm in Würde leben kann. Ganz abgesehen davon er nicht Menschen, sondern Gerichte in Bewegung bringt, vorausgesetzt der Bürger hat die Nerven, den Mindestlohn vor Gericht einzuklagen. Die Alternative wäre staatliche Schnüffelei in Unternehmen und Betrieben. Derweil würden Unterbeschäftigung durch Lohndumping am Gesetz vorbei, Mini- und Ein-Euro-Jobs die heute schon ausgedünnten Belegschaften immerzu weiter anfressen, dazu beitragen, dass sich Arbeitslosigkeit zunehmend in niedrig entlohnter Unterbeschäftigung versteckt. (Zur Verwandlung von statistisch sichtbarer Arbeitslosigkeit in Unterbeschäftigung und hartz-IV-verordnete Zwangsarbeits vgl. die Studie und Aufsatzsammlung RIW-EEJ)

Wir leben in der Endphase der kapitalistischen Entwicklung, wo weder Lohnerhöhungen noch Lohnsenkungen weiterhelfen. Es ist zwar richtig, dass Lohnsenkungen noch nie weitergeholfen haben. Indes nimmt “Die Linke” völlig ungerührt *nicht* zur Kenntnis, dass Armut heute nur noch politisch behoben werden kann, demgegenüber der rein ökonomische Kampf der Gewerkschaften um höhere Löhne immer weniger bringt, zumal für immer weniger Menschen. Genauso wenig schafft die politisch verordnete Lohnerhöhung in Gestalt des Mindestlohns Abhilfe. Kaum durchgesetzt, brechen Mindestlöhne und höhere Löhne immer wieder weg durch Inflation, vor allem aber durch fort dauernden Sozialabbau, Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung, ganz massiv durch Rentenkürzungen. Eine Rentenkürzung ist eine Lohnkürzung. Das, was man weniger als halbherzig dem Arbeitnehmer per Gesetz zukommen lässt, bricht hier schneller weg als man gucken kann. Vom Inflationsmechanismus gar nicht erst zu reden. Man kann gar nicht so schnell hinter höheren Mindestlöhnen und höheren Löhnen herbetteln wie Inflation und Sozialabbau voranschreiten. Haben wir erst überall Mindestlöhne, so gibt es für unsere Linken auf der Straße immerzu was zum Bejammern. Denn die sind per definitionem zu nied-

rig.

Kurzum, man sollte vielleicht ernsthaft in Erwägung ziehen, dass der Kapitalverwertungsmechanismus ausreichend bezahlte Arbeitsplätze für alle nicht zulässt. Seine Regeln leben sich über den Markt sehr flexibel aus und, was das Schönste ist: seine negativen Auswirkungen lösen sich im Marktgeschehen in nichts auf, wenn man *nicht den Kapitalverwertungsprozess, sondern den Markt* zur zentralen analytischen Kategorie macht. Nicht dass die Analyse des Marktgeschehens sinnlos ist. Sie zielt halt auf Klientelinteressen noch dort, wo der Volkswirt überzeugt ist, er analysiere im Gesamtinteresse das Produktionsgeschehen. Er will es wahrnehmungsgestört nicht besser wissen. Merkel, Beck, Westerwelle und Lafontaine glauben tatsächlich, sie machen Politik für alle. Schlimmer: abgesehen davon, dass sie heute die und morgen wieder andere Gruppen, um nicht zu sagen: sie wissen gar nicht, wen und was sie im Auge haben, eines sehen sie bei aller Wahrnehmungsgestörtheit ganz gewiss: ihr eigenes Bestandsinteresse.

Auch der Linke glaubt, dass zu viel Markt, resp. Marktradikalität oder Marktversagen, die wesentliche Ursache allen Übels sind und plädiert daher für Regulierung und Schnüffelei durch Staatsorgane, gar für zusätzliche Staatsinstitutionen mit regulierungspolitischen Kontrollfunktionen, so der wirtschaftspolitische Sprecher der Linken, Herbert Schui. Er findet als Wirtschaftsprofessor Marx gut. Er sieht, anders als Marx, aber nicht, dass Institutionen ihrerseits Bestandsinteressen wahrnehmen. Sie machen Politik exakt im eigenen Interesse, um es als Gesamtinteresse zu verkaufen. Nicht dass Institutionen grundsätzlich von Übel sind. Doch sollte man im Laufe eines langen und privilegierten Lebens auch nicht vergessen, in welchem ökonomischen System Institutionen agieren: sie agieren im Kapitalismus, ohne diesen antasten zu wollen, weil dies mit ihrem Bestandsinteresse nicht zusammenpassen würde. In einem solchen auf Bestandssicherung fixierten institutionellem Umfeld neigen selbst linke Wirtschaftsprofessoren – die vorgeben, Marx gelesen und vielleicht etwas von ihm verstanden zu haben – dazu, jedes noch so dusselige Regulierungsgeschwätz als Rettung vor Krisen und Schutz vor Verarmung zu verkaufen, zumal es nicht allein um die Verhinderung von Kreditkrisen gehen kann. Denn auch ohne Kreditkrisen hat es Ausgrenzung gegeben. Sie verstärken heute ganz massiv Überproduktionskrisen, nachdem der Kredit (als konjunkturbelebende Maßnahme) diese seit den Siebzigerjahren unter dem Deckel halten konnte, wenn auch mehr schlecht als recht, um den Mittelstand abzusichern. Vergeblich, heute geht auch ihm der Arsch auf Grundeis, freilich ohne mit seinem Finanzkrisengeschwätz – in der Art der SZ vom 11.11.2008 (BHJ-FZS, SCU-SAA) – an die zu denken, die bisher auch

ohne Kreditkrise immer schon im Dreck gelebt haben. An die muss man nicht denken, weil sie – so seht sie euch doch an! – selbst schuld sind an ihrem Elend. (Vgl. ROH-USS) Selbst schuld zu sein, trifft auf unseren Mittelstandsbürger selbstverständlich nicht zu. Unentwegt lässt er sich einreden, dass er den drohenden Absturz denen verdanke, die es sich in Hartz-IV gemütlich machen und ihren Arsch nicht hoch kriegen.

Wir glauben, dass die Eindämmung der Kreditkrise durch Marktregulierungen am Ende auch dem Mittelstand nicht hilft, wenn Verarmung und Ausgrenzung sich durch den Kapitalverwertungsprozess immerzu weiter ausdehnen, und das umso gnadenloser, je länger die Politik versucht, die Krise kreditinduziert zu vertuschen. Das wird nicht ewig so weitergehen können. Denn es ist der Kredit selbst, der Finanzkrisen aufbaut, die ihrerseits die Mehrwertkrise zur Monsterkrise werden lässt. Linke Wirtschaftsprofessoren wie Schui begreifen nicht, dass der Kapitalverwertungsprozess den Kredit braucht und über höhere Löhne oder, was die Kehrseite der Medaille, die Verhinderung unanständig hoher (Spekulations-)Gewinne nicht die Spur berührt wird. Und warum begreift er das nicht? Weil er so weitermachen und weiterleben will wie bisher und denkt, dass das auch klappt. Deshalb will er nicht, dass sich etwas ändert. Er müsste sich mit dem herrschenden Mainstream anlegen. Das würde ihm vielleicht nicht gut bekommen. Also sondert er den gleichen Scheiß ab wie alle anderen: die Finanzkrise ist schuld; wir müssen den Kapitalismus regulieren, bzw. die entfesselten (Finanz-)Märkte zähmen. Bisweilen weiß er selbst nicht, wovon er spricht – wie die Süddeutsche Zeitung vom 11.11.2008: mal spricht sie von *entfesselten Märkten* und dann wieder vom *Kapitalismus*, synonymisch, versteht sich, als würden beide Begriffe – Marktwirtschaft und Kapitalismus – das gleiche bezeichnen. Nur dass der Kapitalismus, auch wenn der Markt Voraussetzung seiner Existenz ist, in der Mehrwertproduktion und nicht in der Marktsphäre seinen Ausgangspunkt hat. In der Marktsphäre kommt er nur symptomatisch – für uns sichtbar als Summe von Mengen und Preisen – zum Ausdruck, auch das Elend, zum Beispiel in Gestalt von Hungerlöhnen. Das ist wie mit einer Krankheit: auf Dauer wird es nicht reichen, Symptome, die sich in der Finanz- und Marktsphäre kundtun, immer nur einzudämmen, denn die Mehrwertproduktion – die individuelle Aneignung des Mehrwerts – wird als Krankheitsherd dafür sorgen, dass die Symptome uns schließlich mordsgefährlich über den Kopf wachsen. Daran wird “Die Linke” in Regierungen scheitern, ohne zu begreifen, dass der Wähler ihn dafür abstrafft und sich den Rechten zuwendet.

Auch die wahre Aussage, dass der Markt nicht alles richtet oder in der

Kreditkrise – bzw. wie Herbert Schui betont: schon *vor der Kreditkrise* – versagt hat (vgl. SCH-KKR), berührt den Kapitalverwertungsprozess nicht die Spur. Schon seine Aussage, *Aufgabe des Staates sei es nicht, Verluste zu übernehmen*, ist naiv. Der hat seinen Marx nicht verstanden: im Kapitalismus werden die Kosten der Finanzkrise in jedem Fall am Bürger hängen bleiben, ausschließlich an ArbeitnehmerInnen und denen, die auf Lohnersatzleistungen und Rentenzahlungen angewiesen sind. Auch das Gesundheitssystem steht zur Disposition, nicht in erster Linie deshalb, weil Gesundheitsministerin Ulla Schmidt böse oder völlig verblödet ist. Das ist sie ganz gewiss. Dennoch ist nicht sie, sondern der Kapitalismus die eigentliche Ursache für unser marodes Gesundheitssystem, den sie allerdings, und da liegt ihr eigentliches Versagen, nicht infrage stellt, wahrscheinlich weil sie zu blöd ist; sie stochert orientierungslos im Nebel und verkauft das hartnäckig als vernünftige Politik. Da steht sie nicht allein. Politiker wollen nicht wahrhaben, dass sie sich immer hoffnungsloser in systemstrukturellen Aporien verheden. Um das zu verhehlen, braucht die Politik Sündenbölke. Die findet sie in den Vorständen und Aufsichtsräten bedrohter Finanzunternehmen. Jeder schiebt den schwarzen Peter dem anderen zu. Wie sagt unser einfältiger Tatort-Kommissar Peter Sodann doch gleich? Als richtiger Kommissar würde er den Ackermann verhaften. Nun, ganz falsch kann er mit dieser Forderung nicht liegen, denn Dummheit schützt vor Strafe nicht.

Es ist schon schlimm, ja gemeingefährlich, dass all unsere Wirtschaftsmanager und Berufspolitiker – wie unser Marxexperte Schui – keine Vorstellung darüber entwickeln wollen oder es einfach nicht können, dass das *Kapital ohne Wenn und Aber ausgrenzt*, und zwar mit oder ohne Finanzkrise, über den Markt, wie sonst?, *aber nicht wegen des Marktes*. Und schon gar nicht, weil der Markt versagt (vgl. B1 und B2), denn das tut er unentwegt noch da, wo wir es gar nicht merken. Nunmehr rufen sie alle nach dem Staat, reden gar einer Verstaatlichung maroder Finanzinstitute das Wort, ausgerechnet die Engländer. Nun, wenn deren Finanzwelt zusammenbricht, haben sie buchstäblich nichts mehr, wovon sie leben können. Und dann wollen sie wie der Ackermann einfach nicht wahrhaben, dass die Party vorbei ist. Der glaubt doch tatsächlich, dass die Banken eine zweite Chance im Interesse des Gemeinwohls verdienen. Nicht zu fassen.

Die Nachricht, dass der Markt nichts macht, ist schon lange unterwegs, nur eben noch nicht bei unseren einfältigen Politikern angekommen. Die brauchen immer etwas länger, bevor sie etwas begreifen. Deshalb hier etwas ganz Grundlegendes zum unterstreichen, auch für unseren linken Wirtschaftsprofessor Schui, etwas, was, fast möchte

man sagen, jeder neoliberale Wirtschaftsprofessor ohne weiteres begreift: *dass der Markt hin und wieder versagt, gehört zum Wesen des Marktes*, auch wenn Marktversagen immer auf menschliche Handlungen verweist: auf reale Ströme, die zu trennen sind von dem, was auf der Marktoberfläche dem Betrachter an Preis- und Mengenbewegungen ins Auge springt. Wo unser Marktanalytiker Mengen und Preise sich bilden sieht, glaubt er die Produktion im Blick zu haben – in der Gewissheit, am Markt sichtbare Mengen müssten schließlich irgendwo produziert worden sein. Natürlich, nur produzieren sie sich nicht von selbst, bzw. nicht allein schon deshalb, weil es Märkte und Geld gibt. Das steht im *Ersten Band des Kapitals* von Marx. (Vgl. B1) Das muss unser Marxexperte Schui überschlagen haben.

Abgesehen davon ist das Reden über Regulierung oder Deregulierung selbst aus marktanalytischer, resp. neoliberaler Sicht belanglos, denn entweder man reguliert oder dereguliert im Interesse aller (unmittelbar einklagbar für jeden beliebigen Menschen) und entwickelt dafür eine entsprechende Theorie oder alles gerinnt zur bloßen Regulierungs- oder Deregulierungswut für irgendwelche Klientelinteressen. Dann gibt es für den Ausgegrenzten nichts einzuklagen. Er hat seine Schnauze zu halten und zu warten, bis er dran ist und der Kampf für ihn los geht, so wie kürzlich die Rentner mal wieder an der Reihe waren mit einer 1,1-prozentigen Rentenerhöhung. Mein Gott, die Renten befinden sich seit fünf Jahren im freien Fall und das ganz und gar ohne Kreditkrise. Diese ist Folge und nicht Ursache der Misere, die sich übrigens auch deswegen so schön unter dem Deckel hält, weil wir den Sozialabbau als Reform verkleidet nicht als symptomatischen Teil der Krise begreifen müssen. Und jetzt, wo es bald richtig bergab gehen könnte, braucht es flugs eine Ursache, die von den wirklichen Ursachen, die in der Kapitalverwertung liegen, ablenkt: die Kredit- und Finanzkrise als Krise des Marktes.

Nun, unser Herbert Schui ist halt dazu da, es sei ihm gegönnt, für seine Bundestagsfraktion irgend einen Scheiß abzusondern, jetzt, wo er Rentner ist und sich sonst langweilen würde. Wie putzig, unter seinem Silberblick gerinnt der Kampf gegen zu viel Markt, zu viel Marktmacht oder für mehr Staat (Institutionen gegen das Marktversagen), kurzum: der Kampf gegen zu viel gierigen Gewinn zum Kampf gegen das Kapital.

Richtig ist, dass der Kapitalverwertungsmechanismus den per Gesetz fixierten Lohn auf stets steigender Stufenleiter entwertet, wenn er sich in der aktuellen politischen Praxis denn überhaupt durchsetzen lässt, was übrigens auch in einer sinkenden Lohnquote zum Ausdruck kommt. (Vgl. TRA-IFK, Folie 16) Die isolierte Fixierung auf eine no-

minelle Lohnhöhe vergisst freilich, dass Renten und die damit einhergehenden Sozialversicherungsbeiträge Bestandteil des Lohns sind. Insofern finden massive Lohnkürzungen durch Sozialabbau – sprich: Rentenkürzungen – statt noch da, wo der Lohn nominell und das nicht einmal für alle steigt. Auf die Krankenversorgung trifft dies ganz genauso zu. Jede Zuzahlung auf ein Rezept oder die Praxisgebühr ist exakt eine Lohnkürzung. Die Senkung des Arbeitslosenversicherungsbeitrages ist exakt eine Lohnkürzung, um nicht zu sagen Klientelpolitik für Unternehmen und den Arbeitnehmer, der nicht arbeitslos wird. Wird er arbeitslos, gibt's weniger, weil weniger in die Arbeitslosenversicherungskasse fließt.

Aber am schönsten für den linken Politaktivisten ist immer noch, insbesondere wenn er in Regierungsverantwortung seinen Lebensunterhalt verdient, dass er mit der Mindestlohnforderung seine Politik an nichts messen lassen muss. Schuld sind immer die anderen. Zumal wenn der Mindestlohn gegen Koalitionspartner, die immer nur nichts begreifen, sich nicht durchsetzen lässt und wenn, dann eben nicht zureichend. Es gibt immer wieder Ausreden, die die eigene Politik gegen jede Kritik immunisieren. Und was das Tollste ist, man gibt – uneingestanden – den Schwarzen Peter zur Schaffung von Arbeitsplätzen an den Markt weiter, genau genommen an einen Markt, der nicht versagt. Plötzlich soll er zum Wohle aller doch alles zum Besten regeln können, wie gesagt, wenn er nicht versagt, und wenn durch den Mindestlohn die Nachfrage belebt wird und dadurch mehr Arbeitsplätze entstehen. Was nun? Gehen vom Markt nun Heilkräfte aus oder nicht? Der Linke ist weder Fisch noch Fleisch. Er eiert herum im ökonomietheoretischen Niemandsland, nämlich um das neoliberalen Theorieverständnis herum wie der Köter um den Scheißhaufen eines Rivalen. Er wagt sich weder richtig hinein, noch entscheidend heraus aus dem neoliberalen Theorieverständnis und sucht daher in politischen Diskussionen mit dem Neoliberalen sein Heil in moralinsaurer Argumentation: Er bejammert den Ausgegrenzten und wirkt dadurch in Diskussionen bisweilen, fast möchte man sagen: bemitleidenswerter als jeder von Hartz-IV betroffene Bürger.

Auch die Forderung nach einem bedingungslosen Grundeinkommen hört sich nur gut an; es verhindert keine Armut, auch wenn wir es schon mal gut finden, dass es von Leuten wie Götz Werner in die Debatte gebracht wird. (WEG-BGE) Doch was nützt eine Debatte, wenn sie kopflos bleibt, dem Bürger Sand in die Augen streut mit dem Ergebnis, dass er mit Hoffnungen vollgepumpt wird, die am Ende wie Seifenblasen zerplatzen, so wie es US-Präsident Barack Obama im US-Wahlkampf mit den amerikanischen Wählern zelebrierte. Dabei fällt ihm

gegen die drohende Depression auch nicht mehr ein als kreditfinanzierte Konjunkturprogramme (WOL-OBN). Um nicht zu sagen: im Westen nichts Neues; das Leben auf Pump geht weiter.

Wir sind keineswegs gegen Gesetze. Wesentlich ist aber, dass der Glaube an die Kraft der Gesetze nicht ausreicht. Auf diese Weise verheißen Politiker auf die erbärmlichste Art Problemlösungen. Durch den Glauben sind immer andere schuld – die Unternehmer natürlich, weil sie Leute entlassen, heimlich Ausländer einstellen mit immer geringeren Löhnen und dann auch noch Steuern hinterziehen oder immer nur zu wenig Abgaben in die öffentlichen Kassen zahlen. Dann muss unser linker Einfaltspinsel nur noch in die Haushaltsskasse starren, um zu befinden, ob sich alle richtig verhalten haben und er deshalb mehr Arbeitsplätze finanzieren kann. Vor allem im sozialen Infrastrukturbereich könnte er, weil wir es mit systemstrukturellen und eben nicht mit Haushaltsproblemen zu tun haben, ohne Blick in die Haushaltsskasse Millionen zusätzlicher Jobs schaffen – und das sofort. Täte er dies mit ausreichend hohen Löhnen, bräuchten wir weder Mindestlohnge- setz noch ein bedingungsloses Grundeinkommen. Der Unternehmer wäre gezwungen, sich an das höhere Lohnniveau des Arbeitsmarktes anzupassen und täte dies auch. Dies ist die formale Seite eines Konzepts, das auf eine Ökonomie der sozialen Verträglichkeit zielt. (Vgl. B1, B2)

Weil wir es mit systemstrukturellen Problemen zu tun haben, muss dieses Konzept um Aussagen über einen notwendigen inneren Strukturwandel unseres Wirtschaftssystems angereichert werden. Im Zentrum des Wirtschaftssystems selbst, was seine internen Funktionseigen- schaften und Abläufe betrifft, fällt und steht alles mit dem Kapitalver- wertungsmechanismus. Dieser wurde von Marx vor allem im ersten Band des *Kapitals* beschrieben und zur Grundlage jeder weiteren Analyse gemacht. Seitdem spielt er in der herrschenden Volkswirtschaftslehre so gut wie keine Rolle. Auch die Konzepte der Linken, soviel steht fest, lassen sich mit ihren singulären Forderungen auf die folgende bilanz- technische Denkfigur reduzieren: ist die Staatskasse leer, sind wir zum Sozialabbau gezwungen, geschweige denn, dass der Staat Menschen mit ausreichenden Einkommen in Arbeit bringen könnte.

Sollen wir also froh sein, wenn Oskar Lafontaine und Gregor Gysi wortgewaltig für den Mindestlohn und Götz Werner für ein bedingungsloses Grundeinkommen streiten?, unabhängig davon, ob damit etwas *nachhaltig für alle* bewirkt werden würde? Mit Verlaub, lieber Götz Werner! Etwas in die Debatte zu werfen, ist einfach zu wenig. Wenn etwas bewirkt wird, dann dies: es werden Hoffnungen bei den Ausge- grenzten erzeugt, die enttäuscht werden – mit der Folge, dass die Ent-

täuschten dann irgend wann zur Gewalt greifen oder, was auf dasselbe hinaus läuft, bei den Rechtsradikalen landen.

Wir trauen Oskar Lafontaine nicht ohne Grund zu, dass er auch Rechte mit seiner Politik bedienen würde. Für ein paar Wählerstimmen mehr ist ihm jedes Mittel recht. Also ist es ihm egal, wo der Bürger landet. Doch bis dahin sollen wir vorerst weiter an den Mindestlohn glauben. Schließlich habe er in den angelsächsischen Ländern viel Positives bewirkt. Dabei soll er in Wirklichkeit nur das *Herkunftslandprinzip* der Europäischen Union hintergehen, das die Hungerlöhne aus Ländern wie Polen und Rumänien sonst viel zu schnell in Hochlohnländer wie Deutschland treiben würde. „Die Linke“ möchte das *Herkunftslandprinzip*, ein Prinzip zur beschleunigten europaweiten Deregulierung, durch ein Mindestlohnkonzept aushebeln, das nicht einmal mittelfristig wirkt, mithin den Prozess der Verarmung wahrscheinlich nicht einmal entscheidend verlangsamt und wenn doch, wird das nur eine begrenzte Zeit gut gehen.

Und noch etwas zum Mitschreiben: es ist eine volkswirtschaftliche Binsenweisheit, dass, wenn der Faktor Arbeit nicht ausgelastet ist, man diesen durch staatlich festgesetzte Löhne nicht sozialverträglich auslasten kann. Ist er aber ausgelastet, brauchen wir keine gesetzlich regulierten Löhne mehr und auch die Forderung nach einem bedingungslosen Grundeinkommen würde sich erübrigen. Mal Hand aufs Herz: wenn unser linker Wirtschaftsprofessor nur etwas philosophisch gebildet wäre, würde er wissen, was eine Hypostase ist (einfach mal im Brockhaus oder im Internet bei Wikipedia nachschlagen). Er würde sofort wissen, dass er mit dem Mindestlohnkonzept und seinem Gerede von einem Marktversagen im Zusammenhang mit der Kreditkrise einer hypostasierenden Denkweise verhaftet ist, die die wirklichen Ursachen ausblendet. Die heutige Kreditblase z.B. ist gewachsen, noch bevor sie für alle sichtbar wurde, weil Bürger und Staat ohne zureichend entlohnte Arbeitsplätze ganz besonders in den USA immer mehr auf Pump leben. Und die Kreditblase platzt am Ende deshalb, weil der Hypothekenschuldner (oder andere Kreditnehmer) ohne zureichend entlohnnten Arbeitsplatz seinen Kredit nicht zurückzahlen kann. Das trifft insbesondere auf den Mittelschichtsbürger zu, wenn er seinen gut bezahlten Job verliert und annimmt, schnell wieder einen entsprechend bezahlten Job zu bekommen. Das gelingt ihm heute immer weniger, viel weniger als früher, bei uns nicht zuletzt dank Hartz-IV, Ein-Euro-Jobs und, bald auch bei uns in Deutschland, dank eines flächendeckenden Mindestlohns, der nämlich keinen einzigen Arbeitsplatz schafft und dennoch Armut nicht verhindert (siehe England und USA).

Kurzum, der Pump hat die Spekulationsblase aufgebaut, die nunmehr

geplazt ist. Dann macht die Kreditkrise nach dem Motto “rette sich wer kann” alles schlimmer, so dass man schnell der Meinung ist, sie sei die eigentliche Ursache der Misere, so in der Art: die Finanzkrise springe auf die Realwirtschaft über. Das tut sie gewiss, freilich ohne die eigentliche Ursache der Krise zu sein. Schon 1974 machte man die Ölkrise für die Wirtschaftskrise verantwortlich, so wie man heute die Kreditkrise als Preisbewegung am Markt für die Misere verantwortlich macht. In Wirklichkeit liegen die Ursachen tiefer in der Überproduktionskrise begründet, deren Auswirkungen durch ein Leben auf Pump verschleiert, bzw. in die Zukunft verdrängt werden. Hier hilft am Ende immer nur eines, wie Marx vor 150 Jahren schon feststellte, damit “alles wieder gesundet”, aufwärts geht und Wachstum entsteht, wie der Neoliberalen so schön sagt, nämlich Ausgrenzung, will sagen: Arbeitslosigkeit, Unterbeschäftigung, Hungerlöhne, Vernichtung des Sozialstaats. Guckt man nur auf Preisbewegungen am Markt, ist das weder zu vermeiden noch zu widerlegen, um nicht zu sagen: nicht kritisierbar.

Nicht kritisierbar bedeutet, Preisbewegungen sagen nichts aus: weder Ölkrise noch Kreditkrise sind die tragenden Ursachen für die immer mehr um sich greifenden sozialen Schieflagen. Diese liegen im Kapitalverwertungsmechanismus begründet, der wiederum durch die Mehrwertproduktion in die Gesamtwirtschaft hineingetragen wird – mit den oben beschriebenen Folgen von Ausgrenzung und Verarmung auf wachsender Stufenleiter. Was die Rentenmisere angeht, so gilt analog: zu viele Rentner gehen mit um sich greifenden Rentenkürzungen nur solange notwenig einher, wie die Regeln der Kapitalverwertung gelten. Auf ihre Regeln, und wie sie sich in Wirtschaft und Gesellschaft ausleben, sollte man das Augenmerk legen, anstatt die meisten Rentner sinnlos in Armut und Unterversorgung zu hetzen? (Zur Kreditkrise siehe KLN-DMI, TIC-KRS, ROE-NLA, RON-FIN, BWB-ABS, WIK-ZGE)

Man ist ja gar nicht so weit von der Wahrheit weg, wenn auch nicht zureichend nah an ihr dran, wenn man wie Blüm und Geisler feststellt, dass immer mehr Bürger keinen zureichend bezahlten oder gar keinen Arbeitsplatz haben. Ohne genug und zureichend entlohnte Arbeitsplätze bleiben Sozialkassen leer und, oh Wunder, die Renten sinken. Den Leuten geht's dann beschissen, und zwar mit oder ohne Finanzkrise, Herr Geisler! Die Finanzblase liefert unseren Herz-Jesu-Marxisten umso wohlfeilere Erklärungen, nachdem sie geplazt ist, ohne das geringste (tieferliegend) zu erklären. Doch dafür interessieren sich Geisler, Blüm und Schui nicht. Sie springen als Löwe, wenn sie Symptome beschreiben und enden als Bettvorleger, wenn sie das, was sie sehen, diagnostizieren und erklären. Im Grunde jammern sie immer nur, wie es sich für

Christen gehört.

Es gibt ein politisches Ziel über alle Parteigrenzen hinweg, das da lautet: Vollständige Verarmung und Sozialabbau dürfen nicht zu schnell über uns herfallen, so wie es uns jetzt nach dem Platzen der Spekulationsblase droht. Der Staat soll nun dafür sorgen, dass die Verarmung – im Sinne des guten alten Prinzips “Teile und Herrsche” – nicht zu viele Menschen auf einmal und schon gar nicht flächendeckend erfasst. Das Auge braucht Zeit, um sich an immer dunklere Zeiten zu assimilieren, damit wir uns auch wirklich nachhaltig an eine Kultur vollständiger Verarmung bis hin zur Unumkehrbarkeit gewöhnen. Der Mensch gewöhnt sich an alles, an jeden Dreck, der langsam wächst. Und das sinnlose Gequatsche um Mindestlohn und bedingungsloses Grundeinkommen ist zusätzlich Balsam für die Seele, damit die Gewöhnung leichter fällt. Die Nazis sind damals auch nicht mit der Tür ins Haus gefallen. Und so hängt sich die Linke scheinheilig an die SPD-Mindestlohnkampagne und macht diese zum zentralen Bestandteil ihres politischen Kampfes.

Damit keine Missverständnisse aufkommen: wir finden Gewohnheiten nicht schlimm; wir haben nichts gegen Frauen in der Politik. Nur werden sie durch Politik nicht besser und die Politik wird nicht besser durch sie. Und sie sind noch nicht einmal das kleinere Übel. Sie sind, wie hier und dort ein wenig Mindestlohn, einfach nur da. Wie die Männer schauen sie ungerührt zu, wie alles immer noch schlimmer wird. Wie gesagt, schlimm ist nicht die Gewohnheit, als vielmehr der Umstand, dass Menschen – Frauen und Männer – sich an jeden asozialen Dreck gewöhnen, der in der Politik durchaus ziemlich effektiv von Frauen veranstaltet wird, zumal dann, wenn sie sich, siehe SPD-Spitzenfrau Andrea Ypsilanti aus Hessen, so schön an sich selbst und ihrer Mission berauschen können. Zumindest tut Andrea Ypsilanti in der Sendung “Menschen bei Maischberger” so, als könne sie kein Wässerchen trüben – an Einfältigkeit nicht zu überbieten. (Vgl. MAS-FWW, KRK-FRM) Ja, sie glaubt an ihre SPD. Dabei hat die noch nie etwas, was sie sich vorgenommen hatte, zustande bekommen. Selbst dieses bisschen “Mehr Demokratie wagen” von Willy Brandt ist schnurstracks im Radikalenerlass gelandet, in einer Schnüffelpraxis ohnegleichen. Da muss unser Willy wohl im Vollrausch Politik gemacht haben. Ja, was der Alkohol so alles anrichtet.

Und ist es nicht so, dass die SPD in den Bundesländern, wo sie regierte, eine Schulreform nie hinbekam? Es ist wirklich nur noch peinlich. Da, wo die SPD regiert und regierte, lernen Schüler nachweislich weniger als zum Beispiel in Bayern, wo die böse CSU regiert. Und ab heute soll mit Frau XY... wieder einmal alles anders werden? Zusammen mit

den Linken? Sie hält uns in der Tat für blöd. Warum sollen wir ihrem hessischen Dialekt trauen? Wahrscheinlich weil Mathias Richling ihn in der Fernsehsendung "Scheibenwischer" so schön zu parodieren versteht. Dabei steigert sie sich zusammen mit ihren hessischen Genossen nur einmal mehr in einen Rausch hinein, so die Süddeutsche Zeitung vom 31.03.2008; wie damals unser aller Willy. Nur diesmal ganz ohne Drogen. Es steht zu befürchten, dass die ihren Scheiß tatsächlich bei klarem Verstand machen. Nunmehr ist der Kater da, nachdem die Zusammenarbeit mit den Linken an vier rechten SPD-Abweichlern gescheitert ist. Wie auch anders, soviel Einfalt musste einfach bestraft werden.

Was die Einfalt betrifft, sind auch Grüne und Linke – siehe "Europa" – ganz vorn mit dabei; die Linken haben in Bundestag und Bundesrat doch nur pro forma gegen den EU-Verfassungsvertrag von Lissabon gestimmt; sonst würden man sie als Oppositionspartei gar nicht erkennen. Einmal richtig in Regierungsverantwortung werden auch sie sich an das Reden über Europa so gewöhnt haben, dass sie jeder Vereinigung zustimmen, egal unter welcher Verfassung – im Einklang mit dem Bürger, denn der erträgt irgendwann das Politgeschwätz über Europa nicht mehr. Dann lieber Augen zu und durch; es wird alles schon irgendwie werden. Man glaubt aufgrund einer uneingestandenen Marktglaubigkeit: einer Systemkritik, die sich in mehr oder weniger Markt erschöpft, und deshalb zwanghaft, dass ökonomische Gründe eine zureichende Basis für den politischen Zusammenhalt von Europa sind. De facto soll der Markt alles richten. Das Soziale kommt dann irgendwie, z.B. durch Mindestlohn und bedingungsloses Grundeinkommen.

Kurzum, auch Europa ist ein Indiz dafür, dass die Linken ohne jedes funktionstüchtige Konzept einfach nur Politik machen wollen. Die systemstrukturellen Hintergründe sind ihnen egal. So wie ein Langzeitarbeitsloser einfach nur arbeiten will, egal was und unter welchen Bedingungen, so wollen sie mitregieren, mehr nicht. Von Analyse keine Spur; zu blöd, um Milch zu holen. Dort, wo etwas mehr Geld ist als anderswo, wie zur Zeit in Hamburg, wollen sie es ausgeben. Mehr können sie nicht. Müssen sie auch nicht; sie greifen einfach in die Haushaltstasse und zählen Geld. Ist nix drin, sagen sie nichts und machen auch nichts. Eher pissem die sich in die Hose.

5. Zur Verdrängung des alltäglichen Nahbereichs

Der ganze politische Dreck, den Politiker uns unaufhörlich zumuten, ist subjektivistisch vornehmlich auf ihre eigenen materiellen und mentalen *Bestandsinteressen* gepolt, um nicht zu sagen, gefühlsgesteuert. Also zurück zur *Theorie des Gefühls*. Der Gefühlsimpuls mag auf eine *Theoriebildung des einsamen Subjekts* verweisen; über den Objektbezug und die ihm inhärenten Erlebnisschichten der Vergangenheit ist das Gefühl jedoch der theorieträchtigen Entzifferung zugänglich, die das Subjekt unter Spannung setzt: *ich will mein entführtes Kind wiederhaben*. Das Gefühl verweist also über das einsame Erlebnis hinaus notwendig auf Außersubjektives, das mit dem am Gefühl klebenden Bestandsinteresse in Konflikt gerät, wiewohl dieser der Bearbeitung zugänglich ist, dazu überhaupt erst der Spannungszustand motiviert. Spannung muss nicht in Gewalt münden und dennoch passiert es unausgesetzt. Wir glauben, dass dabei die Verdrängung des alltäglichen Nahbereichs eine wesentliche Rolle spielt.

Schon wenn der Sozius, angestoßen durch das Gefühl, imaginativ vor sich hin monologisiert, sind durch *Vergangenheit kontaminierte Objektbezüge* im Spiel – ein Außen, auf das er sich bezieht, und sei es auch nur als Stichwortgeber für innere Wortgesänge. Einsame, emotional-reaktive Gesänge brauchen und wollen das Soziale durchaus; das heißt, der Gefühlsimpuls ergießt sich notwendig – ob nun alles pathologisierend oder nicht – in einen intersubjektiven Kontext theoriebildender Projektion und Versachlichung, an der dann – das Sozialstrukturelle begründend – mindestens zwei Menschen beteiligt sind: *du erinnerst mich an meinen autoritären Lehrer. Was sagst du dazu?*

Ohne ein reales Außen laufen sich im inneren Monolog Entzifferungsvorgänge heiß; ziellos drehen sie sich dort im Kreis. Konstruktive Entzifferungsvorgänge sind erst im *Sozialstrukturellen*, in Rede und Gegenrede mit mindestens zwei wirklichen und gleichberechtigten, mithin nicht nur imaginären Teilnehmern möglich – auf wesentlich andere Weise, als dies über ein einsames, vor sich hin monologisierendes Subjekt vor sich ginge. Dieses bliebe ohne realen Sozialbezug, bei dem der andere nicht nur als Stichwortgeber eine Rolle spielt, im Imaginären gefangen. Es nähme Sozialstrukturelles vorweg; mauerte dieses gleichsam in sich ein. Imaginativ-intersubjektivistisch alles pathologisierend suchte es in “einsamen”, wir sagen: zwanghaft-krankhaften Projektionen sein Heil, die sich in performativer Einstellung von einem Außen nicht korrigieren lassen. (Vgl. E5) Derart krankhafte Projektionen mögen – wie sollten sie nicht? – immerzu auf ein Außen drängen, es bedrängen, die-

ses aber nicht als wirklichen oder gleichberechtigten Teilnehmer akzeptieren. Um nicht zu sagen, die Projektion, die sich – siehe Oettinger oder Koch – dem Außen nicht öffnet, bräuchte eine kommunikative Metaebene, die hilft: einen Therapeuten, der aus einer quasi-neutralen Beobachterperspektive heraus nicht unmittelbar involviert ist.

Bei Roland Koch kommt die beratungsresistente Störung ganz besonders gut zum Ausdruck: er setzt Gefühlsimpulse tatsachenfetischisierend, sprich: unmittelbar und rechtspositivistisch, in (politisches) Handeln um, und zwar kurzschlüssig auf der Basis gleichwohl *gefühlsverdrängender Theoriebildung*: *so seht doch, wie brutal sie sind; wir brauchen ein schärferes Jugendstrafrecht*. Mit Theoriebildung haben wir es immer zu tun, auch bei Koch, fragt sich nur, mit welcher. Ihm ist ein kurzschlüssiges Verständnis von Theoriebildung inhärent: Theorie geht unmittelbar in Wahrnehmung auf, das heißt, der soziale Soll-Zustand ist unmittelbar im sozialen Ist-Zustand verifiziert.

5.1 Verschiebung des Gefühls im Objektbezug

Wir erinnern uns: im Kontext von Theoriebildung herrschen Gefühlsverdrängungen vor, indes im Falle einsamer und beratungsresistenter Projektionen auf der Basis von Konstrukten, die in der bloßen Tatsache aufgehen. Wir wollen von einem sozialen Kontext sprechen, der Quasi-Theorien erzeugt, keine Theorien, die iterativ erzeugt und immer wieder aufs neue überprüft würden, wie dies in einem intersubjektiven Kontext mit gleichberechtigten Teilnehmern unvermeidlich wäre.

Kurzum, der Gefühlsimpuls drängt auf nicht diskutierbare Kurzschlusskonstrukte, wenn Tatsachen für sich selbst sprechen. Theorien gehen mit Tatsachen: *so seht doch, wie brutal sie sind*, die videobewaffnet ins Auge springen, zusammen; sie sind zu akzeptieren und stehen als Ergebnisse nicht zur Debatte. Dem Ist-Zustand entspringt der Soll-Zustand unmittelbar, schlimmer, dieser wird nur als gesund empfunden, wenn er mit jenem identisch ist, mit der Folge, dass gedankliche Operationen sozialer Theoriebildung ausdünnen und mit ihnen solche Gefühlsimpulse, die – dem Nahbereich zugewandt – immerzu überprüft werden wollen. Soziale Sachverhalte, die immerzu überprüft werden, gehen immer wieder gefühlsträchtig durch das Subjekt hindurch und bleiben sich deshalb nicht gleich. Das heißt, permanente kommunikative Überprüfungen gehen im Tatsachenfetisch – im Laufrad des Immergleichen: Immer-schon-so-Seienden – nicht auf. Hier ist das Gefühl als Impulsgeber sozialer Theoriebildung – orientiert am vielgestaltigen Nahbereich – unerwünscht. Dieser fällt daher der Verdrängung anheim. Denn es gibt, genau genommen, keine Verdrängung des Gefühls (so wie es – analog dazu – auch keine Theorie des einsamen Gefühls gibt),

sondern eine Verschiebung des Gefühls im Objektbezug und zwar weg vom alltäglichen Nahbereich hin zu einem Objekt der Verheißung im Huldigungswahn: hin zu einem Gefühl unendlicher Sehnsucht, unendlich deshalb, weil der für Verheißung stehende Objektbezug für das Subjekt ohne praktische Bedeutung, nicht unmittelbar einklagbar ist.

Das Gefühl kommt ohne Objektbezug nicht aus; und dieser ist sogar primär. Nicht das Gefühl: die Fähigkeit zu fühlen, wird verdrängt, sondern der alltägliche Nahbereich zusammen mit den ihm inhärenten Erlebnisschichten der Vergangenheit. Diese ist den Dingen des Alltags inhärent; die Dinge des Nahbereichs gerinnen – ohne Vergangenheit – zu toten, belanglosen Sachen. Da, wo vom Nahbereich die Rede ist, wird er auf ein Piedestal gehoben: *mein Kind soll es mal besser haben*. Mit anderen Worten: man ordnet der Verheißung, die man in der Zukunft des Kindes verborgen sieht, alles unter. Was das Kind will, ist nicht interessant. Sein Nahbereich ist belanglos. (Vgl. Einleitung, S. 19)

Die Verdrängung des Nahbereichs beschwört bisweilen große mentale Verwüstungen herauf, wenn Gefühlsimpulse im sozialen Nahbereich keine Projektionsoberfläche mehr finden, obwohl sie ihm unausgesetzt entspringen, mit der Gefahr, dass Spannungen einer konstruktiven Bearbeitung immer weniger zugänglich sind. Gefühle verschwinden aber nicht. Sie bleiben irgendwo; sie beschreiten, auf den ersten Blick völlig unverdächtig, den Weg unendlicher Sehnsucht, indem sie – den Nahbereich immerzu diskriminierend – sich Objekten der Verheißung auftragen, die sich dann durch Kritik nicht mehr ankränkeln lassen, nicht in der Lage, sich dem theoriebildenden Kontext kommunikativer Überprüfung zu öffnen. Es sind überdies Theorien, die es ablehnen, sich der Metaebene theoriebildender Entzifferung sozialer Beziehungen zu öffnen – *wie ist es um unsere Beziehung bestellt?* – und die wir deshalb auf Kurzschluss drängende Quasi-Theorien nennen. Es sind keine richtigen Theorien, denn sie dünken sich faktisch nicht als Teil sozialer Strukturen des alltäglichen Nahbereichs; sie wähnen sich außen vor, darüber stehend, nicht als Teil eines sozialen Prozesses, um zusammen mit diesem sich notwendigen Veränderungen zu öffnen. In diesem teilnahmslosen Kontext glaubt, verehrt und huldigt der Sozius ohne Unterlass. Werden diesbezügliche Gefühle (unendlicher Sehnsucht) durch negative Gefühlsimpulse: *einen Objektbezug aus dem Nahbereich, der nicht ins Bild passt*, unterbrochen, kommt Panik auf: der Sozius ist dem *Wechselbad gefühlsträchtiger als auch gefühlsverdrängender Entzifferung* nicht gewachsen. Hier öffnet sich das Tor zur Gewalt im Gut-Böse-Schema, einer ist schuld an meinem schlechten Gefühl! Hinzu kommt, in diesem Schema wähnt die gefühlselfetischisierende Verheißung den alltäglichen Nahbereich von sich abhängig. Dieser hat sich also zu benehmen, da-

mit wir und die Welt der Verheißung zuteil werden können. Alle Religionen dieser Welt, insbesondere der Islam und das Christentum, wissen Lieder davon zu singen. Ja, und exakt an dieser Stelle haben wir es, so glauben wir, mit einem nicht unwesentlichen Einfallstor für psychische Störungen zu tun, die, bevor sie medizinisch indizierbar werden, den Weg der Gewalt suchen und finden, um sich zugleich in der Gewalt und der mit ihr notwendig korrespondierenden Gut-Böse-Litanei zu verstecken. Was waren die Menschen erleichtert, als der Erste Weltkrieg ausbrach und die nach Innen aufgestaute Welt (imaginative Intersubjektivität) nach außen in Gewalt münden konnte, in einer Phase, in der Menschen ihre Mundwerkzeuge bewegten, sich aber füreinander nicht interessierten.

Heute ist allgemein anerkannt: wir haben den Ersten Weltkrieg einer Massenpsychose zu verdanken. Ein Satz, der damals nur Kopfschütteln nach sich gezogen hätte. In so einem quasi-psychotischen Kontext hat der menschliche Nahbereich nicht die Spur einer Chance mehr, anders als diskriminierend wahrgenommen zu werden.

Analog dazu glauben wir, dass Gewalt und Psychose zwei Seiten ein und derselben Medaille sind, und sagen dem entsprechend: den Einsatz der Bundeswehr im Inneren zu fordern, ist krank und gemeingefährlich. Und das alles, weil das Naheliegende – einzelne Menschen – immer nur diskriminierend oder, was auf dasselbe hinausläuft, rühselig in den Blick gerät (siehe das Beispiel Oettinger).

Wozu auch ein Gefühl, das unmittelbar auf den alltäglichen Nahbereich verweist? Obwohl er allgegenwärtig ist. Wie ihm nicht entrinnen? Ihm nicht zu entrinnen, brächte den ängstlichen Sozius in die Verlegenheit, in sich hinein zu schauen, um immer wieder noch mal Gefühle mit Entzifferungsvorgängen zu belasten. Er sähe sich im Sinne der *Recherche* von Proust mit vergangenen Erlebnisschichten konfrontiert, die Gefühlsimpulse notwendig mit sich bringen. Unentwegt klopfen sie an die Tore der Gegenwart und drängen zugleich auf vergangenheitsbezogene Entzifferung der Gegenwart; der gegenwärtige Nahbereich ist mit ihnen kontaminiert, die eigene Existenz mit vergangenen Erlebnisschichten (die in den alltäglichen Dingen aufbewahrt sind), und das heißt, oh Schreck, immer auch mit negativen Gefühlen. Durch die Vergangenheit hindurch lauern sie unentwegt. Kommunikation ja – aber sie darf nicht peinlich berühren und schon gar nicht weh tun.

Dann lieber die gefühlsbezogene Vergangenheit vom gegenwärtig Intersubjektiven trennen. Zu diesem Zweck versieht man Gefühle mit dem Makel des Irrationalen, dort, wo sich der Impuls und mit ihm der Nahbereich (ungefragt) aufdrängen, zumal wenn er bereit ist, sich der Entzifferung zu öffnen. Dann lieber den iterativen Vorgang kommuniki-

kativer Überprüfung im Leeren immergleicher Tatsachen kreisen lassen, bis zu einem Punkt, wo sogar der nach Orientierung lechzende Bürger – immerzu auf leichte Antworten für seine prekäre Situation erpicht – den Stammtischfetischisten im Laufrad des Immergeleichen nicht mehr erträgt: die videobewaffneten Tatsachen (*so seht doch, wie brutal sie sind; wir brauchen ein schärferes Jugendstrafrecht*), wie sie Ministerpräsident Roland Koch gebetsmühlenhaft wie Sauerbier im hessischen Wahlkampf anpries. Und dann wurde er – verkehrte Welt – nicht mehr gewählt. Was nicht heißt, dass der widerborstige Wähler auch nur das geringste begriffen haben muss. Wie die Parteien irrt er immer orientierungsloser umher. Heute so, morgen wieder anders. Nur auf eines können wir uns verlassen: auf zunehmende Aggressivität und Gewaltbereitschaft.

Ein konstruktiv gefühlsverarbeitender Kreislauf wäre zwar auch ein gefühlsverdrängender, aber nicht unbedingt einhergehend mit einer Verdrängung des Objektbezugs des Gefühls weg vom alltäglichen Nahbereich, sondern nur im Sinne von nachlassender Gefühlsintensität. Außerdem bliebe der Kreislauf sich nicht gleich: der soziale Sachverhalt, der immerzu wieder durch das Subjekt hindurchgeht. Und Gefühle kämen dabei – wie nervig – immer wieder aufs Neue ins Spiel, um immer wieder der gefühlsverdrängenden Entzifferung zu harren. Die Alternative dazu wäre menschenverachtende *Ausgrenzung* als Ursache und Folge einer Projektion, die sich auf Objekte bloßer Verheißung bezieht, sich gemein macht mit der unendlichen Verlängerung des Gefühls in die Zukunft, dazu verurteilt, geträumt oder phantasiert zu werden, sich letztendlich einzumauern, zu versteinern zu rühseligem Kitsch, dem sozialen Nahbereich abgewandt. Der Kitsch ist rühselig und imaginativ – sprich: ausgrenzend – zugleich. Im Nahbereich ist der zu Kitsch aufgelegte Sozius immerzu bemüht, sich vor seinen eigenen Gefühlen und denen seiner Mitmenschen, genauer: vor ihrem Nahbereichsbezug, in Sicherheit zu bringen, indem er Entzifferungsvorgänge auf die versachlichende Ebene bloßer Tatsachenfeststellungen beschränkt. Dann haben wir es mit folgendem *Objektbezug des Gefühls* zu tun: Gefühlsfetisch (Kitsch, Rühseligkeit) und Tatsachenfetisch kommen ohneinander nicht aus, sie existieren komplementär zueinander, bedingen sich als zwei Seiten ein und derselben Medaille. Wobei im Fetisch der Hase im Pfeffer liegt, mithilfe des Fetischs sucht und findet das Gefühl seinen Objektbezug in der Tatsache, es drängt auf Bewegungsunfähigkeit, auf Identität von Innen (Gefühl) und Außen, mit einem Wort: Metaphysik; wobei der *Glaube an Überirdisches* nur symptomatisch ist, während die tiefere Ursache metaphysischen Denkens in der Tatsachen- und Gefühlssucht begründet liegt.

Wie sollte der Gefühlsfetischist auch nicht tatsachensüchtig sein?

Schließlich geht's ihm schlecht; ihn quälende Tatsachen springen ihm unentwegt ins Auge. Er fühlt sich von ihnen bedrängt. Er will sich mit aller Macht von ihnen lösen, sich erlösen (lassen). Sie sind ihm der alltägliche Beweis, dass der Mensch schlecht ist. Sie begründen Ausgrenzung unmittelbar. Diese beginnt nicht erst mit dem bloßen Faktum eines verweigerten Rechtsanspruchs (auf was auch immer). Schlimmer: der gefühls- und tatsachenhunggrige Sozius hat in seinem Bedürfnis nach Erlösung (von schmerzlichen Tatsachen) einen sehr großen, wir glauben sogar, den entscheidenden Anteil an seiner eigenen Ausgrenzung – bis zu einem Punkt, wo er sich lustvoll – sado-masochistisch – auf sie einlässt. Von der konkreten Rede und Gegenrede im Nahbereich zwischen *gleichberechtigten Teilnehmern* abgetrennt, verurteilt der Fetisch sich und andere gewaltträchtig dazu, Gefühlsimpulse nach innen, in eine imaginäre, bisweilen lustbesetzte Intersubjektivität sich ergießen zu lassen, geheime innere Welten zu bauen, die keinen etwas angehen, zuweilen – oh Fritzl von Amstetten, ich hör dir trapsen! – tiefe Kerker ohne Verbindung zur realen Welt. Der Weg nach außen ist verschlossen, man glaubt es nicht, unter den unwürdigsten Bedingungen. Doch was ist so unglaublich? Dass noch unter unwürdigsten Bedingungen – im Kerker, unter Vergewaltigungsbedingungen – Gefühle gelebt werden, die aus dem Nahbereich wachsen. Der Kerker als menschlicher Nahbereich?, in dem menschliche Gefühle gelebt werden wollen und tatsächlich auch gelebt werden? Nicht vorstellbar.

Wir wissen aber, dass dem so ist. Wo man hinsieht, imaginäre Kerker, dort, wo der Sozius sich frei macht von Gefühlen, die sich transparent einem realen Außen, dem alltäglichen Nahbereich, auftragen, um der intersubjektiven Entzifferung zu harren – in Rede und Gegenrede unter gleichberechtigten Partnern. Der Nahbereich geht in der Kommunikation nicht auf, wenn im Nahbereich sprachgestützter Intersubjektivität Gefühle, frei nach Kant und koste es, was es wolle, nur schön sein dürfen. Der gefühlssüchtige Sozius verschließt sich kommunikativer Überprüfungen, die, wollen sie von Substanz getragen sein, immer auch mal weh tun oder unbequem sind. Also weg mit dir; ab in den Kerker, Beine breit und kein falsches Wort.

Nicht dass Nahbereichsverklemmungen Verifikationen des sozialen Kontextes für überflüssig hielten. Freilich gerinnen diese – nach dem naturwissenschaftlichen Theoriemodell – zum bloßen Lippenbekenntnis. Das (soziale) Opfer hat keine Wahl: die Fragen werden in einem Kontext gestellt, der ihm die Antwort buchstäblich in den Mund legt. Das *naturwissenschaftliche* Experiment, das naturgemäß viel gradliniger auf eindeutige Ergebnisse abonniert ist, kommt, anders als das *soziale* Experiment mit all seinen Unwägbarkeiten, in der Tat ohne Gefühle aus, die

natürlich da sind, nur eben nicht greif- und begreifbar über den Wolken. Dort sind sie wahrlich gut aufgehoben. Derweil wähnt man das physikalische Erkenntnisobjekt – ganz naheliegend – vollständig außerhalb des und unabhängig vom Innenleben des erkennenden Menschen angesiedelt. Der Naturwissenschaftler muss hier nichts sehen, was er im Zusammenhang mit seinem (von vergangenen Erlebnisschichten getragenen) Innenleben der Überprüfung für wert erachten müsste. Daher sind Naturwissenschaftler – wir zählen Volkswirte dazu – viel häufiger soziale Analphabeten: die physische Sache spricht, fühlt und antwortet nicht; schweigend lässt sie sich bis hin zum Missbrauch traktieren, um geheime, gleichsam unzerstörbare Innenwelten zu beleben, das, was der Spießer bisweilen ins *Abgründige* mutiert sieht, das zum Bösen verführt. Wie der Kerker, so hat für uns das Abgründige nichts Geheimnisvolles an sich. Es verweist – frei nach Adornos *Dialektik der Aufklärung* (ADT-DDA) – auf der Grundlage kommunikativer Störungen auf Missbrauch (der Natur) und die Fähigkeit zur Vergewaltigung und zwar aus der Unfähigkeit heraus, Gefühl und Nahbereich konstruktiv und transparent in Einklang zu bringen. Nicht einfach, wohl wahr. Aber das Leben im Kerker ist nicht weniger schwierig: auch Missbrauch muss – nicht weniger komplex wie sein Gegenteil: Kommunikation zwischen gleichberechtigten Teilnehmern – jeden Tag aufs neue eingeübt werden. Wir erleben das jeden Tag bei Politikern wie Wolfgang Clement, aber weiß Gott nicht nur bei ihm. Bei ihm ist nur immer weniger zu übersehen, dass er ausgerechnet die Menschen, mit denen er (in Talkshows) redet, gar nicht braucht. Er glaubt ihre Antworten zu kennen. Er legt sie ihnen in den Mund. Sie sind in ihm gleichsam eingemauert. Imaginativ. Und wir Dummerchen – wir antworten ihm, höflich wie wir sind, wohl wissend: wenn Clement mit jemandem redet, redet er mit sich selbst. Wir nennen so etwas Wahrnehmungsgestört: der Störung ist die Existenz ihres Gegenüber egal. Sie nimmt den anderen nicht *wahr*.

Wesentlich an der Störung ist, dass sie zwischen natur- und sozialwissenschaftlicher Theoriebildung nicht explizit zu unterscheiden versteht. Wir wollen es genauer formulieren: dort, wo der Wissenschaftstheoretiker (Philosoph) von solch einer Differenz spricht, weiß er diese nicht zureichend zu spezifizieren. Eine solche Spezifikation ist auf der rein sachlichen Ebene – ohne Bezug zum Innenleben des Wissenschaftstheoretikers – nicht möglich. Das Defizit ist nicht so sehr eine Sache der Erkenntnis (wäre zu schön, um wahr zu sein), als vielmehr struktureller Natur im Innen-Außen-Mechanismus: Ohne Bezug zum Innenleben wird der Gefühlsimpuls uneingestanden verleugnet: zu Kitsch verröhrt – nicht im Sinne eines analysierbaren Substrats.

Auch wenn der Gefühlsimpuls für sich allein genommen sich jegli-

cher Analyse entzieht, so ist im Objektbezug dennoch der praktische Einfluss wesentlich, den die Nahbereichsverdrängung auf die soziale Praxis nimmt: In dieser ist etwas anderes als elegische Huldigung kaum mehr möglich (bisweilen angereichert im Gestus innerer Zerrissenheit, weil der Nahbereich immerzu nervt), um Gefühle zu leben, bzw. diese mit einem Außen zu verbinden (Herstellung des Objektbezugs). Sie bleiben immer irgendwo und sei es, dass der Objekt- oder besser, der Sozialbezug zur *großen Liebe* oder zum *großen Gefühl* gerinnt, buchstäblich ohne Worte.

Nicht nur dass die “große Liebe” auf klischeeträchtigen und rührseligen Kitsch verweist. Ein so geliebter Mensch versteht so etwas instinktiv als Drohung, noch ehe die Eitelkeit sich einzustehen weiß, dass die Fallhöhe zu groß ist; sie merkt es, wenn die große Liebe alltagsfadem geworden ist. Das bleibt nicht aus, denn der alltägliche Nahbereich löst sich ja nicht in Nichts auf, nur weil er diskriminiert wird und der Sozius nicht in der Lage ist, ein Verhältnis zu ihm zu bekommen. Na, und weil er immerzu klopft, will der Sozius auf der Ebene des Missbrauchs sich wenigstens von ihm bedienen lassen; also ab in den Kerker. Und das, weil Innenwelten einen konstruktiven Zugang zur Außenwelt nicht suchen und dann natürlich auch nicht finden. Zu anstrengend. Innen und Außen liegen belanglos nebeneinander – ohne Bezug. Der Nahbereich verändert sein Gesicht; die Dinge des Alltags – auch Menschen – gerinnen zu bloßen Sachen, dazu verurteilt, missbraucht zu werden. Das Subjekt-Objekt-Verhältnis – es ist ganz und gar nicht als erledigt zu betrachten, es sei denn, man sieht es – rationalisierungswahnwitzig – durch die Brille der Erkenntnis, bzw. der Vernunft und nicht als das, wofür es wesentlich steht: für soziale und politische Probleme. Marx würde sagen: für Klassenkampf.

In der Politik springen liebeskranke Störungen geradezu ins Auge: Barack Obama weiß gar nicht, was er anrichtet, wenn er im US-Wahlkampf den Traum seiner großen Liebe zu Amerika, zum amerikanischen Volk, beschwört, das es in Wirklichkeit gar nicht gibt, das es aber geben muss, damit alles möglich wird, was seine Phantasie – seine geheime Welt – sich so ausdenkt. Wir empfinden ihn schon jetzt als Drohung, noch ehe er Präsident der USA geworden ist, zumal er gar nicht wissen will, auf welchem Pulverfass er Politik macht. Ein Pulverfass, das die Amerikaner federführend produzieren und – mit kleinen Unterbrechungen – immerzu weiter produzieren, schon weil so etwas wie “Volk” nichts weiter ist als reiner Mythos. Obama macht Politik auf der Basis einer Fiktion, schlimmer, eines Märchens, an das er, so steht zu befürchten, glaubt. Das geht vorhersehbar schief. Schuld sind dann immer nur die Miesmacher, die nicht glauben, vielmehr alles ganz ge-

nau wissen wollen. Unter Linken sind es die Verräter, die im Arbeiter nicht nur das Opfer, sondern auch den Täter sehen können. Wenn die Amerikaner eines eint, dann dies: sie sind zutiefst gestört, weitaus mehr als Europäer oder Asiaten, zumal diese viel mehr wissen über ihre prekären Vergangenheiten. Für sie gibt es viel weniger zu bejubeln oder zu behuldigen. Der Japaner, er verdrängt lieber ganz und gar, aber eines tut er nicht: beschönigen, wenn er nicht umhin kommt, Vergangenheit wahrzunehmen. Barack Obama glaubt, dass die USA sich für nichts zu entschuldigen haben, denn sie wollen stets das Gute: im Irak, in Afghanistan. Das müssen wir ihnen glauben. Welch ein sonniges Gemüt. Auch ist Folter kein Verbrechen gegen die Menschlichkeit, sondern ein Fehler, vor allem schlecht fürs Image. Kein Grund in sich hineinzuschauen. Dafür redet der Amerikaner sich seinen Völkermord an Indianern und in Vietnam schön. Er weiß viel weniger nicht nur über andere Länder, sondern vor allem weitaus weniger über sich selbst; er weiß nicht, dass das eine das andere voraussetzt, man sich für sich selbst interessieren muss, um über andere etwas erfahren zu können und umgekehrt. Diese Ignoranz macht ihn zu einer tickenden Zeitbombe. Die Lunten legt er überall selbst aus. Nur zünden tut er sie nicht selbst, denn dafür hat er überall auf der Welt seine "Freunde" herangezüchtet – nach dem Modell des *guten Schwarzen* und *guten Indianers*. Die fackeln dann die Welt ab, während er selbst sich als Feuerwehr profiliert. Dass dem so ist, hat im amerikanischen Traum auch eines Obama keinen Platz. Ihm zufolge ist der amerikanische Krieger im Irak ein guter Junge, der sich hat irreleiten lassen und nun – trief, trief! – den Weg nach Hause nicht mehr findet. Um sich einzustehen, dass der amerikanische Bürger auch ohne Krieg eine tickende Zeitbombe ist, besitzt Obama – wie alle Politiker – zu wenig soziale Kompetenz. Mit ein bisschen Fürsorgementalität: ein paar Rühseligkeiten für die Armen, ein Dollar hierhin, ein weiterer dorthin, ist es weiß Gott nicht getan. Nach Obamas einheitsbeschwörendem Politikverständnis sind alle Amerikaner eine einzige große Familie, in der – wie in jeder netten Familie üblich – auch mal heftig gestritten wird. Diesem Verständnis zufolge verübt US-Präsident Bush keine Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Nein, er macht Fehler, die er, Obama, korrigieren will. Dafür möchte er nun Präsident werden. Was für eine rührende Tellerwäschergeschichte.

Nach unserem Verständnis sind schon *Träume* oder das, was man *Visionen* nennt, gefährlich. Für Träume kann sich keiner etwas kaufen. Sie sind nicht einklagbar wie das Recht auf körperliche Unversehrtheit. Sie wecken Hoffnungen und verfehlten anschließend im Hochgefühl des Huldigungswahns doch nur den sozialen Realitätsbezug, zumal

wenn sie die Macht auf ihrer Seite wissen oder auch nur wähnen, denn tatsächlich liegt die Macht nicht beim Präsidenten der USA. Das wissen die, die Obamas Wahlkampf finanzieren – Steigbügelhalter zukünftiger Katastrophen – ganz gewiss.

Gefühle auf der Basis von Huldigungsvorgängen mögen im sprachlich gestützten intersubjektiven Kontext des alltäglichen Nahbereichs ohne Belang sein. Dennoch spielen Gefühlsintensitäten dort eine hervorragende Rolle: Wenn es – dem alltäglichen Nahbereich ganz und gar abgewandt – nichts zu behuldigen gibt, suchen sie sich ihre Objekte, ihre Führer, um das einfältige Gemüt zu beleben bis hinein in den Intimbereich. Ohne Objekt, auf das Gefühle sich auftragen, dem sie sich verschreiben können, tickt der Sozius auch schon mal aus und schießt z.B. in Schulen wild um sich. Ein charismatischer Führer schafft da Abhilfe. Die Deutschen bekamen einen hoch, wenn sie nur an ihren Führer dachten. Fast möchte man meinen, Objekte der Huldigung stehen für die unendliche Verlängerung der Erektion auf eine Zukunftsverheißung hin. Natürlich beruhigen Gemüter sich hin und wieder – man kann schließlich nicht unentwegt brüllen – und finden dann auch mal die Muße, tränennass nach oben zu schauen, gen Papst, zum Volk oder zur Arbeiterbewegung, um dann auf irgend welche Signale zu reagieren (vgl. D2, D3), den Nahbereich vollständig ignorierend: *die Arbeiterbewegung ist alles, der einzelne nichts! Völker, hört die Signale!* Wir nennen so etwas gestört. Das Hochgefühl ist in reiner Ausprägung – realitäts- und beratungsresistent – von jeglicher profanen Gefühlbezo- genheit gereinigt. Auch wenn es sich mal heruntergefahren sieht, sieht sich der alltägliche Nahbereich durch Objektbezüge der Verheißung immer wieder verdrängt und diskriminiert und mit ihm einfache politische Zusammenhänge: der Sozius muss sich durch die sozialpolitische Realität weder involviert fühlen noch involvieren lassen. Er muss seine Existenz mit dem Hunger in der Welt nicht verknüpft sehen, auch nicht die Ausgrenzung seiner eigenen Kinder; nicht einmal, wenn diese zugrunde gingen. Dann jault er nur herum. Wieso ich?! Ebenso wenig musste er sich verantwortlich fühlen, als Juden unter den Nazis abgeführt und ermordet wurden. Um das hinzukriegen, hält er zahllose Abwehrtechniken bereit. Die wirksamste ist Schweigen, gar nichts machen, wegsehen bis hin zum vollständigen Rückzug. Wieso auch nicht? Schuld ist schließlich immer der andere, im Zweifel das Opfer selbst.

5.2 Imaginative Intersubjektivität

Nicht dass der Nahbereich keine Rolle spielen würde. Er klopft ja durch die Vergangenheit hindurch unentwegt an die Tore der Gegenwart. Nur verschafft er sich – mit Vergangenheit im Gepäck – kein Gehör. Die Tore bleiben verschlossen. Vor allem spielt er immer dann keine Rolle, wenn's drauf ankommt, wenn Gefahr ist im Verzug: wenn ungeratene Gefühle drohen und der Entzifferung harren. Zuweilen klopft die Vergangenheit des Nahbereichs so hartnäckig, dass zivilisierte Diskriminierungen, ja selbst Totschweigen nicht weiterhelfen; dann reagiert der ängstliche und überforderte Sozius auch schon mal mit cholerischen Abwehrreaktionen oder Hysterie. Er will Gegenwart, sonst nichts – von jeglicher Vergangenheit gereinigt. Und dennoch hört diese aus dem Nahbereich heraus nicht auf, immerzu weiter zu klopfen. Freud würde sagen, die Übertragung misslingt. Zumaldest missverständlich, diese Aussage. Wie sollten Projektionen misslingen, wo sie doch allgegenwärtig sind? Fragt sich nur, ob sie korrigierbar sind, das heißt, sich der kommunikativen Überprüfung öffnen. Das tun sie nicht, wenn sie wiederum, sozusagen sich selbst verdoppelnd, auf eine Superprojektion verweisen, von der alle anderen abhängen, zum Beispiel auf Mama und Papa, sprich: Ödipus.

Tatsächlich sind Projektionen das Salz in der Suppe. Richtig ist, dass der Sozius ohne projektonsträchtige Erlebnisschichten der Vergangenheit geistig und seelisch tot ist. Die Dinge um ihn herum, die er anfasst, wären tot. Bisweilen stellen sie sich tot, um zu überleben, wenn sie an gefasst werden. Dennoch fühlt er, ob er will oder nicht, die Welt durch die Vergangenheit hindurch noch dort, wo er sich an nichts erinnern kann oder erinnern will. Wenn er über die Welt spricht, spricht er durch seine Vergangenheit hindurch, das heißt, er spricht über sich selbst – auch ohne Blick in sich hinein. Mit anderen Worten, die Welt wird erst durch die Vergangenheit hindurch beweglich, vielfältig, farbig und lebendig. Doch ist es gerade die Lebendigkeit (im Nahbereich), wovor sich die Störung fürchtet. Sie will eine tote Welt, eine vollständig entschlüsselbare Welt, eine Welt, die im Rationalisierungswahn aufgeht, in der nur das Unvermeidliche vorgesehen ist und ein Tag ist wie der andere. Kurzum, sie will Weltflucht, auf dass jenseitige Welten über den Wolken leben.

Lebendigkeit verträgt sich nicht mit einem Rationalisierungswahn, der sich nur in der Welt einsamer Tatsachen wohlfühlt, die – sie gleichsam verdoppelnd – unentwegt empirisch bewahrheitet sein wollen, noch dort, wo Empirie allein nicht weiterhilft aufgrund des retrospektiven

Charakters sozialer Theoriebildung. Wo man hinguckt, lässt die Politik sinnlose Expertenkommissionen wie Pilze aus dem Boden wachsen, die selbstverständlich alle auf der Basis empirischer Forschungsprojekte noch dort, ja gerade dort arbeiten, wo es auf der Hand liegt, dass und wie sich etwas ändern muss. De facto interessieren Empirie und Expertenkommissionen nicht. Allein, sie werden von der Störung gebraucht, auf dass diese mit sich und ihren Gefühlen allein und ungestört bleibt.

Allein sein mit sich und seiner Welt ist auch das, was der Joseph Fritzl aus dem niederösterreichischen Amstetten gebraucht hat. Die Störung meidet den lebendigen und deshalb immer wieder unvorhersehbaren Gefühlseinbruch von außen, der das geheime Gefühlsleben: den rücksichtslosen Genuss im Alleinsein, stört. Fasst man das Menschsein als Systemzustand auf, dann interpretiert die Störung die Existenz des Unwägbaren als “destruktiven Systemzustand”, zumal dann, wenn sie sich der Nötigung zur Kommunikation nicht mehr zu entziehen vermag. (DEW-SLH, S. 183 – 188) Dann wird's auch schon mal gewalttätig: alles andere als ein Ansporn zur Kommunikation, lässt sich das schlechte Gefühl prächtig gegen die *Nötigung zur Kommunikation* instrumentalisieren. Oder es wird, wenn der Weg der Gewalt versperrt ist, unerträglich rühselig und kitschig: es findet die berühmte Verschiebung des Gefühls im Objektbezug statt hin zu rühseligem Kitsch, um sich einer kritischen Prüfung im intersubjektiven Kontext des alltäglichen Nahbereichs nicht öffnen zu müssen – frei nach dem Motto: *ich verdanke dir, was ich bin, meine Karriere, mein wissenschaftliches Werk, was du willst. Ja, ich widme dir mein ganzes Werk; aber komm mir doch bitte in Situationen, die du für wichtig und entscheidend hältst, nicht zu nah.*

Der ängstliche Sozius vermeidet nur aus vermeintlich guten Gründen – de facto aus dem subjektiven und gefühlsintensiven Bestandsinteresse heraus – jeden ihm unwägbaren, ja unbekannten sozialen Kontext. Schlimmer noch als jede noch so imaginative Gefangenschaft, in der das einsame Subjekt still vor sich hin monologisiert, gibt es gleichsam eine solche im intersubjektiven Kontext, wenn der Sozius zu ängstlich ist, sich Unwägbarkeiten, dem Unvorhergesehenen zu öffnen, um, wie Proust am Ende seiner *Recherche* anmerkt, wirkliche Glücksmomente zu finden, die nicht einfach nur geplant oder *nur gemacht* sind. Im intersubjektiven Kontext des Immergleichen versiegen Glück und Neugier, das Sich-wundern-können. Mit jemandem zu reden ist so, als redete man mit sich selbst. Hier feiert der Rationalisierungswahn die fröhlichsten Urständ, in einer quasi-imaginativen Gefangenschaft ohne wirkliche Rede und Gegenrede. Die sind bis in kleinste Textbausteine vorhersehbar mit der Folge, dass der ängstliche Sozius sein Innenleben mit dem

Sozialstrukturellen kurzschießt. Im Rationalisierungswahn hält er kurzschießig eine metaphysikträchtige Identität zwischen Innen und Außen für wahr. Ein beweglicher Abstand zwischen Innen und Außen, zwischen Subjekt und den Strukturen, in die es involviert, ist nicht vorgesehen. Die Tatsache, die dem Sozius ins Auge springt, sorgt nach dem naturwissenschaftlichen Theoriemodell für Berechenbarkeit. So muss er seine asoziale Schand⁷ nicht für *wahr* nehmen. Exakt in diesem Sinne ist unsere Gesellschaft krank – durch die Psyche des Sozius hindurch, in der sich das Sozialstrukturelle in Gestalt vergangener Erlebnisschichten wie auch immer abbildet, freilich zum Leidwesen der kranken Psyche niemals im Sinne einer Innen-Außen-Identität.

Die Störung wähnt nur eine solche Identität, selbst dort, wo sie sagt, dass es eine solche nicht gäbe. Unentwegt spricht man davon, die Subjekt-Objekt-Problematik sei philosophisch erledigt, mithin nur mehr ein Scheinproblem, ohne wahrhaben zu wollen, dass diese unter der Hand immerzu weiter antagonistisch fortlebt, wie gesagt, durch die Störung hindurch, man könnte auch sagen: sie lebt sich uneingestanden dualistisch oder antagonistisch aus, wobei immer der andere schuld ist. Dabei ist wesentlich, dass die Störung etwas anderes als *Innen* und *Außen* kurzschießende Huldigung nicht verträgt, um diesen ihren “Kurzschluss” zugleich im Huldigungsvorgang zu verstecken – sich als “normal” zu gerieren. Sie tut im Huldigungsvorgang einfach so, als könne sie kein Wässerchen trüben, *als sei dieser nicht problematisch*, als könne dieser, einmal angestoßen, keine gemeingefährlich-antagonistischen Formen menschlicher Beziehungen aus sich heraus erzeugen. Deshalb sprechen wir auch nicht von einer Störung im Sinne einer medizinischen Indikation. Denn rein äußerlich ist der gestörte Sozius, zumal wenn er nur gemäßigt jubelt – nicht brüllt wie am Spieß – im Gleichgewicht, wiewohl auch der nur gemäßigt, etwas servil nach oben gerichtete Blick es kaum verträgt, wenn man ihn merkwürdig und problematisch findet. Oder er reagiert auf problematisierende Reaktionen mitleidig und mehrwissend von oben herab. Dann sind seine intrinsischen Codes oder mentalen Strukturen so wenig anzukränkeln wie die äußeren gesellschaftlichen Machtstrukturen, an denen sich die Ermittlungsrichterin Charmant Killman (Isabelle Huppert) bis zur Erschöpfung, letztendlich vergeblich abarbeitet. (Vgl. E4)

Eine Störung muss aber nicht latent bleiben. Sie nimmt sich Zeit und sie braucht Zeit, um zur offenen Wunde zu werden, bis hin zur Unumkehrbarkeit je nach genetischer Veranlagung und sozialer Umgebung. Wir sagen, das Subjekt ist gefährdet, mehr nicht. (Vgl. E6) Die Gesellschaft insgesamt ist allemal und zwar hochgradig gefährdet, jederzeit transformierbar in soziale Strukturen, in denen Gewalt und Totschlag

triumphieren. Wir sehen das jeden Tag nicht mehr nur im Kleinen und nehmen es für uns selbst dennoch nicht ernst, so wie man früher von den Judendiskriminierungen unter den Nazis nichts wissen wollte. Man schaute einfach weg. Und als man sie nicht mehr übersehen konnte, war es zu spät, zu gefährlich für den einzelnen, sich einzumischen. Vor allem der Politiker sieht nicht, jetzt, wo für ihn das Sehen – noch! – nicht lebensgefährlich ist. Wie sollte er? Schließlich lebt er von dem Dreck, den er jeden Tag produziert.

5.3 Zur Funktion des Intimen

Anscheinend steht und fällt alles mit schlechten Gefühlen, mit denen der Sozius nicht leben möchte. Mein Gott, er will Sicherheit und seine Ruhe. Ein Tag soll sein wie jeder andere. Schlechte Gefühle stören; sie kündigen Unheil an. Mein Gott, kommt das Leben denn nie zur Ruh? Ja, dunkle Wolken sind und bleiben präsent als latente Drohung. Permanent ist der Sozius damit beschäftigt, ihnen möglichst wenig Raum zu geben, so wenig, dass er sie im intersubjektiven Kontext mit all seinen Unwägbarkeiten nicht entziffern muss. Sie bedrohen mentale und materielle Bestandsinteressen noch dort, wo Menschen unmittelbar und intim miteinander verkehren. Gerade mikrokosmische Intimität – den intimen Bestand – gilt es zu verteidigen, koste es, was es wolle: bis zur vollständigen Stilllegung des Intimen und jeglicher Lebendigkeit. Diese gerinnt zur Leibesübung, bisweilen zur öden Pflicht. Doch sind es nicht auch wiederum intime Bedürftigkeiten, die Lebendigkeit befördern, indem sie das “Schweigen” immer wieder brechen? Die Intimität verträgt es nicht, wenn sie versiegt, ganz besonders dort, wo der Nahbereich – ohne geheime Ziele (über den Wolken) – nur sich selbst hat, sprich: sich auf sich selbst zurückgeworfen sieht, wenn *die Übertragung misslingt*, wie Freud so schön zu sagen wusste. Da mag sich der Wolkenkuckucks-Sozius im Rationalisierungswahn, in dem immer alles so ist, wie es ist und er es für sein ausdünnendes intimes Seelenheil braucht, noch so gefallen. Die Intimität verträgt es einfach nicht, wenn ein Tag ist wie jeder andere, ohne durch geheime Welten Entschädigung zu erfahren. (Vgl. E5) Schon gar nicht verträgt sie Klarheiten, wie der Rationalisierungswahn sie braucht, wo immer alles ist wie es ist. Für den Rationalisierungswahn ist *alles immer schon klar, noch ehe er auf etwas gestoßen ist*, freilich nicht als etwas, was man der sozialen Struktur immer erst im Nachhinein appliziert. Im Gegenteil, einmal verifiziert, immer verifiziert, ist die *Klarheit* vorhersehbar, fast möchte man meinen: in der *sozialen* mehr noch als in der *naturwissenschaftlichen* Theoriebildung. Und so darf die Klarheit im Intimbereich – exakt dort, wo Besitzstandsinteressen offen im unmittelbaren Umgang miteinander geltend gemacht

werden – durch kommunikative Überprüfungen nicht beschmutzt werden. Wenn das intime Bedürfnis das Arbeitszimmer des Rationalisierungswahns betritt, wo große Werke entstehen, ja, wenn er nicht leise – auf Zehnspitzen – um den großen Geist herumschleicht, versagt seine Schaffenskraft. Wichtige Gedanken versanden auf Nimmerwiedersehen. Die Klarheit gerät in Gefahr. Und natürlich ist diese immer komplexer, am Ende so komplex, dass sie – bei aller Liebe – dem intimen Bedürfnis nicht mehr vermittelbar ist. Dann muss geglaubt werden. Doch lässt sich das intime Bedürfnis, das in der tatsächlichen und “machbaren” Intensität sein Heil sucht, nicht einschüchtern, bis – ja, bis es schließlich kracht. (Vgl. E5) Was im *Großen und Ganzen* nicht funktioniert, zeigt sich im Intimen nur allzu deutlich, dann, wenn im Intimen nicht eingeübt wird, dem Unwägbaren einer kleinen Verzweigung, die den geraden Gedanken verfehlt, ins Auge zu sehen. Die Unfähigkeit, Umwege zu ertragen; sie findet im politischen Diskurs ihre Fortsetzung. In der Tat vertragen sich Rationalisierungswahn und Politik prächtig. Nur dass es in der Politik nicht mehr nur um einzelne Schicksale geht, nein, es sind Millionen, ja Milliarden von Menschen betroffen. Auch die Politik verträgt etwas anderes als Klarheit nicht. Bas-ta. Schon gar nicht sind Fragen, die darauf zielen, ob da etwas innerlich begriffen ist, im Gestus professionellen Kompetenzgetues vorgesehen, so wenn der Wirtschaftsweise Bert Rürup die Öffentlichkeit mit irgend einem rentenpolitischen Scheiß bepinkelt: mit einer Regel, nach der die Renten steigen sollen, die er durch die beschlossene 1,1-prozentige Rentenerhöhung verletzt sieht. Noch Fragen? Das sagt er mit einem Gesicht, als gefährde diese 1,1-prozentige Regelverletzung nunmehr alle Errungenschaften der vorangegangenen Wirtschafts- und Finanzpolitik, während er vor einer Wand weiser Bücher und seinem Schreibtisch steht, wo er bedächtig und vorausschauend das eine oder andere zurechtrückt. Unverschämt, dieses Getue. Als bräuchten wir uns über die wirtschaftliche Entwicklung keine Sorgen mehr zu machen, wenn wir uns nur immer brav nach Rürups Regeln verhielten, die er für viel Geld – schon etwas senil – vor sich hedefiniert. Tun wir aber nicht. Wir betrachten uns als sein Arbeitgeber. Ohne anzuklopfen betreten wir sein Arbeitszimmer, um von ihm zu hören, was er da eigentlich den ganzen Tag macht und wie er dazu kommt. Wir wollen nicht weniger als alles ganz genau wissen. Ja, ja, die Welt ist mal wieder unbelehrbar.

Dabei existieren (innere) Klarheiten nicht einmal in einem sozialen Kontext, wo Menschen unmittelbar miteinander verkehren, und sie existieren noch viel weniger dort, wo Menschen über Texte, Schriften und irgendwelche Rentenerhöhungsregeln entfernt, bzw. nur sehr mittelbar miteinander kommunizieren. Denn sozial gesehen bedarf das,

was in der Welt der Fall ist, im interaktiven Nahbereich der permanenten Verifikation – immer noch mal. Wir fragen immer wieder nach: ist da was innerlich begriffen, was in der sozialen Welt der Fall sein soll? Das “Ist” ist vor dem Hintergrund interessant, dass es auf ein “Soll” verweist, dem immer die UnwÄgbarkeit eines theoretischen Konstruktes anhaftet, das sich an dem, was ist, bricht. Indes “Klarheit” ein nicht auszurottendes Bedürfnis zu sein scheint, eine Sucht nach Berechenbarkeit in den sozialen Beziehungen, ein Mythos, bloße Vorstellung, eine platonische Imagination über den Wolken, mit der untergründige Störungen in der sogenannten Normalität nicht nur gut leben, sondern in der sie sich, wie das *Böse in der Banalität*, gut zu verstecken vermögen. Der störungsanfällige Sozius will mit aller Gewalt im *Ist* aufgehen, bzw. einer Regel oder Konstruktion, die er mit dem *Ist* kurzschießt – bis hin zur ausgewachsenen Störung: Wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet schon sehen, was ihr davon habt, wenn ihr euch an meine 0,54-prozentige Rentenerhöhungsregel nicht haltet. Rürup hat ja recht. Die Zukunft sieht düster aus. Doch will er in Wirklichkeit immer nur so bleiben wie er anders nicht sein will: Er lebt in diesem Wirtschaftssystem, er identifiziert sich mit ihm und verbindet seine (politische) Existenz mit ihm. Wahnwitzig. Er liefert sich dem System mit Haut und Haaren aus. Kurz, er betreibt Aufklärung und Politik, ohne die eigene politische Existenz – das, was sie (an Regeln) absondert – einer (ständigen) Überprüfung im alltÄglichen Nahbereich auszusetzen, bzw. ohne das, was (politisch) geschehen ist, retrospektiv auf seine Substanz hin zu entziffern. Täte er dies, würde er über kurz oder lang auf die Systemfrage zu sprechen kommen müssen. Da verurteilt er sich lieber selbst dazu, Unsinn abzusondern, schon wenn er seinen Mund aufmacht. Schlechte Luft. Wir befürchten, dass Rürup sagt, was er meint und meint, was er sagt. So passiert es, dass Menschen wie unser auskömmlich verrenteter Ex-Bundespräsident Roman Herzog ohne rot zu werden davon sprechen, dass eine Rentnerdemokratie drohe, die es mit sich bringe, dass die jüngere Generation von ausufernden Rentenanspannungen ausgeplündert werde.

Wer plündert hier eigentlich wen? Zugegeben, eine polemische Bemerkung, aber weit weniger dumm als die von Herzog. Wir gönnen ihm seine Bezüge. Sie sind nicht der wesentliche Grund, warum es den Rentnern schlecht geht. Viel schlimmer sind seine ausufernden, einem hypostasierenden Denken verhafteten Wahrnehmungsstörungen, die ihn unentwegt gemeingefährlichen Unsinn absondern lassen, dazu angetan, Menschen aufeinander zu hetzen.

Es wird nicht die Spur in Erwägung gezogen, dass wir vielleicht in einem Wirtschaftssystem leben, in dem die soziale Existenz – physisch

gesehen – zunehmend und vor allem unausweichlich zum Vabanquespiel gerinnt. Schlimmer: es scheint sicher zu sein, dass es bald so richtig abwärts geht. Schaut man zurück, so dürfte einem nicht nur nicht entgangen sein, dass alles immer nur schlimmer geworden ist, sondern dass ökonomische Prognosen – so die Mähr von einer möglichen Vollbeschäftigung – schon immer nichts anderes als Kaffeesatzleserei oder Schönfärberei gewesen waren. Das trifft auch ganz massiv auf Götz Werners Finanzierungskonzept zur Realisierung des bedingungslosen Grundeinkommens (BGE) zu, die seinen eigenen finanztheoretischen Projektionsberechnungen zufolge eine ökonomische Vorlaufzeit von sage und schreibe zwanzig Jahren voraussetzt. (Vgl. WEG-BGK) Er besitzt kaum Phantasie im Hinblick darauf, was in zwanzig Jahren – wie gesagt: insbesondere in unserem Wirtschaftssystem – alles passieren kann. In welcher Welt lebt der eigentlich?

Sind erfolgreiche Unternehmer dazu verurteilt, naiv zu sein? So sehr Götz Werner als Gründer und Betreiber der Drogeremarktkette *DM* in unserer ökonomischen Wirklichkeit erfolgreich zu agieren vermag, so wenig scheint er in ihr angekommen zu sein. Nun, Marx konnte nicht mit Geld umgehen und schien sie dennoch weit mehr begriffen zu haben. Fest steht, der Kapitalismus lässt Projektionen in die Zukunft hinein nicht zu, außer dass mit sehr großer Wahrscheinlichkeit alles schlimmer wird. Eine solche Prognose erfordert aber keine besondere Weitsicht. Werner will aber Hoffnung verbreiten, im Hier und Jetzt, in unserem Wirtschaftssystem. Unter welchen systemstrukturellen Änderungen hoffnungsvollere Prognosen möglich wären, darüber denkt er nicht nach. Vielleicht dass er denkt, über seine steuerpolitischen Konzepte und Eingriffe (Abschaffen aller Steuerarten zugunsten einer einzigen Steuer: der Konsumsteuer) könne ein zureichender Strukturwandel des Systems herbeigeführt werden? Wir halten nur einen solchen Strukturwandel für ausreichend von Substanz getragen, der den Kapitalverwertungsmechanismus aushebelt. Folgt man aber Werner, so ist dieser mit einer *sozialverträglichen Ökonomie* vereinbar. Wie auch anders? Er hat keine Ahnung, was *Kapitalverwertung* ist. Er verwechselt das wahrscheinlich, wie alle Marx-Ignoranten, mit mehr oder weniger Gewinn, mehr oder weniger Gier, weiß der Kuckuck mit was sonst noch. Es gibt nicht mehr oder weniger Kapitalverwertung, sondern schlicht nur, als analytische Kategorie, Kapitalverwertung. Die meisten kommen ganz schlicht – stöhn! – vom quantifizierenden, rein skalierenden Trip (mehr oder weniger Mehrwert, Lohn, Gewinn, Abgaben) nicht herunter. Sie fühlen sich auf der sicheren Seite, wenn sie Unternehmer, Manager oder Heuschrecken als gierig und unmoralisch beschimpfen können, weil sie zu viel absahnen und dann auch noch Steuern hinterziehen. Mal

so richtig die Sau rauslassen entlastet das Gemüt. Muss auch mal sein. Doch mit Verlaub, das ist einfach nicht genug. *Und weil das – ohne theoretische Unterfütterung – zu wenig ist, ist es auch falsch, um nicht zu sagen: privatische Gefühlscheiße*, halt eine solche, die man für richtig und angebracht hält.

Unter der Herrschaft des Kapitals ist selbst die Vorhersage, dass China Europa, die USA und warum nicht auch noch Japan nieder konkurrieren werde, völlig unsicher. Warum sollten sich Menschen außerhalb von China das gefallen lassen? Bevor sie wirtschaftlich ganz platt sind, wird es Unruhen geben, oder es werden einmal mehr Kriege angezettelt werden, für die man sich jetzt schon die Gründe vorauseilend zurechtschneidet. In einer solchen Welt will der Rationalisierungswahn Prognosen; also muss es sie zum Leidwesen der Menschheit geben. Niemals zum Leidwesen derjenigen, die Prognosen abgeben. In Wirklichkeit meinen Bert Rürup oder Götz Werner Voraussagen im Hinblick auf ihre eigene Existenz; die soll morgen nicht weniger angenehm sein als heute.

Eine zwanzig Jahre in die Zukunft projizierte Vorlaufzeit ist im Kapitalismus reines Wunschdenken, würde auch der berühmte neoliberalen Wirtschaftsprofessor Friedrich August von Hayek (1899 – 1992) sagen. Indes der Kapitalismus wird durch das Konsumsteuer-Finanzierungskonzept von Götz Werner (vgl. WEG-BGK) nicht die Spur angekratzt. Wie auch? Es geht um Steuern, um nicht zu sagen: um mehr oder weniger Mehrwert, um mehr oder weniger Lohn, um sonst nichts. Drehen an der Unternehmens- und Kapitaleinkommenssteuerschraube ist nichts anderes als Drehen an der Lohnschraube. Ja, überhaupt bewegen mehr oder weniger Steuern nur den Mehrwert. Das weiß man einfach, wenn man Marx gelesen hat. Und man weiß ferner, dass die Bewegung des Mehrwerts, resp. der Löhne die Macht des Kapitals: die Regeln der Kapitalverwertung, nicht die Spur ankratzt, in 300 Jahren nicht angekratzt hat. Und weil Götz Werner das alles nicht wahrhaben will oder einfach nur nicht weiß, beschränkt er sich auf Verlautbarungen, darum bemüht, soziale und ökonomische Projektionen so gut wie irgend möglich als gesicherte Prognosen in Gestalt statistisch-tabellarischer Reihen wie Sauerbier zu verkaufen, um das alles in die Verheißung eines bedingungslosen Grundeinkommens fließen zu lassen (vgl. WEG-BGK), von dem, wenn es denn tatsächlich kommen sollte, aller Voraussicht nach niemand wird leben können. Damit das beim völlig verängstigten Bürger dennoch gut ankommt, lässt er diese Verheißung durch seine eigene Person hindurch, die wahrlich als Unternehmer Großes vorzuweisen hat, von Öffentlichkeit bescheinen, mit dem Ergebnis, dass sich Klaueure an ihm berauschen. Im Vollkoma nehmen

sie ihn gegen alle kritischen Anfechtungen in Schutz. Das muss er dann selbst gar nicht mehr machen. Er ist dann einer, dem Neider immerzu nur an die Wäsche wollen.

Fest steht, etwas anderes als Politik auf der Basis von Huldigung, nämlich wirkliche Kritik, die immer auch weh tut, weil sie am seelischen Bestand zehrt, verträgt der im Huldigungsvorgang verborgene gefühls- und tatsachenfetischisierende Rationalisierungswahn nicht, der nach dem Modell "Götz Werner" glauben macht, dass, jenseits jeden Gefühls und durch Tatsachen (statistische Reihen) abgesichert, alles Hand und Fuß hat. Und dort, wo bei Werner Gefühle doch mal ins Spiel kommen (WEG-BGE), gerinnen sie zu rührseligem Kitsch ohne praktische Bedeutung für den Bürger.

6. Zur Politik des alltäglichen Nahbereichs

Mangelnder, vor allem aber unbeweglicher Abstand des Subjekts zu den außersubjektiven Strukturen ist allgegenwärtig: entweder unendlich groß oder aber unendlich klein, aus einer unbeweglichen inneren Haltung heraus, um das Objekt der Begierde, vielleicht eine geliebte Person oder einen charismatischen Führer, unter ständiger Beobachtung mit *selbstlosen* Gefühlen zu traktieren. Das hält kein Mensch auf Dauer aus, unter ständiger Beobachtung, ebenso ermüdet der Blick des Beobachters, also nichts wie weg, immer weiter weg. Es findet eine *Verschiebung des Gefühls im Objektbezug* statt: die geliebte Person gerinnt zum Objekt der Verheißung, zur abgehobenen unwirklichen Person, zur imaginativen Entität, zugleich zur Erlebnisschicht, die immer mehr versinkt im tiefen Brunnen der Vergangenheit, indes in unendlicher Sehnsucht immerzu präsent, um wie eine verlorene Heimat bejault zu werden – frei nach Nietzsche, der mutmaßte: *Ahnen würden sich zwangsläufig irgendwann in Götter verwandeln*.

Daneben macht sich der Nahbereich nicht besonders gut; er dünnst aus. Freilich werden auch im Kerker Gefühle gelebt; nur haben sie mit dem Nahbereich nicht mehr sonderlich viel zu tun. Sie wollen's auch nicht. Wie auch im Kerker? Dort ist er gleichsam tot, unendlich weit entfernt vom Gefühl und seinen Objekten der Verheißung. Derweil ist der Sozius im Nahbereich reduziert auf die unvermeidlichen Verrichtungen bloßen Überlebens, die sich bisweilen in Phobien verwandeln, zu quasi-religiösen Gegenständen der Anbetung, mikrokosmische Objekte der Verheißung, die unter der Hand entstehen, kleine bis kleinste Götter des Lebens, denen es sich zu unterwerfen gilt, so der Sauberkeit: sie wird als existenziell bis hin zur Phobie empfunden. Für jeden einzelnen Raum ist ein gesondertes Paar Hausschuhe vorgesehen und wehe dem, der einen Raum betritt und sich nicht ordentlich ausweist.

Auf überschaubare Zeiträume bezogen erleben Menschen mittleren Alters so etwas vielleicht als Midlife-Crisis: mit einem bis ins Unendliche anwachsenden Nachholbedarf. Der Arsch gerinnt zum Ziel einer Phobie, obwohl er, genauso wenig wie die Sauberkeit, nie hält, was er verspricht. Er stellt nur immerzu die eine Frage: Das Leben – soll es das jetzt schon gewesen sein? Da geht noch was; da muss noch was gehen, in der Vorstellung, ganz besonders in der Vorstellung. Die Welt spielt sich nahezu gänzlich in der Vorstellung ab, sie wird zur imaginären Obsession, dann muss das Naheliegende gar nicht mehr aktiv und bewusst diskriminiert werden. Es wird einfach ignoriert, buchstäblich totgeschwiegen, wahrnehmungsgestört: zwischen Gefühl und seinem Objektbezug, dem Urteil, wie man etwas sieht, passt buchstäblich kein Blatt Papier. Das Urteil folgt unmittelbar auf den Gefühlsimpuls und steht dann da wie in Stein gemeißelt, ein Bild, vom Blick verschlungen, der das, was sich in der Vorstellung abspielt, zur (inneren) Tatsache gerinnen lässt, die im (äußeren) Nahbereich einer Überprüfung nicht mehr standhält. Eine Überprüfung auch nur zu versuchen, wäre ein Sakrileg gegenüber dem Bild, gegenüber dem, was es verheiße, das zu allem Überfluss auch noch, und hier beginnt der Fetisch, den Nahbereich von sich abhängig wähnt, aber auch in Gefahr gerät, wenn dieser sich nicht zu benehmen versteht, dann, wenn er anfängt zu prüfen oder etwas sagt, was nicht ins *Bild* passt. Das Gesagte gerät unter Verdacht, ohne zu wissen, warum. Hiob hat keine Chance auf eine zufriedenstellende Antwort, wenn er Gott fragt, und was Hiob zu sagen hat, interessiert nur, wenn er sich unterwirft, bedingungslos, so tut, als sei der zu überprüfende Satz genauso fest in Granit gemeißelt wie das, an dem er sich messen lassen muss. Ohne Maß kann Hiob die Welt nur noch bewehklagen, mehr nicht; diese lehnt es ab, einen Satz unabhängig von seiner Herkunft der Analyse für würdig zu erachten. Ist die Herkunft das *Maß* aller Dinge, also unfassbar, dann ist jeder Satz reduziert auf *Mutmaßungen*, auf Ödipus als Maß aller Dinge, der alles unter sich begräbt: auf die Unterstellung, Vati zu begehrn mit dem, was man sagt, oder seinen Platz einnehmen zu wollen, kurzum, auf einen Subtext der Sünde, der Gesagtes beschwert, der richtig sein kann, warum nicht?, der sich aber einer kommunikativen Überprüfung nicht öffnet, nicht öffnen darf, und deshalb unendlich schwer auf dem Gemüt eines Satzes lastet. *Dann ist Götz Werner halt einer, dem Neider ohnehin nur an die Wäsche wollen.* Noch Fragen? Wir postulieren: ohne permanente kommunikative Überprüfungen kein Nahbereich, an dem sich ein Gefühl laben könnte; indes wird er in dem Maße, wie die Verheißung immer weniger hergibt, immer dringlicher zu einer Sache der Kommunikation. Oder das, was uns nahe steht, stirbt uns weg. Wer nicht fragt, verliert auf jeden Fall,

noch dazu, wenn es niemanden gibt, der sich befragen lässt.

6.1 Rührseligkeiten

Doch wozu eine Welt, die fragt, wenn es Antworten gibt? Es wird nur noch das Unvermeidliche befragt, an dem nichts Problematisches klebt. Dort, wo – ganz unvermeidlich – problemträchtige Vergangenheit ins Spiel kommt, lässt man die Alten zu Wort kommen, um alles um uns herum in Rührseligkeit zu ertränken: die Welt vom Problematischen zu reinigen, obwohl – natürlich – in der *Welt unserer möglichen Erfahrung* das Problematische immer dann gern gesehen ist, wenn es de facto keine Probleme mit sich bringt, wenn sich Probleme zu Problemen der Erkenntnis stilisieren lassen, darin die sozialen Probleme sich prächtig auflösen. Anders ausgedrückt: es wäre zu schön, um wahr zu sein, wenn wir, frei nach Kant, nur vor dem Problem stünden, die *Welt möglicher Erfahrungen* ungebührlich mit der *Welt des Glaubens* zu vermischen. Tatsächlich ist aber die Dichotomie von irdischer Welt und Glauben ein Scheinproblem. Die Welt geht, anders als der Papst uns glauben machen will, ohne Gott sehr wohl auf: nicht nur, dass sie ihre Probleme ohne Gott hat, sie lassen sich auch, so glauben wir, viel besser ohne ihn lösen. Ganz abgesehen davon, dass mit hoher Wahrscheinlichkeit er das Problem ist und ganz und gar nicht seine Lösung. Wir haben nichts gegen gläubige Menschen, wenn sie den lieben Gott aus irdischen Angelegenheiten nur endlich raushalten würden, doch wie, wenn er da ist. Kierkegaard ist daran zerbrochen, er hat es nicht geschafft, Gott als Teil des Inneren zu denken und ihn zugleich nicht gemein zu machen mit den irdischen Dingen des Nahbereichs. Ein Mädchen lieben und Gott lieben – eine Unmöglichkeit. (Vgl. D5, D6)

Wozu auch den Glauben oder Kant bemühen, wo die Produktion rührseligen Kitsches mithilfe uralt gewordener Menschen das einfältige Gemüt weitaus wirksamer beschwert. Ja, die alten Zeiten mit Helmut, Willy und Herbert waren groß, im Rückblick so wunderschön. Tatsächlich? Der SPD-Ortsverein Bochum-Hamme jedenfalls ist wild “*entschlossen, die Tradition der Arbeiterpartei hochzuhalten.*” (Vgl. GRD-MZH) So einer wie Wolfgang Clement habe in dieser nichts zu suchen. Da halten sie sich viel lieber an Kurt Beck. Vergeblich. Der wurde von der SPD-Rechten angefeindet, durchaus nicht aus ideologischen Gründen. Die haben ihn fertiggemacht, nach Rheinlandpfalz zurückgeschickt, weil er beim Bürger nicht sonderlich gut ankommt. Um nicht zu sagen, die SPD streitet sich gern um nichts. Nun muss der Bochumer SPD-Rentner mit Müntefering als SPD-Vorsitzenden vorlieb nehmen. Kein Problem. Der häutet gerade seine Vergangenheit von sich ab und unterstützt die Hessen-SPD in ihrem Bestreben, mit den Linken eine Re-

gierungskoalition einzugehen, mit Oskar Lafontaine, dem Intimfeind von Ex-Bundeskanzler Schröder. Das war mal. Das halten die Bochumer SPD-Rentner nunmehr für ein Missverständnis. In der Tat, die SPD darf schließlich vor Urzeiten nicht umsonst gegründet worden sein. Deshalb dürfen, ja müssen Beck und Münte nun wieder zu ihnen gehören. Mit dem ehemaligen Hartz-IV-Einpeitscher Müntefering werde die SPD wieder für den Bürger da sein. Ja, was die Bierseligkeit so alles hergibt. Dabei war die SPD seit ihrer Existenz vor allem einfach nur *da*. Eine Zeitlang, nach dem Zweiten Weltkrieg bis zum ersten Ölshock, schien sie wieder mal mehr gewesen zu sein, mehr als einfach nur *da*, als die Rohstoffpreise immerzu weiter in den Keller sackten und der Bürger sich auf Kosten der Dritten und Vierten Welt mit dem Segen der SPD immer satter fressen konnte. Ja, das waren schöne Zeiten. Damit die wieder kommen, zumindest in der Vorstellung (was die Wirklichkeit hergibt, interessiert nicht), dürfen alte Menschen wie Loki Schmidt und Siegfried Lenz bei Beckmann im Fernsehen (vgl. BER-SLS) immer mal wieder allerhand rührseliges Zeug absabbern, über alte Zeiten, aus ihren Erinnerungen, und wir Dummenchen erinnern uns immer schön brav mit. Je älter die Menschen, oder je länger sie tot sind, desto wunderbarer. So mancher alte Mensch entwickelt eine Fähigkeit, geliebt zu werden, uneingeschränkt und bedingungslos, wie es nur Babys und Kleinkindern mit ihren noch etwas groß geratenen Augen von Natur aus zukommt. Es ist putzig anzuschauen, wie Loki Schmidt und Siegried Lenz, bald neunzig Jahre alt, immer noch, wenn auch hier und dort etwas gebrochen, in ganzen Sätzen zu sprechen verstehen. Nicht einmal ohne Sinn, bisweilen gar richtig weise. Ja, was Hänschen gelernt hat, nimmt er mit ins Grab.

Zweifelsohne ist die Fähigkeit sich zu erinnern die wesentliche Voraussetzung zur Entfaltung der Persönlichkeit. Fragt sich nur, wie, bzw. in welchem Licht Erinnerungen stattfinden. Werden sie nicht viel zu oft dazu missbraucht, das *politische Engagement, das nicht umhin kommt, sich induktiv aus der Froschperspektive heraus zu entwickeln*, der Lächerlichkeit preiszugeben, um die Politik und mit ihr das Leben zu entpolitisieren und wirkliche Teilhabe unmöglich zu machen? Was bedeutet das eigene Leben – und das, was es politisch zu bewegen vermag – schon im Verhältnis zu diesen großartigen, ehrfurchtgebietenden Menschen, die sich noch dazu unausgesetzt gegenseitig bauchpinseln?, zusammen mit dem einfühlsamen Beckmann als Zuhälter an ihrer Seite. Als müsste man es sehr alten Menschen, die zu ihrer Zeit noch ganz ordentlich in die Nachkriegsgesellschaft hineinwachsen konnten, also eine Perspektive hatten, als Verdienst anrechnen, dass sie die Nazizeit erlebt und überlebt hatten. Dabei haben sie diese womöglich als Hypothek in die

Nachkriegszeit hineingetragen, mit ungeahnten Folgen, an denen wir bis heute knabbern, ohne davon zu wissen, weil es ständig etwas zu bebauchpinseln gibt, etwas, woran man sich versündigen kann mit ungehobelten Fragen, wir es vielleicht nicht wagen, Fragen und mögliche Antworten in Gestalt von Hypothesen zur Diskussion zu stellen, und sei es nur zu Forschungszwecken. Das wäre doch mal spannend. Doch wie? Sind die Alten, und mit ihnen ihre Zuhälter, doch bis heute nicht zureichend ansprechbar. Früher waren sie weniger rührselig, im Gegen teil, sie reagierten auf ihre eigenen Kinder, die unruhigen Achtundsechziger, ausgesprochen aggressiv, völlig überzogen, und hatten dadurch einen spürbaren Anteil am RAF-Terror. Davon zeugte nicht zuletzt der *Deutsche Herbst 1977*. Der erscheint heute zusammen mit ehemaligen RAF-Terroristen in einem vergleichsweise milden Licht, daneben die Helden von Mogadischu sich nicht schlecht in Szene gesetzt fühlen dürften, während zugleich die jetzigen gesellschaftlichen Verhältnisse sich weitaus bedrohlicher entwickeln als früher, so der liberale Politologe Professor Franz Walter. (Vgl. WAF-DAD)

Nun, unsere putzigen Alten können nichts dafür, dass man sie im Fernsehen auftreten lässt, bescheiden und volksnah, so wollen wir sie haben, als wären sie welche von uns, dazu mit Jan Fedder vom *Hamburger Großstadtrevier*, der ganz gerührt war, mit Loki und Siegfried zusammensitzen zu dürfen, mit Siegfried sogar einen Film gedreht hat, in Hamburg, an der Elbe. Hamburg ist ja so schön. Bei so viel Charisma hat noch der belangloseste Nahbereich keine Chance, fade und langweilig zu werden, so wie er den Spießer – mit Rührseligkeiten aufgepumpt – zu Bett gehen lässt, eine Erholung, die er braucht, sieht er sich doch am nächsten Tag wieder mit den ganz alltäglichen Verrichtungen und Ängsten konfrontiert, eine abscheuliche Diskriminierung des Nahbereichs, noch dazu wenn er – bis hin zur Phobie – sich abrichten lässt im Laufrad bloßer Verrichtungen, das muss reichen. Dennoch gibt sich der Sozius damit nicht zufrieden, tatsächlich will er nicht einfach nur “da” sein. Zufrieden ist er nie, immerzu gibt es etwas zu meckern. Davon zeugen *geheime Welten*, die *mehr* wollen, aber nicht so recht abheben wollen und dennoch nicht aufhören, die Existenz eines solchen *Mehrs* zu verheißen, eine Gefühlsdisposition, die sich ihre *realen* Objekte – wie auch anders – außerhalb dieser (inneren) geheimen Welten sucht, um den Nahbereich von Beckmann und Kerner herum, bei einem Arbeiterführer oder in der Arbeiterbewegung, auf deren Signale das gefühlshungrige Gemüt immerzu wehmütig wartet. Warten auf Godot, auf dass der Pariser Mai wiederauferstehe. Dagegen steht, dass Geschichte sich nur als Farce wiederholt, wie Marx zu sagen wusste. Entsprechendes legt Sabine Derflinger am Ende ihres Films “42plus” ihrer

zweiundvierzigjährigen Helden Christine (Claudia Michelsen) in den Mund: *Genieße deine Liebe jetzt, so rät sie ihrer schwer verliebten minderjährigen Tochter (Vanessa Krüger), denn Gefühle, wie du sie jetzt imstande bist zu erleben, wiederholen sich später nicht mehr.*

Ja, der Spießer will nicht einfach nur da sein, aber nur, indem er wehmütig auf die Vergangenheit schaut, die sich aber mit noch so viel Gewalt nicht wiederholen mag. Nicht dass er sich deshalb dem Naheliegenden zuwendet, um es zu analysieren und durch Kommunikation mit Gefühlen zu beleben, nein, stattdessen, als sei dies ein Trost, ist er unentwegt damit beschäftigt, Hoffnungen in Gestalt charismatischer, von Öffentlichkeit bestrahlter Personen in sich auferstehen zu lassen, um sie dann wiederum in der realen Welt aufzuspüren, ihre *geheimen Welten* zu erahnen, die Welt mit geheimen Zielen zu kontaminieren und alles wird gut. Doch was wird gut? Und wie soll etwas gut werden? Und für wen? Dumme Frage! Irgendwie irgendwas – für irgendwen! Nicht der Führer selbst, vielmehr der *Wahn in Gestalt geheimer Ziele*, die sich mit viel Gespür von seinen Lippen absaugen lassen, werden mit aller Kraft politisch produziert, um damit den Nahbereich zu beträufeln wie mit Weihwasser, und der Spießer, er trinkt tatsächlich diesen Sabber, den er indes selbst produziert, ohne dass dieser mit der realen Welt auch nur das geringste zu tun hat, nichts als Wahnwitz, zu verdanken der Politik, die großenwahnsinnig glaubt, sie habe die Kapitalverwertung im Griff. Tatsächlich entsteht der Wahn in Gestalt *geheimer Ziele* im Bürger selbst, sie sind das Ergebnis bloßer Interpretationen in den Wald hinein, um die Welt zu beschwören; als *Prinzip Hoffnung* verweigern sie sich jeglicher Überprüfung.

Ja, der SPD-Kumpel aus dem Ortsverein Bochum-Hamme versteht seinen Ex-SPD-Vorsitzenden Kurt Beck. Ob er seinen Nachfolger Franz Müntefering genauso gern hat, wissen wir mit Bestimmtheit nicht zu sagen. Doch warum nicht? Schon dass er etwas versteht, egal was und wie, hält er für eine politische Tat, für seine politische Tat. So muss er gar nicht mehr mitkriegen, dass und wie das politische Engagement von oben nach unten durchgereicht wird, derweil sich der Sozius – zur wirklichen politischen Teilhabe ohnehin keine Zeit – halb zu Tode schuftet. Teilhabe ist schon aus zeitlichen Gründen reduziert auf das Empfangen von Signalen, auf Bilder, die im Kopf wachsen und unmittelbar für die soziale Realität, eine solche der Verheißung stehen. Es gibt keine Zeit, sie zu entziffern, zu zerlegen, um sie auf ihre Substanz – Realitätsfestigkeit – zu überprüfen. Man weiß gar nicht mehr, was das ist: entziffern. Schon das Signal eines Gefühlsimpulses, das ein Bild evoziert, steht unmittelbar für soziale Praxis, nach dem Modell “Roland Koch” für die soziale Tat. Das ist wie beim Wichsen: zwischen Gefühl

und Tat passt kein Blatt Papier, anders will es der Spießer nicht haben: Phantasie ist alles, das Denken nichts – es könnte weh tun –, um es dann in der sozialen Praxis umso fürchterlicher krachen zu lassen. Eingeübt wird dieser Dreck in den Fußballstadien. Dort darf es unter Polizeiaufsicht auch mal ein bisschen krachen, Dampf abgelassen, sich abreagiert werden, egal an wem. Wehe dem Star, der nicht richtig spurt. Der fliegt sofort, um auszubaden, was *geheime Ziele* im Nahbereich immer wieder nicht hergeben wollen.

Doch wozu geheime, gleichsam wahnwitzige Ziele der Verheißung? Woher die Unfähigkeit des Gefühls, anders als emotional-reakтив zu denken und zu handeln oder, dies die andere Seite der Medaille, sich anders als immer nur am *rührseligen Kitsch* zu laben? Für den Filmemacher eine Gratwanderung, denn der Zuschauer ist auf Rührseligkeiten fixiert, so ist er dressiert von allen Mediennutten dieser Welt; von ihrem Dreck, den sie unentwegt absondern, will er sich bedienen lassen, um diesen – als kleine Aha-Erlebnisse – immer wieder noch mal in sich aufzuwärmen und auferstehen zu lassen, wenn überhaupt, denn oft genug dröhnt er vor dem Fernseher oder im Internet nur noch vor sich hin, vor beweglichen Bildern, vor irgendwelchen Wichsvorlagen. Ir-gendwann will und kann er nichts anderes mehr. Es herrscht Missbrauch pur – noch dazu in vollständiger Isolation. Der Sozius ist kaum mehr ansprechbar. Damit sich was bewegt, braucht er die nächst höhere Dosis, Gefühlsjunkie, der er ist. Frau Schwarzer hat keine Chance mit ihrer PorNo-Kampagne. Natürlich hat sie recht, der Zuhälter liebt seine Nutte und die Nutte ihren Kunden nicht wirklich, es sei denn, und das unterschätzt Frau Schwarzer, es walten imaginäre Theoriekonstrukte, die natürlich immer nur flüchtig sind. Sie mögen aber noch so flüchtig sein, entscheidend ist, dass sie immer wieder produziert werden, durch den Leidenden selbst, und so hat die geprügelte Frau keine Chance; sie kehrt immer wieder zurück zu ihrem Schläger; sie hat zu wenig gelernt, auch mal gegen ihre eigenen (flüchtigen) Bestandsregungen zu denken und zu handeln. Das geht so lange, bis sie buchstäblich nicht mehr laufen kann, oder die Welt dünnst aus, wenn sie sich an Alice Schwarzer orientiert. So richtig prickelnd ist sie schon lange nicht mehr, zumal sie die Gefühlsregungen des Gewaltopfers nicht ernst nimmt, vielleicht dass sie denkt, man könne sie ausknipsen wie einen Lichtschalter. Sie weiß nicht zu ermessen, dass die Beziehungen des alltäglichen Nahbereichs am Tropf imaginärer Theoriekonstrukte hängen, tief verinnerlicht, die man daher ernst nehmen muss, im Interesse des Opfers. Eigensinnig gegen Bestandsregungen zu denken und handeln, muss man gelernt haben, immer wieder lernen, bis ins hohe Alter. Da hat Frau Schwarzer gleichfalls so ihre Defizite entwickelt, insbesondere

nachdem sie es “geschafft” hatte. Wie das Opfer wähnt sie eine Eins-zu-Eins-Identität von Imagination und Nahbereich, von Innen und Außen, die es dem Sozius leider Gottes zu leicht macht, sich selbst und andere, kurzum, die Welt so zu begreifen, wie er sie für sich braucht. Wie, das flüstern Bestandsregungen unentwegt zu. Das Bild, das in seinem Kopf entsteht, in der Lage, ein Gefühl unmittelbar zu induzieren, steht unmittelbar für zufriedenstellende Realität, einer zerlegenden Analyse nicht zugänglich. Unentwegt hält man uns Bilder hin, faselt in der Art von Nicolaus Sombart († 2008) vom Paradies und meint doch nur sich selbst. Der Blick klebt am Arsch. In dem Maße wie er das tut und egal, ob der Arsch hält, was er verspricht, haben Menschen sich immer weniger zu sagen. Frau Schwarzer hat hier keine Chance, zumal auch sie Menschen nur so sieht, wie sie sie vermeintlich braucht und nicht so vielgestaltig und unvorhersehbar, wie sie sind oder sein können. Man merkt nicht, wie langweilig die Welt dabei wird, wie die Philosophen immer belangloser werden, und doch brodelt es immerzu weiter. Denn der Nah- und vor allem der Intimbereich gibt sich auf Dauer mit bloßen Bildern nicht zufrieden. Auch der Spießer will nicht immer nur Phantasie, er will auch mal Praxis. Und dann kracht es plötzlich ganz unerwartet, dafür reicht ein kleiner Anlass, ein Fehltritt von *Gabrielle*, ein Missverständnis, der ihre Ehe der Vernichtung zuführt. (Vgl. E5)

Ja, es soll Ruhe herrschen, immer mehr Ruhe herrschen im Land, bis es kracht. Dafür will Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble den Einsatz der Bundeswehr im Inneren, endlich mal draufhauen können auf die, die es immer schon verdient haben, zumal das Leben ihm selbst so übel mitgespielt hat. Das darf und wird nicht ohne Folgen bleiben. Er ist wahrhaftig der ideale Polizist. Rollstuhlbewaffnet. Gemeingefährlich. Zwischendurch immer mal wieder ein paar Rührseligkeiten, damit der *heimliche Rachedurst* nicht so auffällt. Es steht zu befürchten, dass die soziale Realität heute nicht weniger gefährdet und gefährlich ist wie zu Beginn des Zwanzigsten Jahrhunderts. Und die Zuhälter und Nutten der Massenmedien – sie sabbern buchstäblich alles ins Koma.

Weit entfernt von wirklicher Teilhabe, mündet die rührselige Erinnerung nicht in selbstständiges Denken, nicht in politisches Engagement, das gegen die unmittelbaren Bestands- oder Gefühlsregungen *geheimer Welten der Verheißung* aufbegehen würde. Immer nachhaltiger ergießt es sich in imaginäre Konstrukte, zumal diese sich mit dem Nahbereich und all seinen Ecken und Kanten, die unbequeme Fragen nach sich ziehen, nicht konfrontiert sehen müssen. Wir werden es immerzu wiederholen: die Idealität lehnt es ab, sich an der sozialen Praxis zu brechen, ein Problem, das seine Kraft aus dem Intimbedürfnis schöpft, um zu-

gleich – welch eine Absurdität – Intimität zu verfehlen. Dennoch, nicht nur dass die Politik den Intimbereich unmittelbar berührt und auslaugt, dieser schlägt als Bedürftigkeit irgendwann unerbittlich zurück, ohne wissen zu müssen, was ihn eigentlich treibt. Deshalb beziehen wir ihn ein in unsere Analyse. Intimität produziert den Wahnwitz unmittelbar, wo das unmittelbare Intimbedürfnis den Nahbereich, also sich selbst, verfehlt, um als *Idealität* der sozialen Praxis anzukreiden, sich um Kommunikation zu bemühen: *wenn Menschen kommunizieren, ohne sich gleich dafür zuständig zu fühlen, die Welt zu retten*. Ja, wenn's drauf ankommt, es was zu tun geben könnte, und wenn es dabei auch für die eigene Entwicklung etwas zu erarbeiten gäbe, dann nölt der Spießer nur rum, wie Helmut (Ulrich Noethen) im Film "Ein fliehendes Pferd" von Rainer Kaufmann. Der möchte im Urlaub am liebsten in Ruhe verbittert sein können, zum Leidwesen seiner Frau Sabine (Katja Riemann), die es sich allein besorgen muss. (Vgl. E2) Wir denken, die Fähigkeit zur Teilhabe wird im Intimbereich eingeübt. Nicht nur dort, aber eben auch dort entscheidet sich, was in der Politik möglich ist.

Dennoch brauchen wir die *Idealität*, aber nur eine solche, die sich an der *sozialen Praxis* bricht. Andernfalls spräche die soziale Praxis nach dem Modell von Jürgen Habermas und seiner *Theorie des kommunikativen Handelns* für sich selbst, sie lehnte es ab, sich an etwas messen zu lassen, das außerhalb ihrer selbst angesiedelt ist, das sich beim Wort nehmen lässt, konkret einklagbar ist, wie z.B. das Recht auf körperliche Unversehrtheit. Doch wozu ein Konsenswert, auf den sich jedes beliebige Subjekt einklagbar berufen kann? Haben wir nicht unsere Vergangenheit, den Völkermord an den Juden? Die unsägliche Vergangenheit steht über allem, wie ein Damoklesschwert über dem, was wir für uns alle einklagbar wollen müssen: wir müssen alle gegen Antisemitismus sein. Und was ist mit denen, die keine Juden sind? Um nicht zu sagen, vor lauter Vergangenheit kommen wir nicht zu uns selbst. Schon bei der Entwicklung unseres WASH-Gesellschaftskonzeptes sind wir auf das Antisemitismusproblem gestoßen: der Konsens, gegen Antisemitismus zu sein, bezieht sich struktur- und gegenstandsbezogen auf ein bestimmtes Volk, die Juden, und ist daher, soll er als gesellschaftsumfassender Konsenswert gelten, gehalten, voll und ganz erst in der abstrakt-definitiven Rechtsmaxime *körperlicher Unversehrtheit* aufzugehen. Anders ausgedrückt, es ist dummes Zeug, eine konkret einklagbare Idealität – auf die wir uns alle verständigen können müssen, um uns als *Gesellschaft* zu definieren – gesondert für jedes Volk, für jede Rasse, für jeden Menschen zu formulieren. *Sie gilt für alle Menschen, oder sie gilt gar nicht.* Analog dazu heißt es in unserem Gesellschaftskonzept:

“Habermas übersieht, dass ein Konsenswert wie die ‘Ächtung von Antisemiti-

mus' keine konstruktiv-gesellschaftliche Wertemaxime darstellen kann, denn sie bezieht sich nicht auf alle Menschen gleichermaßen. Sie ist als Gefühlsdisposition, resp. Gesinnung nicht einklagbar." (Vgl. WIF-GKO, Kapitel 3.6)

Auch die rührselige Gefühlsdisposition verweist auf Gesinnungsethik: auf eine Idealität, die nicht einklagbar ist, so dass sie und der alltägliche Nahbereich sich *nicht* notwendig berühren, nichts miteinander zu tun haben (müssen). Dass beide Seiten, Nahbereich und Idealität, sich notwendig und nicht nur zufällig, weil es ein Gefühl gibt, berühren, müssen wir wollen – gesinnungsfrei, gefühllos, d.h., ohne Ansehen der Person. Nur auf diese Weise können wir wollen, dass das Recht auf körperliche Unversehrtheit für Juden uneingeschränkt und notwendig gilt. Notwendigkeit setzt voraus, dass wir auf eine Gesinnung, resp. einen spezifischen Objektbezug des Gefühls nicht angewiesen sind, um nicht zu sagen: um uns für die Juden einzusetzen, müssen wir sie nicht lieben. Wo kämen wir hin, wenn wir auf Gesinnungen oder Gefühle angewiesen wären, um Menschenrechte zureichend durchsetzen zu können? Doch tickt die Rührseligkeit exakt in dieser gesinnungsethischen Weise.

6.2 Abheben im Locked-in-Syndrom...

Im gesinnungsethischen Kontext (des Glaubens) gedeiht der Tatsachenfetisch. Doch nicht nur das: mit ihm wachsen Gefühlssucht, resp. Gefühlsfetisch: *ich fühle, also bin ich*. Korrespondierend dazu dünnen gefühlsträchtige Innen-Außen-Beziehungen – Bezüge im alltäglichen Nahbereich – immer mehr aus, während sich das Interesse zugleich auf Objekte der Verheißung konzentriert. Dennoch spitzt sich über kurz oder lang alles auf einen Punkt hin zu: das Innenleben eines sogenannten politisch-charismatischen Führers, auf den sich unendlich in die Zukunft verlängerte Gefühle der Verheißung auftragen wollen, und der – umgekehrt – Gefühle auf sich ziehen möchte, hat mit dem Innenleben des Bürgers immer weniger zu tun, so dass sich dieser immer nachhaltiger auf den alltäglichen Nahbereich (zurück)geworfen sieht. Mit dem hat er aber nicht viel im Sinn, mit der Folge, dass imaginäre Konstrukte – Objekte der Verheißung – immer mehr zu noch kleineren Schrullen mutieren, bis auch sie sich immer nachhaltiger auflösen, denn dem Bürger geht's schlecht, die Schlinge sozialer Not zieht sich immer enger um seinen Hals, er brennt aus, zugleich werden seine Erwartungen an die Politik immer größer, zu recht nach unserem Dafürhalten. Was bleibt, ist Politikverdrossenheit, zunehmende Verachtung gegenüber Politikern. Immer weniger ist er in der Lage, Hoffnungen mit der Politik und ihren Führern zu verbinden, da diese immer offenkundiger weder mental in der Lage, noch willt sind, dem sich anhäufenden Pro-

blemdruck der Gesellschaft gerecht zu werden. Dieser gerinnt zu einem Druck, den der Bürger immer mehr auf seinen ganz persönlichen Schultern lasten fühlt, bis zu einem Punkt, wo er sich, wie gesagt, auf brutalst mögliche Weise auf den alltäglichen Nahbereich zurückgeworfen sieht, auf das, was die Politik von ihm übrig gelassen hat, freilich ohne gelernt zu haben, in ihm konstruktiv zu kommunizieren, um zu einem konstruktiven politischen Engagement zu finden, aus der Fähigkeit zur Kommunikation, die den anderen (im Nahbereich) ernst nimmt. Dass der Bürger in dieser Hinsicht nichts mehr dazulernt, ist politisch gewollt. Die Politik setzt ganz gern auf eine mit Lernunwilligkeit und -unfähigkeit einhergehenden, die Kommunikation substituierenden Gewaltbereitschaft, die sich über die eigenen vier Wände des Bürgers hinaus erstreckt, während sie zugleich die Gewalt in den Familien beklagt. Die Politik weiß durchaus, dass wir auf einem wachsenden Pulverfass leben, die Lunten sind ausgelegt, es braucht nur noch einen beliebigen Dummen, der sie, weil ihm danach ist, anzündet, auf den sich dann prächtig dreinschlagen lässt. Und siehe da, für den politischen Schreibtischtäter ist die Welt wieder in Ordnung, endlich wieder übersichtlich: hier die Guten, dort die Bösen.

Eine wesentliche Voraussetzung für solch eine Entwicklung der Gewalt sehen wir in einer Gefühlsdisposition, einem *Objektbezug des Gefühls*, begründet, den Julian Schnabel mit seinem Film "Schmetterling und Taucherglocke" recht plastisch – wenn auch ziemlich naiv – als *Locked-in-Syndrom* auf den Begriff bringt:

Das, was aufgrund einer *imaginativen Gefangenschaft* eines von Kopf bis Fuß gelähmten Menschen nur unendlich entfernt geliebt werden kann, ist durch den alltäglichen Nahbereich buchstäblich nicht mehr kontaminierbar, die Idealität ist unendlich weit weg vom Nahbereich, sie vermag ihn nicht oder nur noch in Spurenelementen zu berühren, Julian Schnabel zufolge die Bedingung für hochfahrendes, maßloses Glück für einen Menschen, dessen Geist im Körper eingeschlossen ist, und der Verbindung zu einem Außen nur noch digital, über das linke Augenlid, zu leben vermag. Es bewegen bedeutet "ja"; es nicht bewegen "nein". Allein nur über das Augenlid muss Kommunikation verschlüsselt werden, bevor sich diese schließlich mit einem Aufwand sondergleichen in ein Buch ergießen kann und damit einem im richtigen Leben stehenden Menschen eine Vorstellung ermöglicht, was es bedeutet, von einem Außen nahezu vollständig ausgeschlossen zu sein, ein Leben in einem imaginativen Kerker zu führen, in dem die wunderlichsten Dinge gefühlt werden, von denen sich der Normalsterbliche keine Vorstellung macht. Alle Differenzierungen spielen keine Rolle mehr. Nicht nur dass sich der Nahbereich an der Idealität nicht mehr

bemessen lässt, weil er praktisch nicht mehr existiert, nein, die Idealität – nunmehr ohne Funktion – gerinnt zum Leben selbst: kleinste Bewegungen mit dem linken Augenlid sind dazu angetan, Gefühle auszulösen, am Leben zu erhalten, genauer: einen mit Gefühlen einhergehenden Objektbezug und damit natürlich auch Gefühle selbst – die Fähigkeit zu fühlen – am Leben zu erhalten, in der Gewissheit, dass es etwas mitzuteilen gibt über das linke Augenlid, und dass die Außenwelt dafür Interesse aufbringt; kaum zu glauben, große Institutionen und in ihnen viele Menschen geraten in Bewegung zur Produktion und Aufrechterhaltung der Kommunikation eines vom Leben abgeschnittenen Menschen und lösen Intensitäten aus, solche, die kein Maß kennen, wie sie der im normalen Leben stehende Sozius sich in seinen kühnsten Träumen immer nur vorstellen kann, gar erträumt, daneben sich sein Nahbereich nicht besonders gut ausmacht, als existiere er nur zu seinem Leidwesen, dort man kaum etwas für ihn in Bewegung geraten lässt, wiewohl ihm Kommunikationsmittel zur Gestaltung des Nahbereichs viel reichhaltiger zur Verfügung stehen. Wie absurd – auch in der vom Leben abgehobenen Imagination eines gesunden Menschen wachsen Maßlosigkeiten, nur dass dort das Maßlose zum eigentlichen Maß gerinnt, zur fassungslosen, unfassbaren Idealität, die sich am fassbaren Nahbereich nicht bricht, der dem Gelähmten nur in Gestalt eines Augenlids präsent ist, dort sich wahrnehmbar keine Idealität brechen kann, während beim Gesunden ein zumindest vom Potential her reichhaltiger und vielgestaltiger Nahbereich nicht aufhört, sich an unfassbaren Idealitäten bemessen zu wollen, die freilich dort, wo Menschen vom normalen Leben ausgeschlossen sind, gelebt und erlebt werden mögen – wie auch immer und weiß Gott nicht die Regel.

Demgegenüber ist der Normale mit einer *Idealität ohne Funktion für den Nahbereich* überfordert, mithin unfähig, Nahbereich und Idealität zusammenzubringen. Seine Überforderung wächst in dem Maße, wie er zu ermessen nicht in der Lage ist, dass der Idealität eine Funktion für einen zu lebenden Nahbereich zukommen muss. Damit einhergehende Spannungen glaubt er nicht ertragen zu müssen, und so lernt er auch nicht, sie zu ertragen und, noch viel wichtiger, mit ihnen umzugehen. Umso mehr belasten Spannungen in unkontrollierter und krankmachender Weise das Gemüt, das seinerseits glaubt, durch unkontrollierte Abreaktionen zu gesunden, von Spannungen sich entlasten zu können.

Hinzu kommt, dass der Gesunde es nicht für problematisch hält, wenn der Nahbereich für sich selbst spricht, ohne greifbare Idealität gehalten ist, sich an sich selbst zu bemessen. Es drohen Verwüstungen, zumal dann, wenn dem Sozius entsprechende Machtmittel zur Abreaktion zur Verfügung stehen, mit denen er seinen Nahbereich trak-

tiert. Demgegenüber steht einem vollständig gelähmten Menschen nur die nackte Idealität zur Verfügung. Er fühlt ohne Nahbereich, ohne in der Lage zu sein, Gefühle unmittelbar mit einem Außen zu teilen, eine Naturwüchsigkeit zu leben, um aus dieser heraus Beziehungen zu gestalten, abgesehen davon, der hohe generalstabsmäßig bereitzustellende kommunikative Aufwand auch gar nicht vereinbar wäre mit einem die Kommunikation begleitenden Natur- und Wildwuchs, wiewohl die Lähmung sich darüber keinen Kopf macht, denn in ihr gerinnt Intersubjektivität notwendig – von jeder Naturwüchsigkeit entkleidet – zur imaginären Intersubjektivität, aus der Not heraus, vielleicht dass Filmmacher Julian Schnabel gar nicht weiß, dass er aus der Not eine Tugend macht, sich keine Vorstellung macht, dass das, was sein Film als hochfahrendes Gefühlsglück eines vollständig gelähmten Menschen sehr schön herausarbeitet, in der sogenannten normalen oder gesunden Welt die größten Verwüstungen heraufbeschwören kann, noch dazu, wenn ein solches Glück – ein Leben über den Wolken – zum eigentlichen Leben verklärt wird, ganz besonders fragwürdig im Kontext von Resozialisierung: wenn Opfer und Täter in die Normalität zurückfinden müssen, zumal in eine, die jedes Maß vermissen lässt, ohne zu wissen, dass das *Naturwüchsige ohne Maß* notwendig zum Problem wird, wenn es darum geht, Bestandsinteressen sozialverträglich geltend zu machen. Der Sozius kann sich – anders als ein von Kopf bis Fuß gelähmter Mensch – unmöglich damit zufrieden geben, einfach nur “da” zu sein, so in der Art: *ich fühle, also bin ich*, einer Art, in der sich das *Gefühl* (Idealität) an *nichts* (Nahbereich) bricht, außer an sich selbst.

Die vollständige Lähmung vermittelt rein formal einen Begriff von dem, was es heißt, abzuheben. Dort sind Innen und Außen fast vollständig voneinander isoliert, nur über das Augenlid kommunikativ miteinander verbunden. So etwas wird gewöhnlich nicht als krankhafte Störung einer Innen-Außen-Beziehung bezeichnet, indes die Störung in der sogenannten normalen Welt immer mehr zur Regel wird, um die der Gesunde sich – ohne Not und mit gravierenden Folgen – nicht bekümmert, ohne Not deshalb, weil der Gelähmte froh wäre, wenn er etwas hätte, worum er sich kümmern könnte. Hier fühlt sich der Gesunde schnell überfordert.

Neben der Lähmung und dem sogenannten gesunden Menschen, wir wollen ihn mal den “Normalen” nennen, gibt es als dritte Kategorie Menschen, die massiver Gewalt ausgesetzt sind, ohne Chance, sich dieser aus eigener Kraft zu entziehen. Sie haben – nicht selten noch lange nach ihrer Befreiung – nicht einmal die Chance, überfordert zu sein. Wir wollen im folgenden den Versuch unternehmen, alle drei Daseinskategorien zusammenzuführen, indem wir Unterschiede und Gemein-

samkeiten herausarbeiten. Dabei wollen wir insbesondere die Gemeinsamkeiten zwischen (Gewalt)Opfern und sogenannten “normalen” Menschen herausarbeiten und in das übergeordnete Ziel einer *begrifflichen Bestimmung der Teilhabe* und die mit ihr einhergehenden Innen-Außen-Problematik integrieren. *Aus dem Innen-Außen-Verhältnis heraus sind wir gehalten, soziale Strukturen wahrzunehmen und zu produzieren. Teilhabe hängt davon ab, wie und ob das gelingt.*

Wenn man davon ausgehen kann, dass das Gewaltpfer selbst im tiefen Loch von Amstetten fühlt, ohne sich der naturwüchsigen Gewalt seines Peinigers entziehen zu können, dann hat das gravierende Folgen für ein Leben nach der Befreiung von seinem Peiniger: das Opfer erfährt die Naturwüchsigkeit der sogenannten Normalität als Bedrohung, es verbindet mit ihr vor allem Gewalt, es findet nur schwer, wenn überhaupt, in die Normalität zurück. Vor allem die Erinnerungen des Opfers finden keinen Zugang zur sogenannten Normalität, umso weniger, als schon die Gegenwart als solche wesentlich geprägt ist über kaum änderbare Erlebnisschichten der Vergangenheit, mit denen das Opfer leben muss. Das Opfer leidet ganz besonders unter einer retrospektiven Invarianz. Varianz im Hinblick auf den retrospektiven Blick auf die Vergangenheit ist möglich, weil Erinnerungen verlassen, das umso weniger, je weniger Erinnerungen in der Lage sind, ihren traumatischen Charakter abzustreifen. Wesentlich für Entwicklung durch Sozialintegration – sprich: Teilhabe – ist aber gerade, dass der Blick auf die Vergangenheit nicht obsessiv ist, sich ändert und ändern kann. Je nachdem, in welchem Licht Erinnerungen erscheinen, bzw. in welchem Ausmaß sie das Opfer traumatisiert zurücklassen, sind sie und die durch sie induzierten Gefühle dem Nahbereich entzogen, sie wollen mit ihm nicht mehr in einem Atemzug erlebt, gelebt, ja, oft genug nicht einmal genannt werden, vielleicht dass Gefühlsbezüge in der Art unseres Ex-Kanzlers Schmidt sorgfältig versteckt werden müssen, das heißt, der mit Gefühlen einhergehende Nahbereichsbezug wird mehr oder weniger aktiv verdrängt bis hin zur vollständigen Nichtexistenz (Abspaltung), bis dieser am Ende durch Gefühle nicht mehr einholbar ist, mit der Folge, dass Menschen füreinander immer weniger Interesse aufbringen, wie gesagt, das alles, weil das Gefühl über den Mechanismus der *Verschiebung des Gefühls im Objektbezug* “abzuheben” in der Lage ist. Damit hört das Opfer aber nicht auf zu fühlen. Im Gegenteil, die Fähigkeit zu fühlen bleibt ungebrochen. Hitler war gewiss nicht arm an Gefühlen, dafür umso gefühlskälter anderen Menschen gegenüber, selbst wenn er sie, wie wir alle wissen, mit seinen Gefühlen erreichte wie kein anderer und sie sich hochgradig und intensiv von ihm beleben ließen. Dabei ist es völlig uninteressant, ob er uneingestanden schwul

war. Wesentlich ist, er liebte den *Deutschen*, aber er interessierte sich nicht die Bohne für den *konkreten Menschen* wie er leibt und lebt, ein gravierender Unterschied, den die Verheißungssucht nicht begreift.

Noch im tiefsten Gefängnisloch von Amstetten wird gefühlt. Auch dort haben wir es mit Menschen zu tun, die (über)leben (wollen) und daher gehalten sind, auch “positive” Gefühle der Hoffnung – wenn auch vergeblich – selbst mit dem Peiniger zu verbinden, um dann – verkehrte Welt! – das Licht der “normalen” Welt kaum zu ertragen, dann, wenn sich das Opfer nach zwei Jahrzehnten mit dieser zu stark, zumal völlig unvorbereitet konfrontiert sieht. In der Konfrontation mit der Normalität zeigt sich diese alles andere als normal. Es geht hier weniger darum, ihr das als Defizit anzukreiden, als vielmehr das Verhältnis zwischen Opferrealität und Normalität einzukreisen; es geht, wie schon an anderer Stelle gesagt, um Schwierigkeiten, die sich ergeben, wenn Gefühle abheben und die Idealität es ablehnt, sich am Nahbereich zu brechen. Beginnen wir mit der Feststellung, dass nach einer Befreiung die übelsten Erinnerungen lange, wahrscheinlich ein ganzes Leben schwer und verdunkelt auf dem Gemüt eines Opfers lasten. Erst viel später und dann auch nur nach und nach weiß es zu ermessen, was es heißt, in der sogenannten normalen Welt anzukommen, wenn das überhaupt gelingt, um in dieser neuen Welt alle erlebten Grausamkeiten buchstäblich zu begraben, von der sogenannten Normalität hermetisch abzuriegeln. Das Opfer bleibt Opfer, indem es – aus purer Notwehr – sich seiner *Erlebnisschichten der Vergangenheit* beraubt. Wie nun um alles in der Welt das traumatische und traumatisierte Leben (es gibt kein anderes, das dem Opfer zur Verfügung stünde) in die neue, sogenannte normale Welt hinüber ziehen und zugleich in dieser neuen Welt konstruktiv agieren?, zumal diese selbst überfordert ist, dazu aufdringlich und hysterisch ob der ganzen Grausamkeiten reagiert, ohne aber in den Erinnerungen des Opfers zu stecken, um diese – dies ihre Überforderung – auf ihre Gefühlssubstanz hin beurteilen zu können, und dennoch unentwegt urteilt und in dieser ihrer Aufdringlichkeit einen Anteil trägt, dass Opfer irre an sich selbst, ein zweites mal zu Opfern werden. Erst wird es stigmatisiert: durch Aufdringlichkeit und Hysterie seiner Vergangenheit beraubt, um sich dann selbst zu stigmatisieren, eben weil es in einer hysterisch-überforderten Normalität nur äußerst schwer ein Verhältnis findet zur eigenen Vergangenheit, zumal nicht selten und zu allem Überfluss Erwartungshaltungen hinzukommen, wie das Opfer sich selbst und das, was es erlebt hat, zu sehen hat. So kann es der Versuchung nicht widerstehen, es der Normalität recht zu machen, ohne in ihr angekommen zu sein. Oftmals wollen Opfer ihre Umgebung übertreffen – im Guten wie im Schlechten; in einer konservativen Umge-

bung sind sie nicht selten konservativer als die Umgebung selbst. Wie sie sich auch drehen – sie kommen einfach nicht an und die sogenannte Normalität tut kaum etwas, es ihnen leichter zu machen. Wahnwitzig wie der Rationalisierungswahn weiß sie immer alles ganz genau, noch bevor sie auf etwas gestoßen ist. Es sind vor allem die sogenannten “Normalen”, die mit ihren aufdringlichen Vorstellungen über das Grausame die Traumatisierung unnötig verlängern. Immerzu bestehen sie darauf, die Erfahrungen des Opfers an dem zu messen, was sie für “normal” halten, unmöglich, schon weil Vorstellungen zufällig sich heute so und morgen wieder anders äußern. Filmemacher lassen sie, wenn ihnen danach ist, in perverse Horrorspiele münden, um dem Zuschauer ein paar Erlebnisintensitäten mehr zu verschaffen, in immer höheren Dosierungen und das im Kontext eines alltäglichen Nahbereichs, an dem sich das Gefühl immer weniger bricht; stattdessen bricht es sich an sich selbst, um nicht zu sagen: an nichts. Das Gefühl hebt ab. Hier sind längst alle Dämme gebrochen. Längst gehört das abgehoben Perverse, an dem sich das Opfergefühl weiß Gott nicht zu laben vermag, zum Mainstream und lässt dabei noch jedes Maß vermissen. (Vgl. E8) Ist das ein Wunder? Die Kunst selbst steht Model für diesen heute gesellschafts-umfassenden Dammbruch. Der Künstler glaubt von Haus aus, das Maß, woran er sich bemisst, allein in sich selbst zu finden, etwas anderes akzeptiert auch der Mainstream nicht. Das Maß aller Dinge ist angeblich der Mensch selbst. Das hat schon die Renaissance nicht überlebt. Das hieße nämlich, allein der Naturwüchsigkeit in der Art “jeder gegen jeden”, also dem fundamentalen Bestandsinteresse ohne *Wenn und Aber* alle Türen zu öffnen, ohne Maß, bzw. mit einem solchen, das sich von selbst versteht und daher ändert, wenn sich die soziale Realität ändert.

Dabei braucht das Maß, will es zuverlässig messen, die unverrückbare Eigenschaft. Der Mensch selbst ist alles andere als unverrückbar, vielmehr zu allem fähig. Und dann glaubt man, ein unverrückbares Maß, an dem sich das menschliche Handeln orientieren kann, nicht nötig zu haben, bzw. dieses allein in sich selbst finden zu können, in dem, was man tut, weil man sich selbst und das, was man tut, für normal hält. Wie auch sollte die Normalität etwas anderes kennen als sich selbst? Dahin muss das Opfer erst einmal kommen: zur Normalität gelangen, um ermessen zu können, dass es bei weitem nicht ausreicht, sich zu den Normalen zählen zu können. Eine Quadratur des Kreises; schon der Normale findet immerzu Haare in der Suppe seiner eigenen Normalität, wenn auch uneingestanden, im Geheimen, freilich ohne es, zu seinem eigenen Leidwesen, so recht verhehlen zu können. Wie aber soll das wirkliche Opfer in eine Normalität finden, die von sich selbst nicht

überzeugt ist, um nicht zu sagen: die in Wirklichkeit keiner kennt?, noch dazu hin zu Menschen, die es nicht nötig haben, sich zu den Opfern zu zählen, weil sie sich für normal halten, aber sich vor dem Opfer fürchten, kein gesteigertes Interesse zeigen, mit ihm zu verkehren, könnten sie doch womöglich in sich selbst das Opfer entdecken. Woher nur diese Angst? Und warum sich ihr nicht stellen? Das mündete unmittelbar ins politische Engagement. Die Angst des Opfers ist legitim, weil sie sich von selbst versteht. Warum gilt das nicht auch für den Normalen? Vielleicht dass sich beide Seiten ähnlicher sind, als sie es für wahr halten mögen? Auch das Opfer legt viel Wert auf Abgrenzung, in der Annahme, dass die Normalität etwas wieder gut zu machen habe, und verstellt damit ungewollt Gemeinsamkeiten, die in ein gemeinsames politische Engagement fließen könnten, ein wahrhaftiges, nicht nur aufgesetzt, wo die eine Seite die andere immerzu instrumentalisiert. Wenn es aber tatsächlich gravierende Ähnlichkeiten gibt, dann müssen wir versuchen, einen zureichenden Begriff von ihnen zu entwickeln, der über allgemeine Betroffenheitsrührseligkeiten hinausgeht. (Vgl. E7)

Man hört Vergewaltigungsopter oftmals sagen, dass derjenige, der noch nie vergewaltigt worden ist, nicht ermessen kann, was es heißt, vergewaltigt worden zu sein. Schon hier scheint die Normalität keine Chance zu haben, es gut mit dem Opfer zu meinen. Doch es kommt wahrscheinlich noch etwas hinzu: Wir glauben, dass man das Opfer vor der Normalität schützen muss, zum einen, weil diese, wie schon gesagt, sich unentwegt und allein nur aus sich selbst heraus versteht, es ablehnt, sich an etwas messen zu lassen, was außerhalb von ihr angesiedelt ist, zum anderen, und das wiegt genauso schwer, weil der Normale den Missbrauch verdoppelt mit seinen maßlosen Vorstellungen über den Missbrauch, seiner Dämonisierung, um sich zugleich von ihm beleben zu lassen. (Vgl. E8) Das alles wäre vielleicht noch zu ertragen, wenn sich der Normale nicht auch noch für etwas besseres hielte: er verdrängt seinen Opferstatus noch dort, wo er offen zutage tritt, er steckt Verletzungen weg, mit ihnen seine Vergangenheit, irgendwohin, wo er sie oft genug nicht wiederfindet, wie auch anders?, wird der Opferstatus ihm doch wider besseres Wissen nicht zuerkannt. Das fängt damit an, dass man im Täter das Opfer nicht sieht, nicht sehen will. Unentwegt klagt man, dass wir uns zuwenig um wirkliche Opfer und zu viel um die Täter bekümmern. Ja, der Spießer weiß immer alles ganz genau, was das Opfer braucht und vor allem, was es nicht braucht. (Vgl. E7) Und überhaupt, jammern die Deutschen nicht viel zu viel? Für unsere Begriffe eine ihrer eher besseren Eigenschaften.

Vielleicht ist der Sozius der sogenannten Normalität ja viel weniger normal als er denkt, noch dazu aus einer servilen wie affirmativen Ein-

stellung eben dieser Normalität, resp. einer sozialen Realität gegenüber, in die er sich unproblematisch involviert glaubt, bzw. sich involvieren (lassen) möchte. Wenn Integration fehlschlägt, ist immer – wie einfach! – der andere schuld, aus einer Mentalität der Indifferenz heraus, die alle Differenzierungen im alltäglichen Nahbereich zuscheißt, so dass dieser einer überprüfenden Analyse kaum mehr zugänglich ist. (Vgl. E6) Entweder Sozialintegration gelingt auf geradem Weg oder sie wird voraus-eilend abgewürgt. Krumme Wege, die das Vielgestaltige im Nahbereich heraufbeschwören, stören. Der Sozius einer vielgestaltigen sozialen Realität wäre vielleicht in der Lage zu ermessen, dass es eines unver-rückbaren Maßes bedürfe, das sich nicht aus eben dieser sozialen Realität versteht. Oder sie gerönne zur glatt-opaken Oberfläche einer für sich selbst sprechenden Realität, von der alles wie von einer Teflon-schicht abgleitet. Dort mutieren die Objekte des Nahbereichs zur Ver-heißung auf was auch immer, zu einem sozialen Körper, in dem Men-schen sich nicht ernst nehmen, kurz, ein vielgestaltiger, widerborstiger, dazu eigensinniger Nahbereich interessiert schlachtweg nicht. Wir wol-ten es mal so ausdrücken: er ist entweder vielgestaltig oder gar nicht: der Sozius zöge gleich einem toten Planeten und ohne Gravitations-zentrum einsam seine Kreise, phobisch, immerzu nur um sich selbst herum.

Wir finden eine indifferente Mentalität anstrengend, die sich derart, noch dazu ohne Not der Vielgestaltigkeit verschließt, und die noch da-zu ihren Verschluss vernunftgründig tarnt. (Vgl. E6) Der Film “42plus” versucht so etwas wie Vielgestaltigkeit einzufangen, er konfrontiert Fi-guren miteinander, die zu ihrem Leidwesen langsam mitkriegen, wie wenig sie zueinander passen, und die am Ende dennoch konstruktiv zu-sammenfinden. Das gelingt freilich – und das ist lehrreich, entspannend und unterhaltsam zugleich –, indem er nicht großartig dramatisiert. Alle Figuren finden am Ende des Films in ihre Normalität zurück. Dadurch entgeht Sabine Derflinger dem Kitsch, zumindest über weite Strecken, zum Beispiel durch die Art und Weise, wie sie den Tod behandelt. Die-ser ist immer präsent, er spielt aber keine alles zuscheißende Rolle, die das Vielgestaltige zu einem glatt-opaken Körper sogenannter Normali-tät gerinnen ließe, um am Ende der mentalen Indifferenz Tür und Tor zu öffnen: *die Welt ist eben doch ein Jammertal, es hat eh alles keinen Sinn.*

Wir denken, dass es einen Zusammenhang zwischen *Stigmatisierung* (und das heißt, dem Gefühl, in der Normalität immer nur nicht anzu-kommen, ihr nie wirklich anzugehören), *Rühseligkeit* und *Gewalt* gibt, den wir möglichst nachvollziehbar ausformulieren wollen; ob uns das gelingt, wird der Leser entscheiden müssen. Unsere These, die darauf hinausläuft, dass die Gewalt eines Täters immer auch auf das Opfer im

Täter verweist, mag so neu nicht sein. Doch was nützt das, wenn der Täter-Opfer-Zusammenhang im sozialen Leben (des sogenannten normalen Menschen) nicht oder nur noch in Spurenelementen präsent ist, das heißt, wenn das unentwegt sich ändernde soziale Leben vergangene Darstellungen nicht mehr als in sich schlüssig anzuerkennen in der Lage ist. Das, was vor 150 Jahren geschrieben wurde, wird heute nicht mehr als überzeugend und in sich schlüssig empfunden, schon weil uns die damalige Sprache heute kaum mehr erreicht. So erreicht zum Beispiel das grundlegende Kapitel über den *Fetischcharakter der Ware* aus dem *Kapital* von Karl Marx die Menschen kaum noch, auch wenn dort schon Grundlegendes über den (Tat)Sachenfetisch zu lesen sein mag, nur dass dieses Kapitel nicht mal von Autoren hinreichend verstanden wird, die aus ihm in ihren Arbeiten zitieren, um nicht zu sagen, sie schreiben Marx ab, sie machen ihn quasi, wie er leibt und lebt, zu einem der ihren, seinen Text zum eigenen Text, faseln noch irgendwas drum herum, mag sein, weil sie glauben, im *Kapital* stünde so etwas wie in Granit gemeißelt, zu dem sich aufschauen ließe wie zu einem Gott. (Vgl. B2) Unser Leben und unsere Erfahrungen sind aber nicht die von Marx und bedürfen daher einer Sprache, die zu uns passt, mit der wir aufgewachsen sind. Nur dann übertragen wir die *alten Themen* auf unsere Zeit, auf eine Weise, als würden wir ihnen zum ersten mal begegnen. Dabei bleiben sich die Themen – und wie wir uns durch sie in die Praxis involviert fühlen – nicht gleich. Vieles, was früher ganz weit weg war, kommt heute viel näher an uns heran, weil es diese stumpfe Subjekt-Objekt-Beziehung – als festgefügter ehrwürdige, resp. unhinterfragbare Sichtweisen – nicht mehr gibt, die vom Innenleben des Subjekts glaubt absehen zu können, vielleicht dass mit zunehmender Individualisierung das fragende Innenleben eine viel größere Rolle spielt und daher die Dinge nicht mehr nur aus der Distanz, sozusagen nach Gutsherrenart, vermittelbar sind, um den Bürger auf die Straße zu treiben. Der engagiert sich unabhängig davon, wie schlecht es ihm geht, immer weniger, wenn der Erzieher sich nicht erziehen lässt, bzw. sein Innenleben immer nur festgefüg und wie gehabt einbringt. Die Medien – die unmittelbare Wahrnehmung der Themen über das Auge – tun ein Übrigens, die Erwartungshaltung auf *Wahrhaftigkeit durch mehr Nähe* (in Bezug auf sich selbst und andere) zu verstärken.

Die Marx-Interpretation B3 lässt das Innenleben keineswegs außen vor. Ihr zufolge wurde die Ware historisch für den Sozius zum Problem (sozialer Integration), an dem er sich rieb und weiterentwickelte. Die Ware wurde bei weitem nicht zum umfassenden Fluch von Entfremdung und Verdinglichung, dem der Sozius nur hilflos ausgeliefert war. Unsere Lesart der Kapitel über die *Ware*, vor allem des Kapitels *über ih-*

ren Fetischcharakter, ist eine andere. Wir fragen, *was kann der Einzelne für die Gesellschaft tun*, welche Fähigkeiten kann und muss er ggf. verinnerlichen, damit soziale Integration gelingt, bzw. um sich als Produzent sozialer Strukturen wahrnehmen zu können. Was muss er lernen, um sich sozial zu integrieren, ohne sich dabei permanent selbst im Weg zu stehen und damit sich selbst zur allergrößten Last zu werden. Heute weiß man zum Beispiel, dass es gut ist, wenn Kinder schon im Vorschulalter lernen, über ihre Gefühle zu sprechen, damit es ihnen später nicht mehr schwer fällt und sie immer nur nach "oben" schauen müssen, zu irgend welchen Möchtegern-Charismatikern, um Gefühle verpasst zu bekommen, die sie aus sich selbst heraus und dem, was sie jeden Tag machen, nicht erzeugen können. Je früher ein Kind lernt, sich selbst – sein Innenleben – zum Thema zu machen: über eigene Gefühle zu sprechen – gefühlsverdrängend, nicht zuletzt um sie zu kontrollieren –, desto weniger bildet sich in ihm der Gefühlsjunkie aus; dann will oder braucht es als Erwachsener den Charismatiker nicht, um sich zu beleben.

Auch in der Marx-Interpretation B3 fragen wir uns, mit welchen Integrationsproblemen sich die Menschen konfrontiert sahen, als die Ware in die Welt kam. Zugegeben, etwas eigensinnig und gewöhnungsbedürftig, was wir da machen; das Wort "Dialektik" kommt in unserem Wortschatz nicht vor, wie im Übrigen auch kaum im *Kapital* von Marx. Der Text ist auch nur ein Interpretationsversuch, aber in der Hoffnung, dass das, was früher geschrieben wurde, als Quasi-Botschaft in uns und unserer Zeit fruchtbar werde, noch einmal auferstehe, primär im Inneren eines Menschen und das nicht immer nur wie gehabt. Derrida würde vielleicht sagen, und Habermas könnte dem vielleicht zustimmen, der Text von Marx entziehe sich jeder logozentrierenden Betrachtung; wir sagen, weil Menschen, Zeiten und ihre Probleme sich ändern, nicht weil es eine *Urschrift* gibt. (Vgl. WIF-GKO, Kapitel 3.4.2)

Auch ohne Urschrift bleiben sich Texte nicht gleich, wenn wir sie interpretieren, wenn sie durch uns hindurchgehen, ebenso wenig wie der von uns einmal mehr aufgewärmte Zusammenhang zwischen *Stigmatisierung, Rücksichtigkeit und Gewalt*. Die Frage ist immer: wie bringen wir die fraglichen Begriffe zusammen – mit welchen nicht nur sprachlichen Mitteln, denn wir bedienen uns auch visueller Mittel, indem wir unentwegt auf Filme verweisen –, um jene Begriffe in einem veränderten Licht erscheinen zu lassen, wir hoffen, in einem Licht, dem sich der heutige Leser – so in der Art: was geht's mich an – weniger zu entziehen vermag, als dies früher noch möglich war. Der fragliche begriffliche Kontext sei hier in wenigen Sätzen wie folgt zusammengefasst:

In der Rücksichtigkeit (der Verheißung) vermag der Sozius seine Stigmatisierung

vor anderen, nicht zuletzt vor sich selbst, zu verstecken, mehr oder weniger erfolgreich, das heißt, er fühlt sich mehr oder weniger uneingestanden von der Normalität isoliert, durch geheime, seinem Innenleben aufgebrannte Zeichen, die quälen, ohne dass er sie recht deuten, geschweige denn, mit ihnen umgehen kann. In dem Maße freilich, wie er sie für ein Außen transparent machen kann, wird Vielgestaltigkeit möglich, die dann aber in der Rühseligkeit nicht mehr aufgeht: unvereinbar mit unendlich in die Zukunft verlängerten Gefühlen der Verheißung, dessen Unterbrechungen unkontrollierte Gewaltausbrüche, das heißt, wiederum Stigmatisierungen herausbeschwören. Auf den Punkt gebracht, Rühseligkeiten – um nicht zu sagen: in Stein gemeißelte Gefühle – sind unvereinbar mit sozialverträglicher Intersubjektivität, aber auch unvereinbar mit einem erträglichen Innenleben, das, anstatt über sich selbst zu sprechen – über Gefühle, vor allem über Verletzungen mit all ihren geheimen Zeichen –, sich Entlastung verschafft durch Gewalt nach Außen aufgrund kleinstter Anlässe.

6.3 ...geht mit Bewegungsunfähigkeit einher

Soziale Vielgestaltigkeit ist ganz besonders gehalten, sich zunächst im Inneren einer Person zu bewahren, bevor sie sich – unentwegt um Verifikation in einem Außen bemüht – in einen sozialen Sachverhalt sprachgestützter Interaktion ergießt. Das setzt den Willen zur permanenten Kommunikation voraus, auch wenn es mal weh tut oder unbehaglich ist. Doch wozu immer wieder kommunikative Überprüfungen, um in ihnen und durch sie hindurch soziale Strukturen zu konstituieren, wo doch der Rationalisierungswahn eh immer alles schon weiß, noch bevor er auf etwas gestoßen ist?

Wir haben schon an anderer Stelle gezeigt, wie der Rationalisierungswahn alles zuscheißt (vgl. E6), dass und wie er alles platt macht und nivelliert, z.B. indem er Einwände, die sich zunächst vielleicht auch aus sogenannten destruktiven Stimmungen speisen, diskriminiert und abwatscht, weil er in der “Sache” weiterkommen will. Auf diese Weise verallgemeinert der Rationalisierungswahn das Desinteresse an der Vielgestaltigkeit, überdies eine alles nivellierende Mentalität der Indifferenz. Er erlebt Vielgestaltigkeit als Bedrohung, genauer: als mentale, sprich: innere Disposition erlebt er den beweglichen Abstand zu den sozialen Strukturen, der ihre Vielgestaltigkeit überhaupt erst ermöglicht, als Bedrohung, mit der Folge einer Nivellierung eben dieser Strukturen, eine Mentalität, die vor allem solche Gefühle fürchtet, die aus der Bewegung permanenter kommunikativer Überprüfungen heraus entstehen. Die sind in der Tat nicht immer nur schön. Die Folge: ohne innere Beweglichkeiten wird das Sozialstrukturelle in krankhafter Projektion versubjektiviert, im Inneren eingeschlossen, zur Bewegungsunfähigkeit verurteilt, um sich zugleich quasi-verobjektivierend einem Außen zu öffnen, das

freilich in einer mit Rührseligkeiten einhergehenden nicht diskutierbaren Verheißung sein Heil sucht. Vielleicht kann man sich alternativ dazu eine sozialverträgliche mentale Disposition wie folgt vorstellen:

Beide Seiten – inneres Bild und innerer Monolog einerseits, strukturgenerierender Text oder Rede zu jemandem anderseits – stehen in einem Verhältnis zueinander, in dem sich beide Seiten *Strukturen bildend* voneinander weg und *Strukturen verinnerlichend* zueinander hin bewegen können. Die Bewegung beginnt damit, dass das innere Bild, das ein Gefühl unmittelbar auszulösen vermag, seinen Weg – gefühlsverdrängend – zum inneren Monolog sucht (imaginative Intersubjektivität), dann aber auch einen Weg heraus aus dem Locked-In-Syndrom einer imaginativen Gefangenschaft hin zu Rede und Text findet, um soziale Strukturen zu konstituieren, mithin einen Sozialisierungsprozess, in den mindestens zwei Menschen einbezogen sind – eine bewegende Verwandlung oder verwandelnde Bewegung, die *Innen* und *Außen* verbindet, in der Lage, Menschen entfernt – über verbindende Theoriekonstrukte – miteinander zu verbinden. Denn nicht der Mensch als solcher, sondern Theoriekonstrukte, die sich in ihm ausbilden, funktionieren als Objekte der Begierde und werden, wo sie entstehen, libidinös besetzt. Sie bilden ferner einen kommunikativen Puffer, an dem Gewalt sich bricht. Menschen schützen sich vor ihren Aggressionen, wo sie sich (gemeinsam) an Theoriekonstrukten abarbeiten können; sie merken nicht, dass sie sich auf eine Weise schützen, die permanent eingeübt werden muss.

Damit Theorien als Puffer funktionieren, müssen ihre Sätze, aus denen sie sich zusammensetzen, diskutierbar sein, das heißt, es erübrigte sich jede Diskussion, wenn man einem Satz nur *zustimmen oder nicht zustimmen* kann. Umgekehrt fühlen sich Menschen unter Druck gesetzt im Glauben, einem von zwei Sätzen, die sich widersprechen, zustimmen zu müssen. Es ist aber möglich, dass sie beide falsch sind. Das mag der Fernsehzuschauer als unerträglichen Spannungszustand erleben, wenn er Diskussionen in politischen Sendungen verfolgt. Die politischen Wadenbeißer wissen sich vor der Kamera durchaus zu benehmen, wenn sie unentwegt aneinander – vor allem aber an der zu verhandelnden Sache – vorbeireden, und dennoch machen sie zuweilen den Eindruck, als würden sie sich am liebsten an die Gurgel gehen – für nichts im Grunde, nur weil sie sich ärgern, dass der andere “da” ist. Ja, wieso existiert er überhaupt? Sähe die Welt ohne ihn nicht viel besser aus? Täte sie nicht!

Mit den gerade genannten Voraussetzungen erst ist interaktive Stabilität möglich, mithin ein sozialverträgliches Leben, wobei das, was das Sozialstrukturelle konstituiert: die Bewegung nach Außen, mit dem Imaginativen schwanger geht: mit der Bewegung nach Innen, Verinner-

lichung, die mit einem Gefühlsimpuls – einem Bild – abschließt, um den ganzen Prozess einmal mehr wie gehabt gefühlsverdrängend auszulösen. So geht das Lesen eines Textes wie das Hören einer Rede schwanger mit einem inneren Monolog, der sich seinerseits zu gefühlsträchtigen inneren Bildern verdichtet, vielleicht – und genau hier beginnt das eigentliche Verhängnis – zu übergroßen, unendlich weit entfernten Bildern der Verheißung, die sich zugleich, *den Nahbereich austrocknend*, im Innen einmauern, aus dem es dann kein Entrinnen mehr gibt, so dass *Teilhabe* im Nahbereich ausdünnt und mit ihr der Nahbereich selbst: der Austausch von Innen und Außen unterbrochen wird, das heißt, Innen und Außen werden in eins gesetzt, tatsachenfetischisierend kurzgeschlossen. Denn auch die imaginative Gefangenschaft verweist auf ein Außen, das freilich in der bloßen Tatsache aufgeht. In einem solchen digitalisierten Innen-Außen-Kurzschluss gerinnen Fragen allenfalls zu Verständnisfragen, darin Kommunikationspartner ihrer sozialen Bestimmung einer sozialverträglichen Intersubjektivität nicht mehr gerecht werden können.

Kurzum, ohne Bewegung verbleibt Teilhabe eingemauert im Imaginativen einer Verheißung; mit ihr steht am Ende alles still, dann ist alles wie es ist, weil nicht sein kann und schon gar nicht werden soll, was nicht sein darf, zumal dann, wenn Ausbruchsversuche aus dem Locked-in-Syndrom nachhaltig zurückgewiesen werden durch allseitige Kommunikationsverweigerung im Kurzschluss. In der Imagination wird der alltägliche Nahbereich durch Objekte der Verheißung ersetzt, die von Gefühlen unendlicher Sehnsucht besetzt werden, die ihrerseits das Bewegende und das, was sich noch zu bewegen wagt, im Tatsachenfetisch des Rationalisierungswahns, der in der Sache weiterkommen will, stilllegt. Dabei vermeidet das Gefühl jede Bewegung weg vom (inneren) Bild. Warum auch?, kann ein so gestrickter Sozius sich doch darauf verlassen, dass das am Bild klebende Auge unmittelbar und sehr intensiv fühlt. Was will er mehr? Der Gefühlsjunkie lehnt es ab, Gefühle auf Umwegen – auf andere Weise als über das (innere) Bild – zu erneuern, nicht durch das, was in mühsamer Kommunikation an sozialen Strukturen sich herausbilden würde: ein öder Objektbezug des Gefühls, dazu angetan, den Sozius von der sozialen Realität zu isolieren. Wesentlich ist: *Das Bild, in das sich das Vielgestaltige nicht ohne weiteres pressen lässt, stellt die wesentliche Verbindung zu einem Außen her. Indes gerät eine Normalität, die darauf besteht, "im Bild zu bleiben", sprich: die das Vielgestaltige, also Andersartige fürchtet und diskriminiert, in eine Isolation, aus der es dann in der Tat kein Entrinnen mehr gibt.*

Da mag es doch ein Segen sein, dass der Nahbereich immer und überall präsent bleibt, und sei es in Gestalt alltäglicher ödester Verrich-

tungen. Der Nahbereich klopft durch vergangene Erlebnisschichten hindurch, mit denen seine Objekte kontaminiert sind, immerzu weiter an die Tore der Gegenwart, immer eingedenk, dass der Nahbereich sich selbst nicht gleich bleibt, in dem Maße ausdünnt, je erfolgreicher und vor allem je nachhaltiger mögliche Ausbruchsversuche aus der imaginativen Gefangenschaft zurückgewiesen werden. Dann ist die putzimelnde Hausfrau froh, wenn sie immerzu noch was zu putzen findet. Wer putzt, ja, wer sich die Putzerei, noch dazu das Händewaschen bis zur Phobie auferlegt, kommt buchstäblich nicht auf "dumme" Gedanken, Gedanken, die aus der Einsamkeit führen könnten, indem sie den Nahbereich erweitern, die ihm die Welt vielleicht in einem veränderten Licht zeigen würden. Er verlernt das Denken in Perspektiven bis zu einem Punkt, wo das behavioristische Prinzip, einfach nur noch signalgesteuert zu reagieren, fröhliche Urständ feiert.

Und wird es nicht immer schlimmer? Wir leben in einer Gesellschaft des ausdünnten Nahbereichs. Die Politik lässt uns im Stich. Sie betont immer wieder, dass sie nichts dagegen tun kann, dass die Arbeit immer mehr ausdünnt. Für Arbeit soll ausschließlich die Privatwirtschaft, um nicht zu sagen, der Markt zuständig sein, während die Politik es ablehnt, dafür zu sorgen, dass der Faktor Arbeit sinnvoll ausgelastet wird, indem im sozialen Infrastrukturbereich entsprechend viele Arbeitsplätze eingerichtet werden, solche, die sowohl hohe wie ganz hohe Anforderungen an den Einzelnen stellen, dazu auskömmlich bezahlt sind, wodurch überhaupt erst Aufstiegsmöglichkeiten für den Bürger entstehen. Der Ruf nach mehr Bildung ist sinnlos ohne Aufstiegsmöglichkeiten, die den einzelnen erst zu mehr Bildung motivieren würden? Und welchen Sinn soll es haben, Menschen mit einem bedingungslosen Grundeinkommen nach Hause zu schicken und einfach darauf zu vertrauen, dass sie von selbst kreativ werden? Etwa weil es den Markt gibt? Mein Gott, was ist der Götz Werner naiv. (Vgl. WEG-BGE) Nein, die Politik muss den Bürgern etwas anbieten. Zum Beispiel eine Hochschulausbildung für Kindererziehung im Vorschulbereich. Stattdessen lässt die Politik Menschen, die kaum mit sich selbst klar kommen, auf unsere Kinder los. Sie lehnt sich zurück und wartet in der Art unserer antiautoritären Weltverbesserer, dass sich die Dinge von selbst regeln. De facto vertraut sie darauf, dass der Markt alles richtet; vielleicht dass man ihn nur möglichst frei walten lassen muss? Ja, und dort, wo die Politik glaubt, den Markt regulieren zu müssen und tatsächlich reguliert, generiert sie Bürokratien für die Bestandsinteressen ihrer eigenen Funktionäre.

Der Schrei nach mehr Bildung, höherem Kindergeld, etc. ist absolut sinnlos, ja kontraproduktiv, wenn es zugleich immer weniger, noch da-

zu immer mehr sinnlose Arbeitsplätze gibt. Gleichzeitig wundert man sich über um sich greifende Verwahrlosung und verkennt bösartig, dass diese eine direkte Folge fehlender, bzw. um sich greifender sinnloser Arbeit ist. Und man begreift ferner nicht, dass sinnvolle Arbeit nicht mit ein paar Euro mehr Kinder-, Wohngeld oder irgendwelchen Sozialtarifen entsteht. Im Gegenteil, man schmeißt das Geld nur zum Fenster raus, um am Ende sagen zu können: *so seht doch, es hat keinen Zweck, den Menschen mehr Geld zu geben; sie verweigern sich, sie sind arm, weil sie alles versauen und sich nicht bilden wollen, kurzum, mit Geld nicht umgehen können.* (Vgl. ROH-USS)

Mit der politisch gewollten Ausdünnung des alltäglichen Nahbereichs können Innen-Außen-Beweglichkeiten erzieherisch immer weniger zureichend eingeübt werden. Dadurch können immer mehr Menschen ihrer sozialen Bestimmung immer weniger gerecht werden. Genau darauf sind wir aber bis ins hohe Alter angewiesen. Wobei wir auf einer richtigen Reihenfolge bestehen: erst nachdem die Politik ihre Hausaufgaben gemacht hat, können Menschen ihrer sozialen Bestimmung hinreichend gerecht werden. Und zwar aus sich und nur aus sich heraus, ohne festgefügte, in Granit gemeißelte Strukturen, an denen sie sich orientieren könnten. Was sie sind, müssen sie primär aus sich selbst heraus sein, oder sie sind gar nichts. Sie können dabei nicht mehr – wie früher – auf bestandssichernde Strukturen in Gestalt unmittelbaren Eigentums (an Produktionsmitteln) bauen, die das Leben in vorgegebene Bahnen lenkte – mit ihren komplementären Strukturen der Verheißung, die das Gefühl unmittelbar ansprechen, damit sich Menschen entlang den Eigentumsstrukturen brav lenken lassen und sich mit dem zufrieden geben, was man ihnen hinwirft. Die Verheißung – eine Art kontrollierender Überbau – sichert die Struktur ab. Und diese baut sich, weil sie ihren Bestand absichern muss, ihren Überbau der Verheißung. Nur dass das heute nicht mehr so recht funktioniert: die mit den Strukturen einhergehenden komplementären Strukturen der Verheißung fallen immer nachhaltiger von uns ab. Als Mythen mögen sie weiter existieren; aber sie geben sich auch immer nachhaltiger als Fiktion zu erkennen: in Gestalt irregeleiteter Menschen, die immer noch an Märchen glauben, mit der roten Fahne in der Hand Betriebe erobern und enteignen wollen. Wie einfältig. Man kämpft mit der roten Fahne in der Hand für das Eigentum an Produktionsmitteln. Wir glauben dagegen, dass die *Expropriation der Expropriateure* entweder gesamtwirtschaftlich oder gar nicht stattfindet. Sie hat schon stattgefunden, ohne dass wir es merken, denn die geldpolitischen Instrumente stehen für die Expropriation der Expropriateure bereit. Dabei geht es ganz zentral um die Frage, welche Funktion dem Geld zukommt: Repräsentiert es in aller

erster Linie einen Rechtsanspruch auf Verzehr oder gelangt es als Kreditgeld in den Kreislauf unserer Wirtschaft, um das Kapital zu bedienen? Als Kreditgeld schützt es den Mechanismus der Kapitalverwertung, der sich gesamtwirtschaftlich und nicht über einzelne Unternehmen auslebt. Das heißt, der Kapitalverwertungsmechanismus lässt sich nur gesamtwirtschaftlich aushebeln. Das geschieht völlig unabhängig davon, in welchen Händen die Unternehmen sich befinden. Damit sprechen wir uns nicht gegen das öffentliche Eigentum aus, im Gegen teil, die Privatisierung der Bahn oder Sparkassen ist eine Sauerei, die ihresgleichen sucht. Doch vermag das öffentliche Eigentum den Mechanismus der Kapitalverwertung nicht auszuhebeln, um dadurch letztendlich erst die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass es *uns allen* gut gehen kann.

Wir sagen nicht, dass es keine Strukturen gibt, an denen der Sozius Halt finden kann, sondern nur, dass sie ihm auf invariante Weise eine bestandssichernde Form nicht mehr vorgeben. Er produziert sie aus sich selbst heraus immer wieder aufs Neue, bzw. er belebt sie immer wieder neu. Sie müssen immer wieder neu verhandelt werden, um am Leben zu bleiben und bleiben sich dabei nicht gleich. Und es ist der Mensch, der dies alles tut: mit dem Gefühlsimpuls und dem ihm komplementären Objektbezug fängt alles an; der Prozess ist gleichsam trieb gesteuert von Innen her motiviert, wie der Film "Die Klasse" von Cantet zeigt (vgl. Einleitung, S. 19), und zwar in einer Weise, dass schon Kinder und Jugendliche die Strukturen als innere Theoriekonstrukte aus sich heraus und in sich ausbilden, um zu verinnerlichen, sprich: Normen ihrem Innenleben aufzuerlegen. Das heißt, sie sind nicht mehr von oben herab vermittelbar. Und sie sind ihm nicht mehr durch ein Immer-schon-so-Sciendes von außen vorgegeben – als universale Struktur, vom Gottesglauben bis hin zur Allerweltsschrulle, an der sich die sozialen Beziehungen wider besseres Wissen und koste es, was es wolle, orientieren sollen. Vergeblich. Verheißen haften nicht mehr wie in früheren Zeiten, sie sind dem Innen nicht mehr nachhaltig vermittelbar. Der verstoßene Star, auf den sich alle Hoffnungen gerichtet haben, weiß Lieder davon zu singen. Heute hui, morgen pfui. Die Kommunikation selbst tritt an die Stelle des Universalglaubens (an die eingebildete Stärke). Das weiß auch der strauchelnde Star, wenn er sich gezwungen sieht, der Öffentlichkeit seine Person auseinander zu setzen. Nicht der (Selbst)Zweifel an der eigenen Leistung, ja nicht einmal die nicht (mehr) erbrachte Leistung, sondern diese nicht als sozialen Sachverhalt in Szene setzen zu können, gerinnt zur eigentlichen Schwäche, zur ganz persönlichen Katastrophe eines Stars.

6.4 Sich selbst tragende soziale Strukturen

Der alltägliche Nahbereich: wirkliches Interesse dafür, was Menschen umtreibt, ist etwas, was Philosophen, gerade die bekanntesten, immer weniger interessiert. Dafür verkehren sie zu viel unter ihresgleichen und entwickeln dort einen eher quasi-naturwüchsigen Umgang miteinander, natürlich über Theoriekonstrukte, denen sie sich verbunden fühlen, und durch die sie miteinander verbunden sind, freilich ohne sie, und damit zugleich sich selbst, der permanenten kommunikativen Prüfung zu öffnen, was Vielgestaltigkeit im menschlichen Miteinander erst möglich machen würde, aber auch erforderte. Auch mal hinausgehen, ins Freie, was anderes sehen, wäre vielleicht nicht schlecht. Anders gesagt: die Philosophien besitzen nur eine begrenzte Reichweite in das vielgestaltige Potential der Gesellschaft hinein: sie sind abgehoben, stehen "über" den Dingen, stellen zu wenig Fragen und lassen sich nur begrenzt befragen, kurzum, sie werden immer belangloser. Man beschreibt und analysiert fraglos, um nicht zu sagen: gar nicht, der Fragende gibt sich die Antwort selbst, der Frage vorauselend, indem er verinnerlichte Theoriekonstrukte mit dem, worauf sie sich analysierend beziehen, in eins setzt. Wie das funktioniert, möchten wir am Beispiel der Mindestlohnforderung illustrieren:

Ihre Schwäche besteht darin, dass sie für sich selbst steht. Darauf kann sie sich zurückziehen, weil in ihr eine Tatsachenfeststellung implizit zum Ausdruck kommt, die jede weitere Frage erübrigt, so die wesentliche Frage nach dem Systemkontext. Wer von seinem Geld nicht mehr leben kann, braucht mehr Geld, einen Mindestlohn. Noch Fragen? Das bedeutet, das soziale und technisch-ökonomische System, in das der Mindestlohn einzubetten wäre, kommt nicht in den Blick, geschweige denn, dass das System – getrennt von der Forderung – sich der Analyse öffnen würde.

Aber auch dort, wo vom *System* die Rede ist, wird es nicht hinreichend befragt, zum Beispiel von Hans-Werner Sinn, dem Chef des Ifo-Instituts: Eindringlich wies er darauf hin, dass wir es bei der Kreditkrise nicht mit einem moralischen Problem, für das man Manager als Sünderböcke verantwortlich machen könnte, zu tun hätten, sondern mit einem Systemproblem. Ein wahres Wort, wohl wahr. Doch was macht er daraus? Er leitet daraus eine (Lohn-)Forderung ab – nicht nach höheren Löhnen wie "Die Linken" und Gewerkschaften, sondern nicht weniger einfältig und überdies vollkommen zynisch: nach sinkenden Löhnen vor allem für Arbeitsplätze, die keine oder nur geringe Qualifikationen voraussetzen. Beide Seiten unterschlagen, dass die *Forderung*

als solche nicht für sich allein, sondern grundsätzlich im Kontext von Theoriekonstrukten existiert. Fragt sich nur, wie diese aussehen, ob sie zur Sprache kommen oder nicht einfach nur implizit und uneingesetzten mitschwingen, dann nämlich, wenn sie als unproblematisch vorausgesetzt werden, das heißt, keinesfalls zur Disposition stehen dürfen und daher in den Analysen nicht explizit zu Ende gedacht werden, zum Beispiel, wenn zur höheren Ehre des Systems die Würde des Menschen unter die Räder gerät. Damit gerönne die Systemkrise zu einem moralischen Problem. In diesem Fall ginge es nicht mehr nur um mehr oder weniger Lohn, sondern das System selbst stünde womöglich zur Disposition. Hier beginnen die Denkverbote der Linken. Aber auch Hans-Werner Sinn weiß als gut versorger Professor nicht, wovon er spricht, wenn er das Wort “System” im Kontext von Analyse in den Mund nimmt.

Wir möchten es mal so ausdrücken: die Reichweite der (Lohn-)Forderung in die gesellschaftlichen Strukturen hinein ist viel zu gering; sie existiert als Vorstellung über eine Welt, die sich an eben dieser Welt, der sozialen Praxis, nicht bricht, um nicht zu sagen, sie existiert als Vorstellung, dass der nächste Tag immer so ist wie der gegenwärtige, das heißt, unser soziales und wirtschaftliches Gefüge, also das Systemganze, ist schon irgendwie in Ordnung, wenn – ja, wenn der Bürger sich nur zu benehmen verstünde, nicht zu gierig wäre, wenn der Hartz-IV-Abhängige nur endlich seinen Arsch hoch bekäme. Bezoige man indes zu viel in die Analyse ein, würde das vielleicht ein schlechtes Licht auf die Forderung werfen; sie stünde weniger überzeugend da. Schon in einem fragwürdigen Systemkontext geriete sie in ein zu negatives Licht. Dass sie überzeugend ist, liegt daran, dass sie – nicht zu tief- und weitreichend – für sich selbst spricht. Also nähert man sich der Systemfrage so, dass es nicht weh tut und nur irgendwelche Bösewichter, zum Beispiel Steuerhinterzieher, geldgierige Manager, etc., trifft, mithin uneinsichtige Gewerkschafter und Sozialromantiker, auf die man gefahrlos dreinschlagen kann. Dabei verbirgt die Abreaktion nur, dass man sich der Systemfrage weder sprachlich, begriffsstrategisch noch politisch gewachsen fühlt. Wesentlich ist der Glaube, das Ganze, die Welt um uns herum, sei schon irgendwie gut, zumal wenn Bestandsregungen uns unentwegt zuflüstern, dass geheime Ziele (der Verheißung) in ihr walten, die man den (vermeintlich) Mächtigen, zum Beispiel Barack Obama, andichtet, auf dass sie uns diese bescheren.

Zuweilen gerät, wie im Falle von Sinn, das Systemganze ungewollt in den Blick, gerade jetzt, im Zuge der Finanzkrise. Wir haben es hier aber mit Strukturproblemen des Systemganzen zu tun; die erscheinen allerdings als bloße Strukturprobleme der Finanzsphäre. Folgerichtig glaubt

man die Finanzkrise – und damit die Krise des Strukturganzen – in den Griff zu bekommen, indem man sich um Finanztheorie bemüht. Dazu zitiert man sogar Marx, obwohl dieser mit einem finanzkrisenge-schüttelten Kapitalismus nicht viel im Sinn hatte. Anders als Marx damals (und wir heute) glaubt “Die Linke” mit ihrem Wortführer Oskar Lafontaine, mit der Bewältigung der Finanzkrise die Systemfrage zu lösen (vgl. LAO-RCB), das heißt, die systemischen Voraussetzungen zu schaffen, in denen durchgesetzte Forderungen ihre sozialverträglichen Wirkungen entfalten würden, mit entsprechenden Vorlaufzeiten, ver-steht sich, in denen immer mehr Menschen immer nur auf bessere Zeiten hoffen dürfen. Damit macht “Die Linke” es sich zu einfach. Sie wollen im Windschatten des “Prinzips Hoffnung” in Parlamenten und Regierungen mitwurschteln, mehr nicht. Sie wollen nicht sehen, dass die Finanztheorie nur einen Teilaспект unseres Wirtschaftssystems be-rührt, ohne dieses in seiner Gesamtheit zu befragen. Es zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass Politik für den einen immer zu Lasten des anderen geht (unabhängig davon, wie und ob Finanzkrisen bewältigt worden sind), und zwar nach dem guten alten Prinzip “Teile und Herr-sche”, und dass es insgesamt für immer mehr Menschen bergab geht. Das lässt sich immer weniger verstecken, nicht mit noch so viel Ak-tionismus und martialischen Forderungen, die, wenn’s hochkommt, auf finanzierungstheoretischen Überlegungen gründen, weil man sich mit dem Systemganzen nicht anlegen will. Das würde nämlich alle bishe-riegen Politikgewohnheiten infrage stellen.

Und dennoch kommt man um die ganzheitliche Sicht nicht herum. Damit sie den “Linken” politisch und geistig nicht überfordert, redu-ziert er sie, wie jeder andere Politiker auch, auf das Theoriekonstrukt *Gut-gegen-Böse*. Schließlich will er erklären, warum die Welt schlecht ist. Er sieht das Ganze vor sich mit all seinen Problemen, die immer mehr Menschen weh tun, und entproblematisiert es zugleich im Gut-Böse-Schema. Dann spielt das Ganze de facto keine Rolle. Es ist entlastet und entschärft, wo der Linke sein Mütchen an Bösewichtern kühlen kann, umso mehr, je martialischer seine Forderungen sind, die sich nicht durchsetzen lassen, weil es Bösewichter wie Roland Koch und Wolfgang Schäuble gibt. Auch wir halten Schäuble für gemeingefähr-lich. Nur entlastet es uns deswegen noch lange nicht von der Verpflich-tung zur Analyse. In ihr spielt der Bösewicht eine völlig untergeordnete Rolle. Dort, wo er eine Rolle spielt, entwertet er die Analyse.

Doch woher dieser Drang, im Gut-Böse-Konstrukt zu entproblematisieren? Wir haben es beim Politiker mit einer seelischen Überforderung zu tun; es geht ums nackte Überleben, man möchte, wie gesagt, dass der nächste Tag ist wie der heutige, das flüstern Bestandsregungen dem

Politiker unentwegt zu. Da ist er ganz Mensch. Praktisches und wirkliches Interesse für den anderen setzt aber voraus, immer wieder auch mal gegen eigene Bestandsregungen zu analysieren, vor allem gegen das tief verinnerlichte Gut-Böse-Konstrukt, um es gegen Theoriekonstrukte auszutauschen, die Menschen ebenso und viel nachhaltiger miteinander verbinden könnten, dann nämlich, wenn ihre Theorien in der Lage sind, sich der permanenten kommunikativen Überprüfung zu öffnen, also diskutierbar sind. Dann würde das Kommunikative zum eigentlichen Moment der Verbindung zwischen Menschen, mithin zu etwas, was sie als ihre eigene Tat wahrzunehmen in der Lage wären. Es bilden sich interaktive Fähigkeiten aus, kommunikative Fähigkeiten, Beziehungen neu zu strukturieren oder immer wieder neu zu beleben, riskant, wohl wahr, und nicht gerade verbreitet unter Menschen, die es "geschafft" haben oder noch "schaffen" wollen und glauben, dass sie etwas zu verlieren haben.

Dabei bewegt sich der Sozius ohnehin auf brüchigem Eis, er ahnt es und will es nicht wahrhaben, vor allem nicht, dass unser Wirtschaftssystem nicht in der Lage ist, sich selbst zu tragen. Der Kapitalismus wird technisch-ökonomisch weiter existieren können, freilich verbunden mit immer größeren sozialen Einschnitten, besonders sichtbar jetzt, wo es ans Eingemachte geht und die Welt, sozial gesehen, einmal mehr völlig aus den Fugen gerät. Dabei wuchsen die technisch-ökonomische Probleme der Kapitalverwertung schon immer auf destruktive Weise in soziale Strukturen hinein, in die der Sozius jeden Tag involviert ist, selbst in solche, die ökonomisch abgesichert sind. Das verunsichert heute umso mehr, als soziale Strukturen ihren festgefügten repräsentativen *Schein* immer mehr einbüßen. Auf nichts mehr ist Verlass. Jeglicher Schein in Gestalt repräsentativer Funktionsträger verbraucht sich immer schneller. Eine Katastrophe für Menschen, *die im Schein ihr Sein erblicken*. Wo der Schein verblasst, lösen sich Strukturen auf, was aber zunächst nur bedeutet, dass die repräsentative Figur immer weniger in der Lage ist, ein stabiles, sie tragendes Innenleben auszubilden, das dazu motiviert, sich in äußere soziale Strukturen zu involvieren oder sich in sie involvieren zu lassen. Dabei ist der Schein (des Repräsentativen) nicht primär, wie uns sein Träger glauben macht, indem er ihn mit dem Sein realer sozialer Strukturen identifiziert: Innen und Außen in eins setzt, zumal nicht mehr zu übersehen ist, dass der Austausch von Innen und Außen aus den Fugen gerät, das heißt, Innen-Außen-Identifizierungen in der Tat immer brüchiger werden und äußere Strukturen keinen Zugang zum Innenleben mehr finden, zumal keinen, der ein ganzes Menschenleben haftet. Dort, wo das heute immer mehr der Fall ist, sprechen wir von der Notwendigkeit *sprachgestützter* Interaktion

als Ausdruck dafür, dass das, was die Menschen miteinander über Theoriekonstrukte nicht mehr fraglos verbindet, immer wieder neu zu verhandeln ist, damit Strukturen entstehen, die dem Innen vermittelbar sind und in ihm haften, das heißt aber auch, ernst genommen werden, obwohl sie der Person nicht mehr *ohne Wenn und Aber* angehören. Das bringen schon die Sprache und das Sprechen mit sich. Sprache ist strukturbildend und im Fluss zugleich. Sie problematisiert schon aus sich heraus, so dass das, was vor unserer Zeit viel leichter als festgefügt und daher unproblematisch wahrgenommen und sprachlos akzeptiert werden konnte, heute als problematisch erkannt werden kann. Sprache und Sprechen verbeugen sich nicht mehr ohne weiteres vor festgefügten metaphysischen Wahrheiten, so vor dem Wort Gottes. Dennoch will man, besonders “Die Linke”, von festgefügten Gewissheiten bis heute nicht lassen: dass wir von einem “Großen und Ganzen” umgeben sind, das uns alle schon irgendwie versorgen wird, heute, morgen und übermorgen. Natürlich nur die, die es nach welchen Regeln auch immer verdienen. Schließlich ist die Welt schlecht, und so braucht es den Übeltäter, um den übergeordneten Systemkontext – das “Große und Ganze” – zu entlasten, um stattdessen den Blick auf die Tatsache zu lenken: die in der Mindestlohnforderung frag- und problemlos zum Ausdruck kommt, die nur deshalb noch nicht durchgesetzt ist, weil es den politischen Übeltäter gibt. Ohne diesen sähe die Welt besser aus.

Und dennoch geraten die äußereren Strukturen immer mehr und nachhaltiger in ein problematisches Licht und, komplementär mit ihnen, die innere Welt des Sozius, auch wenn er nicht wahrhaben will, dass es ihm nicht gelingen mag, in sich etwas Unproblematisches auszubilden, zum Beispiel die Liebe, auf die er seit Ewigkeiten wartet. Er ahnt, sie ist, zumal als “große Liebe”, ein Märchen, ein Mythos, nichts als eine abgehobene Imagination über den Wolken, und dennoch misst er seine “alltäglichen Lieben” – wir sagen: den Nahbereich – an ihr. Er will nicht wahrhaben, dass er das, was wir Liebe nennen, im Schweiße seines Angesichts erarbeiten muss, oder Liebe löst sich auf. Sich einzustehen, dass Beziehungen und ihre intrinsischen Codes nicht mehr wie in Granit gemeißelt existieren können, kommt immer wieder einem Entnabelungsvorgang gleich, der bis ins hohe Alter anhält und dem Grunde nach bedeutet, nicht nur ein Außen, den Anderen, sondern vor allem sich selbst als analysierbaren sozialen Sachverhalt aufzufassen; nur auf dieser Basis sind wir in der Lage, aus uns selbst und nur aus uns selbst heraus soziale Strukturen sprachgestützt zu erzeugen und zu gestalten – ohne ein festgefügtes Außen, das immer schon so war und in alle Ewigkeiten so sein muss, etwas, was sich in der Art der “heiligen Familie” als festgefügte Struktur geriert, nichts als Luft, eine eingeübte

Geste, philosophisch gesprochen: eine symbolische *Repräsentation*. Diese verbraucht sich schnell, wenn sie von festgefügten Strukturen nicht mehr am Leben gehalten wird, um zugleich innere Welten auszubilden und zu stabilisieren. Sind Strukturen stabil, ist verständlich, wenn sich der Gedanke breit macht, dass durch das Repräsentative hindurch tatsächlich Strukturen ausgebildet werden, so in der Art: *das Bewusstsein bestimmt das Sein*. Das ist umso weniger der Fall, je weniger es festgefügte Strukturen gibt, die das Repräsentative stabilisieren, zumal dann, wenn sie es aushöhlen, weil sie in Bewegung geraten sind, ohne das Repräsentative zu befragen. *Plötzlich bestimmt das Sein das Bewusstsein*, plötzlich erweist die Repräsentation sich als ein der Analyse zugänglicher sozialer Sachverhalt, der Bearbeitung zugänglich. Sie und damit das Innenleben stehen zur Disposition. Ein Sakrileg. Die sozialen Strukturen hinter dem Repräsentativen werden freigelegt, transparent und können als primär dem Repräsentativen gegenüber wahrgenommen und dadurch zur Disposition gestellt werden. Wir haben es mit Strukturen zu tun, die sich selbst tragen, als verantwortlich und änderbar wahrgenommen werden und in dieser Hinsicht der festgefügten und unverrückbaren Repräsentation nicht mehr bedürfen, um zu existieren. Dort, wo sich die Repräsentation durch Sprache und Sprechen aufdrängt, um bestimmd auf die Welt zu wirken, wirkt sie schnell überfordert. Sie mag weiterhin eine Rolle spielen, durch Sprache und Sprechen (wie auch nicht?), aber nur indem sie Spannungszustände heraufbeschwört, die sich nicht mehr im Gut-Böse-Schema – sprich: antagonistisch – ausleben müssen, das heißt, sie spielt nicht unbedingt eine anmaßende, alles zuscheißende Rolle, in der das Interesse für das Andersartige im Anderen verreckt.

Soziale Strukturen im Repräsentativen zwanghaft zu verschließen, bedeutet heute mehr denn je, soziale Beziehungen zu verbrauchen, resp. den Nahbereich auszudünnen, und damit zugleich sich selbst zu verbrauchen. Dass er verbraucht ist, erfährt Großbürger Jean zu seinem Leidwesen erst, als es zu spät ist, durch den Seitensprung seiner Frau Gabrielle; damit nimmt die Katastrophe ihren Lauf. Völlig unvorbereitet, ist er nicht in der Lage, ihren „Fehltritt“ als Stein des Anstoßes für mehr Kommunikation aufzufassen, in der einer den anderen jenseits der Repräsentation ernst oder für *wahr* nimmt (vgl. E5); nicht weil Jean keine Probleme sieht oder wahrnimmt, sondern weil er ohne intakte Repräsentation, unter deren opak-glatter Oberfläche immer alles ist, wie es ist, hilflos ist. Die Repräsentation ist durch Gabrielles Seitensprung durchsichtig geworden und das heißt, auch für sie gerät alles ins Wanken. Beide identifizieren das Sozialstrukturelle mit dem Repräsentativen. Nur ist Gabrielle ihrem Mann durch ihren Fehltritt einen Schritt

voraus. Jean muss buchstäblich aus dem Stand, aber nicht weniger aus sich selbst heraus, und nur aus sich selbst heraus, soziale Strukturen aufs Neue erzeugen oder neu beleben. Dazu ist er ebenso unfähig wie seine Frau, wiewohl sich Probleme massiv aufdrängen und festgefügte Strukturen, die beiden ohnehin nur als solche der Repräsentation erscheinen, sich schon lange aufgelöst haben. Beide müssten von ganz unten neu anfangen, doch wollen sie Strukturen über das Repräsentative neu beleben. Mehr noch als sie will Jean nicht wahrhaben, dass unterhalb einer dünnen Schicht der Repräsentation es in Wirklichkeit schon lange nichts Festgefügtes oder Immer-schon-so-Seiendes mehr gibt, auf das Verlass ist. Deshalb sind seine Schuldzuweisungen gegenüber seiner Frau völlig fehl am Platze. Vielmehr müsste es darum gehen, Beziehungen unter veränderten Bedingungen neu zu beleben, von ganz unten, bis hin zur völligen Voraussetzungslosigkeit.

Was die politische Theorie betrifft, so sind wir ganz analog der Meinung, sie von *ganz unten* neu entwickeln zu müssen (ohne zu sehr auf das zu hören, was von “oben” kommt). *Ganz unten* heißt auch: radikal aus intimer (Selbst)Beobachtung heraus Analyse betreiben, um das *Große und Ganze* mit dem *Mikroskopischen* zu konfrontieren. Wir sagen ganz bewusst: konfrontieren, denn das Mikroskopische steht in Spannung zum Ganzen und geht keineswegs in ihm auf, wie der traditionelle Holismusbegriff nahelegen würde: *das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile, die selbst nur aus dem Ganzen heraus zu verstehen sind*. Die Frage ist nur, wie das Ganze verstehen? So in der Art: das Ganze sei alles und der Einzelne nichts? Unserem Verständnis zufolge ist das Ganze alles mögliche, nur nicht sakrosankt, vielmehr steht es, mehr noch als der Einzelne, zur Disposition – als körperliche Entität, wohlgemerkt, nicht als Abstraktum (du sollst nicht foltern!), vor allem dort, wo es nur die vermeintlichen Bestandsinteressen des Sozius absichert. Politikern wie Friedrich Merz oder Bert Rürup rufen wir daher zu: bringt euer Innenleben in Ordnung, schaut auch mal kritisch in euch hinein, bevor ihr euch erdreistet, für das große Ganze zu sprechen und zu handeln, ohne es auch nur im geringsten kritisch in Augenschein zu nehmen, geschweige denn zur Disposition zu stellen.

Es kommt noch etwas hinzu: soziale Theoriebildung ist in unserer Gesellschaft vollständig ausgetrocknet. Von oben kommt nichts mehr, der servile, auf Repräsentation – das heißt, auf den bloßen Schein – fixierte Blick ist vergeblich nach oben gerichtet. Dort trägt der Kaiser längst keine Kleider mehr. Er will es nicht wahrhaben, dass von ihm nichts mehr zu erwarten ist, er verbraucht ist, wie unser Großbürger Jean, der kompromisslos dem Leben entsagt und auf Nimmerwiedersehen entschwindet, anstatt neu anzufangen. Entweder lieben in und mit

der alten Welt oder gar keine Welt, gar nicht mehr lieben. In der Film-besprechung “Gabrielle – Liebe meines Lebens” (vgl. E5) heißt es entsprechend: “*Kühl, wie leblos bietet sie sich ihm an, breitbeinig auf dem Kanapee. Doch nimmt er diese Einladung nicht als zweite Chance wahr. Das macht ihn beinahe sympathisch. Sein ausgewachsener Liebeswahn verweigert eigensinnig diese zweite Chance. Er will Liebe, wie gehabt, in Impotenz. Und so entschwand er und ward nie mehr gesehn’.* Fast möchte man meinen, wie Psychosen aus der Welt herausfallen, um in Anstalten auf immer zu entschwinden. So endet der Film. Der Satz scheint für Patrice Chéreau so wichtig zu sein, dass er ihn in einen Schriftzug bannt, mit dem er seinen nur achtzigminütigen Film ausklingen lässt.”

Für offene und nachhaltige Gewaltexesse ist im Leben von Jean und Gabrielle kein Platz. Dafür habe sie ihre Gefühle zu sorgfältig versteckt, mehr noch bei Jean finden sie nur fahrig oder als Rinnal ihren Weg nach außen, wiewohl sich hier eine Mentalität auftut, die, bisweilen versteckt in Rührseligkeiten, nicht und niemals aufhört, Menschen aufeinander zu hetzen, um dann von oben herab auf sie herabzublicken, als bräuchten sie hin und wieder die ordnende Hand des Repräsentativen. Wie lächerlich.

Darin, dass wir – jenseits des Repräsentativen – die sozialen Strukturen primär aus uns selbst und nur aus uns selbst heraus erzeugen, bzw. immer wieder neu beleben müssen, und zwar vor allem sprachgestützt, würde Habermas uns wahrscheinlich zustimmen, wie wir schon in unserem Gesellschaftskonzept ausgeführt haben. Dort heißt es:

“*Es wird immer klarer, dass (soziales) Handeln und Sprechen unmittelbar zusammengehören: sich zu einem Stück ‘kommunikativer Rationalität’ (im Sinne eines Vergesellschaftungsprinzips) im sozialen Handeln verdichten, und zwar – folgt man dem Klappentext des Hauptwerkes von Habermas (HAB-TK1) – als etwas Unzerstörbares, das schon immer ungehört an die Tore der Geschichte geklopft hat. Erst die Moderne weiß auf dieses Klopfen angemessen zu reagieren, dieses Klopfen zu schätzen: Türen zu öffnen, die menschliche Fähigkeit, Beziehungen (sprachgestützt) zu gestalten, zu würdigen. Kurzum: das Subjekt zu würdigen.*” (Vgl. WIF-GKO, Kap.3.4.1)

Nur dass jemanden würdigen nicht bedeutet, dass man ihn auch ernst nimmt, wenn mit der *Würde* nicht zugleich einklagbare Rechtsmaxime (körperliche Unversehrtheit, keine Armut, kein Arbeitszwang) unmittelbar und notwendig verknüpft sind. Auch überzeugt die metaphysikträchtige Existenz von etwas *Unzerstörbarem in uns* nicht so recht. Da mögen Eigenschaften in uns wirken. Doch wozu sie zu etwas Quasi-Religiösem – Unantastbarem, nicht Zerstörbarem – stilisieren? Um sich zurücklehnen zu können?, weil da etwas wirkt ohne unser Zutun?, ohne dass wir uns aus dem Fenster hängen müssen? Wir denken, dass wir etwas tun müssen, zur Teilhabe verdammt sind, nichts zu verlieren haben

außer liebgewordene Unbeweglichkeiten, Gewissheiten, die, alles andere als gewiss, immerzu der kommunikativen Überprüfung bedürfen, um in Bewegung geraten zu können. Der Wirtschaftsweise Bert Rürup sollte sich schämen, wenn er die lächerliche 1,1-prozentige Rentenerhöhung aus finanz- und haushaltspolitischen Erwägungen für gefährlich hält. Zumal seiner 0,54%-Rentenerhöhungs-Konstrukt allenfalls Verlautbarungscharakter zukommt. Als Regel-Verlautbarung ist ein bloßer Koeffizient nicht geeignet, transparent mit der technisch-ökonomischen und sozialen Realität verknüpft zu werden. Viel eher ist anzunehmen, dass durch solche Verlautbarungen sich der Bürger immer beschissener, ja angeschissen und darüber hinaus schuldig fühlt, weil er zu viel frisst und trinkt. Davon will Rürup nichts wissen. Dafür ist ihm die Welt des Bürgers zu weit weg: die sozialen Theoriekonstrukte von Rürup sind ohne Reichweite in die Gesellschaft hinein. Nicht dass sie den Bürger nicht betreffen, im Gegenteil, aber sie erreichen ihn nicht mehr, er verachtet sie; nur in diesem Sinne funktionieren sie nicht zureichend über weite Entfernung hinweg. Derweil hält Rürup seinen Nahbereich für in Ordnung, zumal sich sein Gewäsch gut verkaufen lässt: ein oder Koeffizient, der angeblich unsere sozial-ökonomische Welt gefährdet, und das bei einer realen Inflationsrate zwischen sechs und zehn Prozent. Unverschämt. Sein 0,54%-Konstrukt und was es angeblich im Interesse aller bewirkt ist nicht die Spur diskutierbar oder transparent, nicht mal mehr Metaphysik, vielmehr pure Kaffeesatzleserei, verpackt in eine Zahl: Nullkommafünfvier.

Auch wenn festgefügte metaphysische Strukturen dem Innenleben nicht mehr nachhaltig vermittelbar sind, produzieren wir sie dennoch – fromm und brav – immerzu wieder, um sie unserem Selbst gleichsam von *innen* her zu applizieren. Das machen wir ganz und gar selbsttätig, aus uns heraus, auch wenn es das Innenleben eher be- als entlastet. Am liebsten hätten wir doch alle einen Papst, der für uns da ist, der mit unseren Problemen vertraut ist. Wollte man uns aber das, wofür die katholische Kirche steht, unserem Innen applizieren, hätten sie nicht einmal eine Chance, sich uns zu nähern und würde wahrscheinlich in unserer Gesellschaft, gleichsam als Teil des metaphysischen Innenlebens der Gesellschaft (Parteien, Kirchen, Gewerkschaften), nicht überleben. Das kann sie, weil wir das Religiöse – als Glaube an was auch immer – unserem Innenleben immer wieder selbst auferlegen, den Glauben an Gott, nicht an den Gott der Kirche.

Analog verhält es sich mit anderen Institutionen, den Parteien und Gewerkschaften. Auch Gewerkschaften haben sich längst überlebt. Allein der glaubens- und verheißungshungrige Bürger erhält sie am Leben, so wie er die SPD oder “Die Linken” am Leben erhält. Die

werden allerdings nicht mehr so lange wie die Grünen brauchen, um sich zu verbrauchen. Dann gibt es Gott sei Dank immer noch den Glauben an die Arbeiterbewegung oder an noch kleinere Schrullen wie den Glauben an die *Befreiung des Menschen durch die Befreiung der Frau*. Entscheidend ist nicht was, sondern dass wir glauben und mit dem Glauben immer nur hoffen dürfen. Andernfalls wären wir Verräter. Dabei sind es stets nur geheime Zeichen und geheime Ziele, die man selbst in der Existenz der SPD und ihrer vollständig asozialen Politik wittert, in ihrer völligen Orientierungslosigkeit, noch während sie sich in Umfragen auf die magische 20%-Marke zu bewegt. Vielleicht reinigt sie sich dort ja? Und ist dann drauf und dran, sich mit der Linken von Oskar Lafontaine zu vereinigen? Ja, das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile. So bedeutete man uns schon bei der Vereinigung zwischen WASG und PDS. Nur dass nichts sein wird, solange man immer nur wittern darf. Im allerletzten Dreck noch wittert der Linke die Verheißung. Da hat er dem politikverdrossenen Bürger einiges voraus. Vor allem der Bürger, der nicht mehr zur Wahl geht, hat schon lange keine Lust mehr, an den Scheiß zu glauben, den Linke oder andere Spinner sich unausgesetzt zusammenphantasieren.

In Wirklichkeit sind die von innen her produzierten Glaubensinhalte nur Platzhalter für alte Strukturen, die ihrerseits sich kaum oder nur verhalten aus der Deckung wagen, um, wenn sich die Gelegenheit bietet, den Bürger mit ihrem ideologischen Dreck zu traktieren. Was das betrifft, so nimmt sich die katholische Kirche Zeit. Sie kann es sich leisten, sie muss sich nicht zur Wahl stellen. Sie ist davon überzeugt, dass ihre Zeit kommen werde. Gewerkschaften und Parteien haben es schwerer. Der Wähler erwartet von ihnen, zur Zeit vor allem von der SPD, dass sie sich aus der Deckung herausbewegen, in der Annahme, dass sie für die Menschen Politik zu machen haben, und dass dabei auch mal was Angenehmes heraus kommen muss. Das bekommen Parteien aber nicht mehr hin, und sie betrachten es kaum noch als ihr erklärt Ziel, für den Bürger da zu sein. Sie sind gescheitert. Selbst die Arbeiterbewegung ist gescheitert. Oder sollen wir besser sagen, was von ihr übrig geblieben ist? Sie war von Anfang an eine Totgeburt, denn sie ordnete alles dem Machtgewinn unter, auch die Entwicklung einer Theorie diente im wesentlichen nur dem Machtgewinn. Das ging schon damals nicht gut und heute funktioniert das gar nicht mehr. Wo die Linken sich an der Macht wähnen, bekommen sie nichts hin. Auch gab es zur systemaffirmativen SPD nie eine Alternative. Bis heute nicht. Sozialdemokraten wie Oskar Lafontaine sehen nicht ein, dass der sogenannte real existierende Sozialismus ein ganz massiver Rückschritt, vielleicht sogar eine Katastrophe war. Wir wissen es nicht, weil Ge-

schichte sich nicht wiederholt. Aber beeindrucken tut uns die Arbeiterbewegung seit Bebel, Luxemburg und Lenin auch nicht gerade. Lenin und Trotzki haben den späteren Massenmord unter Stalin theoretisch legitimiert. Zumindest haben sie dafür die Büchse der Pandora ganz weit geöffnet, aber auch die Brutalität massiv in ihre eigene politische Praxis einfließen lassen. Sie haben im Frühjahr 1921 den Aufstand der Matrosen von Kronstadt zusammenschießen lassen, der sich als Demonstration gegen den Alleinvertretungsanspruch der Kommunistischen Partei verstand. Sie haben im Sommer 1918 die gesamte Zarenfamilie, Kinder eingeschlossen, umbringen lassen. Eine Ungeheuerlichkeit. So was lässt auf Killermanier schließen, von der sich "Die Linke" bis heute nicht distanziert hat. Von solchen Menschen wollen wir nicht regiert werden. Das wollen wir unaufgeregt verstanden wissen, denn die anderen Parteien sind nicht weniger brutal sowohl nach innen, siehe Hartz-IV, wie nach außen, siehe den Krieg in Afghanistan. Auch nehmen wir stark an, dass es auf Bundesebene ein rot-rot-grünes Zusammengehen geben wird; wenn Clement sich in den Wahlkampf einmischt, vielleicht schon 2009 nach der nächsten Bundestagswahl. Wir können es dem Bürger aber nicht verdenken, wenn er aus Verzweiflung "Die Linke." wählt und sich davon etwas verspricht. Es wird wahrscheinlich nichts bringen, denn die Linken sind nicht weniger dumpfbäckig und stur als Clement.

Um an dieser Stelle keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: wir haben nichts gegen Marx, im Gegenteil, er ist aktueller denn je, wir können viel von ihm lernen; aber müssen wir ihn denn immerzu in einem Atemzug mit Lenin oder Trotzki nennen? Natürlich nicht. Wir fühlen uns indes nicht zu schade, dass wir *alles von unten ganz neu lernen müssen*. Dabei entpuppen sich politische Probleme häufig als einfache Sprachprobleme, die freilich auf tief Verinnerlichtes verweisen. Dazu ein ganz kleines Beispiel jenseits aller politischen Farben: Wir fragten schon, was die Emanzipation einzelner Frauen, die ihre *Chancen* zu nutzen verstehen, mit der Emanzipation der Frau zu tun habe und fanden keine Antwort. Was wir herausgefunden haben, war etwas anderes, nämlich dass Worte sehr verräterisch sein können: *wir wollen nicht Gleichheit der Chancen für Mann und Frau, sondern Befreiung ohne Wenn und Aber, für alle!* Wir wollen auch keine gleichen Bildungschancen, sondern Bildung für alle. Sofort. Kompromisslos. Was nützt dem Einzelnen eine Chance, wenn er sie verpasst? So was ist menschlich. Hat er es in diesem Fall verdient, dass er im Dreck landet mit irgend einer mies bezahlten, noch dazu sinnlosen Arbeit?, ohne Chance, sich mit ihr zu identifizieren?

7. Ödipus, ein Theoriekonstrukt zur Entpolitisierung

Frömmigkeit ist noch in der Gottlosigkeit allgegenwärtig: Das Innenleben des Subjekts tritt unmittelbar, ohne verifizierbare, resp. kommunikativ überprüfbare Theoriekonstrukte, die Menschen entfernt miteinander verbinden, an die Stelle eines außersubjektiven Projektionsobjekts, das es als universale, feste und unverrückbare äußere Struktur nicht mehr gibt, mit der Folge, dass Menschen in narzisstischer, sich selbst bespiegelnder Weise mit äußeren Strukturen, die nunmehr solche unmittelbarer *Kommunikation von Mensch zu Mensch* sind, imaginativ verkehren: ihre Beziehungen ergießen sich in Huldigungsvorgänge. Dann hängt von der behuldigten Struktur, dem Objekt der Verheißung, z.B. vom Charisma eines Arbeiterführers oder einer großen Liebe, alles ab. Der geliebte Mensch, auf ein Piedestal gestemmt, sieht sich, mag sein: uneingestanden, vollständiger Überforderung ausgesetzt. Dort oben erstarrt er, wenn es nicht zur Beziehungskatastrophe kommt, bestenfalls zu einem schönen Bild (der Erinnerung), zu Kitsch; zum ins Unendliche verlängerten Gefühl, kurzum: zur Imagination, die sich an der Wirklichkeit nicht bricht. Dann ist Kommunikation nichts und Glaube alles.

Wobei der Kitsch gewöhnlich erst dann als imaginative Entität unverkennbar wird, nachdem wir den geliebten Menschen aus den Augen verloren haben, aufbewahrt in einem (inneren) Bild der schönen Erinnerung. Wehe dem, der eine Liebe nach zu langer Zeit wiedersieht. Er erkennt sie womöglich nicht wieder. In der Zwischenzeit hat sich die Erde gedreht, indes unser inneres Auge das nicht wahrhaben will, weiß es doch nicht zu ermessen, dass im Kitsch die Verbindung zwischen Innen und Außen nicht theoriebildend existiert (wozu auch, wenn es Theorien gibt?), zumal nicht in einem Spannungsfeld, das gleichwohl der Bearbeitung zugänglich ist, die (innere) Bewegung hervorruft und zugleich die Fähigkeit zur inneren Beweglichkeit voraussetzt. Ohne Bewegung existiert die Verbindung quasi-theoretisch (vgl. 5.1) im Kitsch, nicht weniger indirekt, über das entfernte, libidinös zu besetzende Objekt im Sinne einer universell sozialisierenden Verheißung, die wir der Erinnerung, den vergangenen Lieben, entnehmen. In der Verheißung entzieht sich das Innen-Außen-Verhältnis einer Bearbeitung, der kommunikativen Überprüfung, denn Kitsch und Rührseligkeit stehen für unendlich großen Abstand der *großen* Liebe zum alltäglichen Nahbereich, an dem sie sich – als lebendige Idealität – brechen würde. *Größe* – als inneres Bild, das sich aus der Vergangenheit speist – würde sich buchstäblich in *nichts* auflösen. Das gesellschaftliche Feld geriete aus

den Fugen, vielleicht dass der Sozi durchdreht, die Bundeswehr einsetzt, noch bevor sich alles restlos um ihn herum auflöst. Dann ist er es, unser Großbürger Jean (vgl. E5), der die Katastrophe exekutiert, seine Beziehung der Vernichtung zuführt.

Was folgt daraus? Es ist der Sozius selbst, jeder einzelne von uns, der die Katastrophe in sich heraufziehen fühlt und eigenhändig exekutiert, denn das, was sie hervorruft, mag von oben nach unten durchgereicht werden, indem die Politik vollständig gewissenlos an den Gefühlsjunkie in uns appelliert; dadurch geht aber das, was die Katastrophe evoziert, notwendig durch uns hindurch, um von uns eigenhändig exekutiert zu werden. Ohne uns geht gar nichts mehr. Schon während der Nazizeit wurde kein Deutscher zur Arbeit in den Konzentrationslagern gezwungen; die meisten sind dort „freiwillig“ geblieben, nachdem sie vielleicht vorher nicht bis in die grausamsten Details gewusst haben mögen, was und welche Arbeit sie dort erwartet. Heute wird indes immer klarer: es ist der Mensch selbst, der alles macht, im Guten wie im Schlechten, auch wenn ökonomische Strukturmechanismen zunehmend bedrücken, unter Druck setzen. Wir wollen nicht unterschlagen, dass in dem Maße, wie die Schlinge sozialer Not durch den Kapitalverwertungsmechanismus sich immer enger um den Hals des Bürgers zusammenzieht, er immer weniger in der Lage ist, auch mal gegen eigene Bestandsregungen zu handeln, seiner sozialer Bestimmung gerecht zu werden, indem er von Innen her sich Grenzen auferlegt, wissend, dass das innere Bild sich an der Wirklichkeit bricht, anstatt immer nur darauf zu warten, dass Grenzen ihm von Außen auferlegt werden. Dennoch entschuldigt der äußere Druck immer weniger, da universale Strukturen, die dem Innen von außen appliziert werden, um Druck zu erzeugen, immer weniger haften, so dass immer mehr auf der Hand liegt, dass am Ende der Ursache-Wirkungs-Kette es der Mensch selbst ist, der für seine eigene Unterdrückung Hand anlegen muss. Wenn er klug ist, entwickelt er Grenzen aus sich selbst heraus, sehenden Auges, bevor diese ihn in unkontrollierter Weise von Außen heimsuchen. Aus dieser Verantwortung sich selbst und anderen gegenüber, um nicht zu sagen: aus der Verantwortung, endlich erwachsen zu werden, können und wollen wir ihn nicht (mehr) entlassen. In diesem Zusammenhang fordern wir nicht nur den Zentralbanker auf, sich selbstkritisch zu fragen, was er den ganzen Tag macht, wir haben auch keine Lust, das, was die Ausgegrenzten sehenden Auges sich gegenseitig antun, unter den Teppich zu kehren.

Zum *Kitsch* gehört eine *vernünftige* Theorie, nicht zuletzt auch, um Gewalt unter den Teppich zu kehren, insbesondere solche, die in den Familien von Erwachsenen an Kindern verübt wird. So mancher Vertreter

der Psychoanalyse verträgt den *beweglichen* Abstand des Subjekts zu den äußeren Strukturen nicht. Im Ödipussyndrom ist er unbeweglich, nämlich entweder unendlich nah oder unendlich fern. Ödipus – ein Märchen – spielt sich als imaginäre Entität im Kopf ab; als pure Imaginatlon muss er Nähe zum menschlichen Nahbereich nicht fürchten. Wir mögen Märchen oder Mythen durchaus, nur glauben wir nicht an sie. Freud glaubte an das Märchen “Ödipus”; er wollte bald nicht mehr wahrhaben, dass seine hysterischen Patientinnen als Kinder sexuell – meist im engsten Familienkreis – vergewaltigt wurden. Also projizierte er seine eigenen sexuellen Vorstellungen in die des Kindes hinein, eine Sexualität, die es, man verstehe uns richtig, bei Kindern naturgemäß und wundersam auf eine ihnen angemessene Weise gibt, auf die der Täter sich sogar verlassen kann, um den Missbrauch am besten mit der “Zustimmung” des Opfers zu leben und obendrein noch von Liebe zu reden, aber in der Weise wie von einer Liebe zum *Führer* die Rede ist, aus einseitiger Abhängigkeit heraus, die sich – wie sollte es bei einem Kind anders sein? – aus (noch) nicht ausgereiften eigenen sozialen Gestaltungsmöglichkeiten ergibt, zumal Kinder zu ihren Erziehungsverantwortlichen noch keinen zureichend beweglichen Abstand aus ihrem Inneren heraus generieren können, um sie und damit sich selbst substanzieller Kritik auszusetzen; sie können’s nicht im Kontext einer sozialen Umgebung, die vornehmlich intim ist, dadurch beweglicher Abstand unweigerlich als Ausgrenzung – als Existenzbedrohung – erlebt werden würde. Das ist auch der Grund, warum es nicht gut ist, wenn Erwachsene ihre heranwachsenden Kinder mit ihren Beziehungs-katastrophen belasten (nicht zu verwechseln mit Streit); denn sie müssen bis zum Erwachsenendasein durch Erziehung und Bildung erst noch lernen, durch Theoriekonstrukte hindurch entfernt mit Menschen zu kommunizieren, also Trennungen lernen zu ertragen. Platt gesagt, bis zum Ende der Pubertät brauchen Menschen (intime) Geborgenheit oder sie suchen sie später als Erwachsene immerzu vergeblich (zu erkaufen, zu erpressen), noch dazu – alles neurotisierend – in und bei ihren eigenen Kinder.

In Bezug auf das Innen-Außen-Verhältnis verträgt das Kind nur wenig Beweglichkeit; es braucht feste Konturen – Grenzen von außen, die es noch nicht gelernt hat, sich selbst, aus sich heraus, zu setzen, sich selbst von innen her zu applizieren; es ist daher im Zweifel zur Liebe verdammt, uneingeschränkt, gleichsam grenzenlos noch da, wo Grenzen gezogen werden. Ein Drahtseilakt. Das macht sich die Vergewaltigung zunutze. Exakt davor schreckte Freud zurück; er hatte Angst, falsch verstanden zu werden. Er hätte wohl auch keine Chance, in einer sehr prüden und auf Gewalt gepolten Zeit richtig verstanden zu wer-

den, in der die Menschen einen völlig unbeweglichen Liebesbegriff lebten: willst du nicht mein Freund sein, schlag ich dir den Schädel ein. Vielleicht dass er sich einfach nur nicht um Kopf und Kragen reflektieren wollte?

Wir wollen es mal so ausdrücken: Vor dem Erwachsenenalter sind Hass und Liebe im Entweder-Oder-Syndrom noch zu nah beieinander. Gewinnt der Sozus bis zum Erwachsenenalter zu wenig Innen-Außen-Beweglichkeit, gewinnt er auch keine angemessene Distanz zu sozialen Sachverhalten, die immer fragwürdig sind, um sie einer sozialverträglichen Bearbeitung zuzuführen, einer Bearbeitung, die auch mal weh tun darf. Immerzu läuft er Gefahr, Problemlösungen mit Hysterie oder cholerischen Anfällen zu belasten, wo unkontrollierter Hass und im Huldigungswahn hochfahrende Zuneigung sich wechselseitig befördern.

Analog dazu waren die Menschen im Nationalsozialismus nicht verführt, sondern – als Erwachsene – krankhaft abhängig wie das Baby von der Mutterbrust. Ihnen blieb, einmal involviert, keine Wahl. Sie machten mit und liebten ihren Führer. Sie hatten nicht gelernt, sowohl äußere Strukturen zu kritisieren als auch kritisch in sich hineinzuschauen. Und es war nichts und niemand da, der es dem Sozus leicht gemacht hätte, in sich hineinzuschauen, um ggf. auch gegen eigene Bestandsregungen schmerzhafte und schmerzende Kritik zu riskieren wie es viele DDR-Dissidenten vor der Maueröffnung geschafft hatten. Wir verehren Bärbel Bohley ob ihrer mentalen Fähigkeiten, auch wenn sie es nicht lassen konnte, sich im Schoße des Dicken zu reiben, nachdem *sie es geschafft hatte*. Natürlich, der Nationalsozialismus war ungleich gewalttätiger und im ganzen Lande bis in die hintersten Winkel präsent. Und natürlich war dort Kritik noch viel weniger möglich. Allein im Kontext einer gewalttätigen Erziehung bleibt dem Kind oder dem krankhaft abhängigen Erwachsenen oft keine Wahl, als Ekelgefühle und Angst vor dem “Führer” in Liebe zu transformieren, vor dem Erzieher, wenn dieser das Kind vergewaltigt. Und wir kommen um die Wahrheit nicht herum: es ist Liebe, die der kranke Erwachsene oder das missbrauchte Kind in sich verspüren. Wir glauben, dass Freud Angst hatte, sich durch die Vergewaltigungshypothese in die Verlegenheit einer solchen Wahrheit zu bringen, auch wenn er sich hätte sagen können, dass hier eine Verschiebung des Gefühls im Objektbezug wesentlich ist: das Kind liebt nicht den Ekel, den es – anders als der kranke Erwachsene “seinem” Führer gegenüber – immer wieder spürt, sondern das, was es sich als ideales Liebesobjekt vorstellt und existenznotwendig braucht. Gefangen im imaginativen Objektbezug, nimmt das missbrauchte Kind den Ekel bis zur vollständigen Gewöhnung (Apa-

thie) in Kauf: die Hauptsache der Vergewaltiger hat seine Lust und liebt mich dafür.

Kurzum, wir haben es hier nicht mit Verführungen zu tun, sondern mit (krankhaften) Abhängigkeiten, die sich die Macht zunutze macht – durch Belohnung, Bestrafung, Erpressung. Und die Politik macht es nicht anders. Dabei kann sie sich auf den Gefühlsjunkie in uns verlassen, den das gesellschaftliche Feld – nicht zuletzt mithilfe der Altachtundsechziger – in uns ausgebildet hat. Ekelhaft.

Nun zu Ödipus: Wir können dem Freudschen Ödipussyndrom nicht viel abgewinnen. Wir schauen – auch wenn uns das Grauen verschlossen bleiben muss – lieber genauer hin, vielleicht genauer in uns hinein, und nehmen das Schlimmste an, noch dort, wo sich die Traumatisierung an keine Vergewaltigung mehr erinnert oder, anders herum: der aus der sozialen Realität herausgefallene Sozius die schlimmsten Dinge sich angeblich nur einbildet; aus uneingelösten Wunschprojektionen heraus, die auf Papi oder Mami zielen, würde der Analytiker sagen. Wir nehmen den Begriff des Unbewussten viel ernster und glauben, dass ihm extrem Traumatisches anhaftet kann, daraus Projektionen sich dann erst speisen, freilich – und das macht die Traumatisierung aus – ohne dass der Gefühlsimpuls weiß, aus welchen Erlebnisschichten er sich speist, um einer konstruktiven Bearbeitung – sprich: Entzifferung im interaktiven Kontext – zugänglich zu sein.

Wir glauben, Ödipus ist reine Spekulation, die einer Bearbeitung nicht zugänglich ist, sofern sie universell und vorgängig der Beziehungsproblematik appliziert wird, so in der Art: *Ödipus* verstehen heißt: *alles verstehen*. Wir denken, Freud hat sich von der Vergewaltigungshypothese zu Unrecht getrennt, um sie durch Ödipus zu ersetzen. Wir glauben gegen Ödipus, dass Innen und Außen durch traumatisierende Gewalterziehung aneinander kleben und daher das Innen-Außen-Verhältnis in seiner Unbeweglichkeit einer konstruktiven Bearbeitung nur sehr schwer zugänglich ist. Freud würde sagen: die Therapie scheitert, weil die Patientin die Übertragung nicht hinkriegt, was auch dahingehend ausgelegt werden kann, dass sie im Therapeuten zwar den Vater zu sehen in der Lage ist, aber zu ihm – im Zuge eines Wiederholungszwanges – eine sexuelle Beziehung sucht, die der Analytiker ihr anlastet: Therapie gescheitert! Warum eigentlich? Als wäre der Analytiker, nur weil es ein Verlangen gibt, auf der Stelle gezwungen, eben diesem sexuellen Verlangen (seiner Patientin) nachzugeben. Dabei geht es doch gerade darum, dass der Patient lernt, Grenzen in sich selbst zu setzen, zu akzeptieren und mit ihnen umzugehen. Nicht zuletzt die ganz zentrale Grenzziehung zwischen Therapeuten und Patienten. Wie soll der Patient das lernen, wenn jede Verletzung dieser Grenze, und sei es nur ima-

ginativ, als (ausgesprochene) Phantasie, auf der Stelle bestraft wird, indem der Therapeut die therapeutische Beziehung für gescheitert erklärt? Wer ist hier eigentlich verklemmt? Wer Patient, wer Therapeut? Hier ist – im Gestus von Betroffenheit, die dem Patienten keine Wahl lässt – das Böse immer und überall, in Gestalt von Ödipus. Wir sagen: in Gestalt von Kommunikationsverweigerung von Seiten des Analytikers, weil er mit sich selbst, resp. seinem Beruf nicht klar kommt. Ihm zufolge gerinnt das Kleben von Innen und Außen – dem Grunde nach das *Böse* – zur anerkannten und notwendigen Normalität: de facto zu einem *sich Abschotten von allen inneren und äußeren Anfeindungen*, dadurch einem konstruktiven Entzifferungsvorgang per definitionem nicht zugänglich. Damit das nicht auffällt, wird der Sozius und mit ihm die Gesellschaft – im Sinne eines *Unbehagens an der Kultur* – kurzschnellig für krank erklärt.

Wir müssen es genauer formulieren: Nicht dass die Kultur und der Sozius in ihr krank sein sollen, ist der Skandal, sondern der einfältige und gleichschaltende Grund, den so mancher Analytiker für die Krankheit ins Feld führt. Die Gesellschaft (der Erwachsenen) soll krank sein, weil das Kind sich sexuell nicht durchsetzen konnte gegen Mama oder Papa, zumal dann, wenn diese sogenannte vergebliche Liebe bis zum Erwachsenenalter sich nicht in einen die *Sexualität sublimierenden Lebenswandel*, kurzum, in Lebensverneinung und sexuelle Verklemmung ergießen will. Platt gesagt: der Sozius soll arbeiten, um nicht auf dumme Gedanken zu kommen, damit die Liebe hochfahrend zur Kunst sublimiert werden kann, am Ende zur zwecklosen, um nicht zu sagen: zur leidenschaftslosen Leidenschaft. Nun ja, und Menschen, die kein Verhältnis zur Kunst mehr gewinnen können, weil sie sich in der Schule nicht angestrengt haben, brauchen Druck, indem man ihnen möglichst wenig Geld gibt, sonst kriegen sie ihren Arsch nicht hoch, diese Sozialschmarotzer. Es wird immer ekelhafter.

Es nützt aber alles nichts. Das Kind wird durch Ödipus – mit oder ohne *Ablenkung durch fleißiges Lernen* – zum Täter, zum Verursacher seiner traumatisierenden Erfahrungen stilisiert. Und Vati? Der kann nichts dafür, außer dass er – ohne Kunstverständnis – zu dumm ist, seine Leidenschaften im Zaume zu halten, wenn sein eigenes Kind sich ihm angeblich sexuell nähert. Es reicht, wenn der Alte sich dies einbildet. Freud verwechselt hier ganz schlicht Ursache und Wirkung. Wir sagen: nicht das Kind will, nein, Vati will, weil er es nicht gelernt hat, Zufriedenheit im Leben anders als über Missbrauch und Vergewaltigung zu erlangen. Und Mutti ist auch nicht besser, weniger indem sie selbst Hand anlegt, sondern dergestalt, dass sie, genauso abhängig wie ihr Kind, nicht sehen will, wie es durch Vati zugrunde geht.

Wir denken, soziale Strukturen sind – mit oder ohne sexuelle Gewalt – krank bis hin zur Traumatisierung durch Gewalt. Und Ödipus fühlt sich in beiden Fällen zuständig. Er macht aus der ganz realen Not, die aus traumatisierender Gewalt sich speist, eine Tugend: die Analyse wähnt im Triangel Papa-Mama-Kind eine unauflösbare Symbiose, die immer und überall bis ins Erwachsenenleben durchgereicht wird: noch das *Kind im Erwachsenen* klebt libidinös an Mama und Papa als Platzhalter für gesellschaftliche Strukturen (Außen), als herrsche zwischen Innen und Außen vollständige Identität – mit der Folge, dass außerfamiliär-gesellschaftliche Strukturen sich jeglicher Kritik entziehen, mithin aus dem Schussfeld geraten, um einen entpolitisierten Bürger zurückzulassen; und wenn es diese Identität als Distanzlosigkeit zu den sozialen Strukturen nicht gibt, so doch wenigstens zu Ödipus, der ja tatsächlich aus dem Innen heraus unentwegt schreit und wehklagt – nicht nach dem, was er nicht hat und wirklich braucht: einklagbare und damit politische Teilhabe, sondern nach Mama und Papa. Und wenn Mutti sich schon gegen eine junge, knackige Frau nicht durchzusetzen vermag, so hat der Liebeshunger in dieser wenigstens seine Mutter wiederzuerkennen, unbewusst, versteht sich, eine Verschiebung im Objektbezug wie er ferner oder abwegiger nicht sein kann und zugleich unendlich nah, ein internes Prinzip verkörpernd: die Konstruktion *Ödipus*, die, wenn sie denn nicht alles erklärt, sich fragen lassen muss, was sie denn überhaupt erklärt. (Vgl. D6.7)

Wir leugnen den ödipalen Konflikt gar nicht. Aber er ist nur ein Konflikt unter vielen anderen. Und warum eigentlich nicht einer konstruktiven Bearbeitung zugänglich? Weil man dem Kind zwar sexuelle Impulse unterstellt, darüber aber um Gottes Willen mit ihm nicht reden darf. Natürlich, aus welchen Gründen auch immer. Um die Büchse der sexuellen Begierde nicht zu öffnen. Weil Vati dann nicht mehr anders kann? Der Arme. Wir sagen, er ist verklemmt. Im Windschatten der Verklemmung soll der Sozius pendeln zwischen Sieg und Niederlage (gegenüber Vati oder Mutti), gefangen im Alles-oder-Nichts-Syndrom. Und wir können nichts machen, weil Ödipus als anthropologische Invarianz gnadenlos in uns wirkt – im Sinne eines subjekt-objekt-dualistisch motivierten Entweder-Ich-oder-Du. Das ist Sozialdarwinismus pur, wenn auch auf eine weichgewaschene Weise, wie sie der Gutmensch gern hat. Nur dass in einem solchen sozialen Kontext Teilhabe kein Chance hat. Man sollte sich vielleicht mal fragen, warum die Wandervogelbewegung vor dem Ersten Weltkrieg so wenig immun war gegenüber dem Krieg und später stromlinienförmig in der nationalsozialistischen Bewegung aufging? Das wäre doch mal ein hübsches Forschungsprojekt.

Und als ob das alles noch nicht reicht, kommt auch noch der Trost spendende Pfaffe ins Spiel, um alles noch zu verschlimmern: das Dichotomien produzierende Böse in uns – sprich: die innere Zerrissenheit im Alles-oder-Nichts-Syndrom – braucht das *Du über den Glauben an Gott*. Ohne Gott als imaginären wie primären Ansprechpartner kein *sozialverträgliches Du* im profanen Nahbereich. (Vgl. D7) Kierkegaard, der hasserfüllt gegen Hegel anschrieb wie kein anderer, sah diesen Gut-Böse-Antagonismus als Nah-Fern-Dichotomie auf gut hegelianisch *aufgehoben* im Glauben, im Zuge eines Aktes exzessiver Verinnerlichung, der sich vom irdischen Nahbereich der äußeren Welt isoliert, wir sagen: weil er, Kierkegaard, der irdischen Welt unversöhnlich und vollkommen fremd gegenüberstand – im Locked-in-Syndrom imaginativer Gefangenschaft, übrigens ganz anders als sein Zeitgenosse Marx, der mit der bürgerlichen Realität durchaus Entwicklungsmöglichkeiten verband, die auf Verhältnisse zielen, in denen der Mensch nicht nur in imaginativer Gefangenschaft (mit Gott als Gesprächspartner), sondern auf ganz und gar lebendige und irdische Weise kein erniedrigtes und entmenschlichtes Wesen mehr sein würde. (Vgl. D5, D6)

8. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit

Eines hat Ödipus ganz gewiss zur Folge: mit ihm ist wirkliche Teilhabe, die die Fähigkeit zu inneren Grenzziehungen, das heißt, Kritik ermögli- chende Distanz, bzw. beweglichen Abstand des Subjekts zu den es um- gebenden Strukturen und damit auch zu sich selbst voraussetzt, von vorn herein zum Scheitern verurteilt. Denn wie soll das teilhaben- hungrige Subjekt sich gegen die Unterstellung wehren, es wolle sich nur gegen Mama und Papa durchsetzen? Es ginge ihm nicht um Teilhabe, sondern nur um Macht: um alles oder nichts?

Es geht nie um alles oder nichts, wenn Grenzziehungen beweglich sind; sie sind prozessual: sie indizieren Lernprozesse, die – wie um sich nicht zu verlieren – auf einer abstrakt-definitiven Ebene der Verständigung sich an unverrückbaren Grundrechten orientieren müssen (Recht auf körperliche Unversehrtheit), auf die sich alle Menschen unmittelbar einklagbar berufen können müssen. Doch erleben wir es immer wieder: sind Politiker erst einmal an der Macht, machen sie, was sie wollen. Ich meine es aber gut und würde ja gern, aber meine Hände sind gebunden, ich muss Rücksicht nehmen auf übergeordnete Strukturen, auf die ich keinen Einfluss habe, so hört man sie immer wieder sagen. Doch wie steht es um die eigene Partei, die innerparteilichen Strukturen der Meinungsbildung, die jeden Tag aufs Neue durch die alltägliche parteiliche Praxis generiert werden, in die jedes Parteimitglied in gleicher Weise, ohne Ansehen der Person, involviert sein sollte? Wird innerparteiliche

Meinungsbildung durch verheißungsträchtige Huldigungsvorgänge von oben nach unten durchgereicht oder haben einzelne Mitglieder gemäß den Regeln innerparteilicher Kommunikation eine Chance, sich einzubringen und darüber hinaus auch ernst genommen zu werden? Wir sagen nein. Hier, im eigenen Haus seiner Partei, hat der einzelne Politiker zu beweisen, dass er es wirklich gut meint, indem er sich an Regeln hält, um die herum und durch die hindurch innere Grenzziehungen gebildet werden, jeden Tag aufs Neue. Diese orientieren sich notwendig an außersubjektiven Strukturen, an Regeln, die diesen Strukturen inhärent sind; innere Grenzziehungen werden regelgeleitet generiert. Dafür gibt es Strukturen in Gestalt von Parteisitzungen (nicht zu verwechseln mit Parteiprogrammen), durch die hindurch Politik – ein Parteiprogramm – transparent entwickelt und transportiert werden kann. Dabei müssten die Regeln innerparteilicher Kommunikation so beschaffen sein und entsprechend ernst genommen werden, dass sie *Meinungsbildung von unten nach oben* ermöglichen. Nur dann könnten hochkommende Probleme zureichend durchdrungen, von allen Seiten betrachtet werden, denn es sind immer auch Probleme einer Unzahl einzelner Subjekte: sie markieren Erfahrungshorizonte, die in einer einzelnen Führungspersönlichkeit, und sei sie noch so charismatisch, sich niemals zureichend abbilden. Sie dürfen nicht einfach nur zur Kenntnis genommen werden, um sie, wenn's hoch kommt, auf Parteitagen maschinell abzuhandeln. Der einzelne Bürger, das einfache Parteimitglied würden sich nicht mehr ernst genommen fühlen und das zurecht. (Vgl. C3, insb. C3.3)

Es sind dem Grunde nach die Regeln innerparteilicher Kommunikation, die sich nicht so einfach nach Gutsherrenart ändern lassen, die durch ihre Beschaffenheit den Beweis ermöglichen, dass *wir, die wir uns ihnen unterwerfen, es gut meinen*, durch die hindurch erst innere Grenzziehungen möglich sind, die dann, und das definiert einen “erwachsenen Menschen”, nicht mehr von außen appliziert werden müssen wie das in früheren Zeiten durch universale Strukturen, zum Beispiel die der katholischen Kirche, geschah. Zuweilen klappt das mit dem Erwachsenensein nicht mehr so recht; der Bürger glaubt dem einzelnen Politiker nicht mehr, dass er es gut meint. Er spürt, dass hier etwas nicht stimmt: innere Grenzziehungen nach Gutsherrenart gebildet werden. Dann wollen Leute wie Ex-Bundespräsident Roman Herzog ganz im Geiste von Carl Schmitt (der den italienischen Faschismus bewunderte und gegen die Weimarer Republik anschrieb) auch schon mal das Wahlrecht ändern, um nicht zu sagen: sie wünschen sich ein anderes Volk.

“Die Linke” ist nicht weniger verlogen, schlimmer, noch nicht einmal besser als ihre durchgeknallten rechtsradikalen Hassobjekte, die heute

zunehmend im Gewande der “Normalität” auf Stimmenfang gehen beim völlig verängstigten Bürger. Man mag es nicht wahrhaben wollen, aber es ist ausgerechnet die sogenannte realistische, auf Politik versesse- ne Kunst, die es nicht erträgt, wenn der Sozius beweglichen, ja über- haupt Abstand, und sei er noch so gering, zu den Strukturen einfordert, in die er durchaus involviert sein möchte, denen er aber nicht mit Haut und Haaren verfallen möchte, so wie man einer religiösen Bewegung mit Haut und Haaren verfällt. Hier spielte die Arbeiterbewegung schon immer eine genauso unselige Rolle wie ihre sogenannten politischen Gegner in den liberal-bürgerlichen Parteien. Marcel Proust bringt das in der *Recherche* als grausame Versubjektivierung äußerer Strukturen auf den Punkt: dazu verdammt, immer nur signalgesteuert zu reagieren, ist nicht das Subjekt lebendig noch da, wo es unausgesetzt fühlt, sondern die äußereren Strukturen der Verheißung sind es, auf die sich Gefühle auftragen, freilich aus einer Gefühlsdisposition totalisierender Abhängigkeit heraus, die an den Gefühlsjunkie in uns appelliert. Das läuft auf eine hypostasierende Versubjektivierung äußerer Strukturen (“*große Arbeiterbewegungen, edle Menschen, Helden*”) hinaus, die, so unsere Lesart der *Recherche*, auf Beziehungslosigkeit im alltäglichen Nahbereich zielt, auf die Zerstörung der Seele des Subjekts:

“Ich spürte, dass ich mich nicht mit den verschiedenen literarischen Theorien belasten dürfe, (...) vor allem nicht mit denjenigen, die die Kritik im Moment der Dreyfus-Affäre entwickelt, dann während des Krieges wieder hervorgeholt hatte und die darauf ausging, den ‘Künstler aus seinem elfenbeinernen Turm hervorzulocken’ und dazu anzuhalten, nicht oberflächliche oder nur dem Bereich der Gefühle angehö- rige Gegenstände zu behandeln, sondern stattdessen große Arbeiterbewegungen (...), edle Menschen (...) oder Helden zu beschreiben. Im Übrigen schienen mir diese Theorien bereits, bevor ich ihren logischen Inhalt in Frage stellte, bei denjenigen, die sie proklamierten, auf Inferiorität hinzudeuten, so wie ein wirklich wohlergogenes Kind, wenn es Leute, zu denen es zum Mittagessen geschickt worden ist, sagen hört: ‘Wir geben alles offen zu, wir sind völlig freimüttig’, ein Gefühl dafür hat, dass solche Worte eine moralische Qualitätsunterlegenheit gegenüber dem reinen und schlichten guten Handeln darstellen, das keiner Worte bedarf (...) Diejenigen näm- lich, die keinen künstlerischen Sinn besitzen (...), verfügen möglicherweise gleichwohl über die Fähigkeit, über Dinge der Kunst sich beliebig lange verbreiten zu können. Wosfern sie noch dazu Diplomaten oder Finanzleute sind, die mitten in den ‘Reali- täten’ der Gegenwart stehen (...) So ist die Literatur, die sich damit begnügt, die Dinge zu beschreiben, (...) gerade diejenige, die, obwohl sie sich realistisch nennt, sich am weitesten von der Realität entfernt; mehr als alle anderen Formen verarmt und bedrückt sie uns, denn sie schneidet brüsk jede Verbindung unseres gegenwärtigen Ichs’ zu der Vergangenheit ab, deren Essenz die Dinge in sich aufbewahren (...) Diese Essenz aber gerade soll die Kunst ausdrücken, (...) und wenn sie darin

Schiffbruch erleidet, kann man noch immer aus ihrer Ohnmacht eine Lehre ziehen (während man aus den Erfolgen des Realismus keine zu ziehen vermag), nämlich die, dass diese Essenz zum Teil subjektiv und nicht mitteilbar ist.” (PRM-SZ7, S. 288 - 294)

Ja, und die Dinge sind auch wir. Wir bewahren etwas von dem in uns auf, eine Essenz, die uns unverwechselbar, zuweilen unbegreiflich macht, von der Vergangenheit geprägt, durch *vergangene Dinge* hindurch, die uns in der Gegenwart mehr oder weniger signalträchtig wieder begegnen, um Gegenwärtiges zu beleben – im Guten wie im Schlechten, oder gar nicht mehr beleben, wenn Roland Koch gar nichts mehr spürt, keine Rachegefühle, wenn er Denkzettel verteilt. Dann befriedigt ihn die gegenwärtige Prozedur einer Verrichtung unmittelbar, die pflichtversessen auf nichts zielt, weder auf Vergangenes und schon gar nicht auf etwas, was uns alle angeht: die Wahrung menschlicher Würde in Gestalt unmittelbar einklagbarer Rechte auch für den Straftäter (körperliche Unversehrtheit, kein Arbeitszwang, keine Armut). Wie auch, wenn Leute wie Roland Koch bestenfalls ein rührseliges, schön gefärbtes Verhältnis zu ihrer Vergangenheit besitzen, um auf dieser Basis politisch zu agieren, pragmatisch, versteht sich. Wobei im Falle einer noch wahrgenommenen Abwehr einer Erinnerung (ich ertrage dich nicht, weil du mich an meinen autoritären Vater erinnerst) die Tür einer konstruktiven Bearbeitung des Innen-Außen-Verhältnisses noch offen steht. Richtig krank wird's erst, wenn das Ressentiment, welches ein Gewaltverhältnis belebt (kriminelle Jugendliche brauchen einen Denkzettel), nicht mehr wahrgenommen wird, weil alle kommunikativen Zugänge zur Vergangenheit blockiert sind: wir wollen Roland Koch mal glauben, wenn er sagt, es ginge ihm nicht um Rache. Er ist dämlich genug, nicht zu merken, wie verlogen solche Aussagen sind. Genau dies ist es, was der Bürger hin und wieder doch mal spürt und Kochs CDU bei den Hessischen Landtagswahlen hat einbrechen lassen (minus 12 Prozent). Das kann uns allerdings gar nicht beruhigen, solange der Bürger nur spürt. Er ist Gefühlsjunkie, mehr nicht. Morgen juckt ihn wieder was anderes und dann wählt er wieder Kochs CDU.

Es ist also durchaus möglich, dass Roland Koch verantwortungsvoll nur an seine Pflicht denkt, wenn er Denkzettel verteilt – ohne die Spur von Rachegefühlen: er fühlt buchstäblich nichts (in sich), von dem sich sagen ließe, es ziele auf dieses oder jenes. Er macht einfach was, weil's sein muss, eine Verrichtung, eine Verfügung, ein schärferes Gesetz, Pflichtmensch, der er ist, und das befriedigt ihn, irgendwie. Halleluja. Hannah Arendt sprach in diesem Zusammenhang von der *Banalität des Bösen*. Der Schreibtischtäter sitzt am Schreibtisch, setzt gesetzliche Regelwerke um in soziale Realität; er verfügt stumpf, kalt, ohne Gefühl

(von Schuld), gewissenlos, unverstehbar. Und wir wollen das Unverstehbare nicht dadurch verstehbar machen, schon gar nicht mithilfe von Ödipus, indem wir unterstellen, Koch lüge, wenn er sagt, er habe keine (heimlichen) Rachegefühle. Analog dazu glauben wir dem Vater, der behauptet, sein Kind zu lieben, nachdem er es jahrelang vergewaltigt hat. Aber auch im Kontext einer überdimensionalen, gesellschaftsumfassenden Bedeutung, die eine starke Bewegung wie der Nationalsozialismus oder der Bedeutung suggerierende (öffentliche) Schein einer Kamera angedeihen lässt, sind Gefühle wahrhaftig in der Lage zu entflammen, wie der Film "Wundkanal" von Thomas Harlan wunderschön zu zeigen versteht. (Vgl. auch E9)

Koch ist wahrlich nichts Besonderes. Heute wird der Sozius immer mehr auf *Verrichtungen im Laufrad des Immergleichen* abgerichtet; er steht immer beziehungsloser neben sich und den Strukturen. Sie fallen mehr und mehr von ihm ab. Er wird abgehängt. Dass er abgehängt wird, empfindet er als eigene Tat. Schließlich ist er es und niemand sonst, der immerzu verrichtet. Es geht freilich darum, die Abrichtung mit Sinn zu beleben, bisweilen mithilfe von Interpretationen, die ohne jeden Sinn sind: *alles, was Arbeit schafft, ist sozial*. Der Sozius verspürt in der Tat, während er verrichtet, eine fahle Lust, ohne gewahr zu werden, dass diese Lust auf Missbrauch basiert, seiner eigenen Person, aber auch anderen Menschen gegenüber. Tagtäglicher Missbrauch – ohne Sinn und Zweck, außer für ein bisschen Belebung, die sich nur für das eigene Wohlbefinden interessiert und es ansonsten immer nur gut meint, bis zum bitteren Ende, scheiße, zu Hause geht gar nichts mehr, Kinder sind auch nicht mehr da, die sich missbrauchen ließen. Dem Sozius fällt, wenn er zu Hause bleiben muss, die Decke über dem Kopf zusammen. So mag sich Provinzsheriff Bell (Tommy Lee Jones) fühlen, im Film "No Country for Old Men" der Brüder Joel und Ethan Coen, nämlich gar nicht mehr, als er seiner Frau sagt, dass er sich abgehängt fühle, ganz besonders jetzt, nachdem er nicht mehr arbeiten müsse. Er fühlt sich leer, sein Innenleben wurde während seines Arbeitslebens – im Laufrad alltäglicher Verrichtungen – sauber ausgeschabt. Bell dachte, nach seiner Pensionierung würde wenigstens der liebe Gott wieder in ihm wachsen; ist er aber nicht, auch von dem sei er abgehängt. Wie auch nicht?, interessiert doch ohnehin keine Sau, was unser pensionierter Provinzsheriff zu sagen hat. Keine überspannte und prätentiös inszenierte Gottlosigkeit wie die des Ölmannes Daniel Plainview (Daniel Day-Lewis) im Film "There will be Blood" von Paul Thomas Anderson.

Noch einmal ganz anders, nämlich ohne die Spur von Larmoyanz, die *Recherche* von Proust: Ohne die Spur einer metaphysischen Beimischung

ist es ein beliebiger (gegenwärtiger) Gegenstand, eine in den Tee getauchte Madeleine, die die Vergangenheit urplötzlich im Ich-Erzähler wiederauferstehen lässt, um ihn zu beleben. (PRM-SZ1, S. 63ff) Signale der Vergangenheit mischen sich mit einer Gegenwart, die ihre belebende Wirkung einem Gegenstand verdankt: dem Blick, der das Geschlecht streift oder einem in Tee getauchten Kuchen, der seine unverwechselbare Essenz aus vergangenen Erlebnisschichten speist, die sich der Analyse als Teil sozialer Strukturen öffnen. Das bleibt nicht ohne Wirkung auf eben diese sozialen Strukturen. Wobei das Vergangene das Gegenwärtige auch domestizieren mag, freilich einer sozialverträglichen Bearbeitung zugänglich ist dadurch, dass das Subjekt nicht nur sich, sondern auch den anderen als unverwechselbar erfährt (nicht zu verwechseln mit *sich unverwechselbar machen*), um sich darüber strukturbildend und daher teilhabeträchtig auszutauschen. Es gibt immer etwas zu erzählen, wenn soziale Strukturen sich dafür unvoreingenommen interessieren, sich immerzu überraschen lassen, sich der Welt öffnen, anstatt sich ihr zu verschließen, so dass soziale Strukturen und mit ihnen das Innenleben der in sie involvierten Personen ausdünnen; das passiert umso weniger, je mehr der Sozius auch das *Unbegreifliche* unvoreingenommen akzeptiert, z.B. wenn das Kind sagt, es liebe seinen Vater, auch wenn nachweislich feststeht, dass es von ihm jahrelang vergewaltigt wurde. Ebenso unbegreiflich mag es sein, wenn eine geprügelte Frau immer wieder zu ihrem Schläger zurückkehrt. Warum? Weil sie ihren Schläger liebt auf eine ihr gemäße Art und Weise, die wir zu achten haben, und wir nicht wollen, dass das Opfer seine (Liebes)Gefühle verstecken muss.

Die Fähigkeit, unmögliche Lieben für möglich zu halten, ist nur aus der Distanz möglich, setzt Abstand zu ihren Strukturen voraus; das ist sehr schwer, wenn man in das Unvorstellbare unmittelbar involviert ist, das Grausame jeden Tag miterleben muss. Lieben lassen sich am besten aus der Entfernung entziffern, aus der Vogelperspektive, nicht aus der Froschperspektive, aus der wir dennoch Theorien entwickeln, die dann Gefahr laufen, sich im Kurzschlüssigen zu verlieren, um das zu analysierende Objekt von allen Unbegreiflichkeiten zu reinigen. Das hätte mit einem wirklichen Interesse nichts mehr zu tun. Da trifft sich der Gutmensch im Gestus von Betroffenheit mit dem Machtmenschen. Gerade der “Linke” ist hier ein ausgewiesener Experte. Sein Interesse ist aufgesetzt. Er akzeptiert nicht den (beweglichen) Abstand, den der Sozius den Strukturen gegenüber in Anspruch nimmt, obschon Linke wie Gysi und Lafontaine diesen Abstand genauso wie Roman Herzog für sich in Anspruch nehmen, nach Gutsherrenart sich von nichts und niemandem ankränkeln und in ihrer Entscheidungsfähigkeit beeinträchtigen.

tigen lassen, schon gar nicht von einer Kritik, die Besitzansprüche, bzw. Bestandsregungen gefährden würde. Gerade diejenigen, die *es geschafft haben*, reagieren gegenüber Kritik, die Selbstkritik einschließt, äußerst empfindlich.

Es kommt aber noch schlimmer: ein Linker wie Lafontaine denkt nicht daran, unveräußerliche Rechte wie das Grundrecht auf körperliche Unversehrtheit – das Folterverbot – ernst zu nehmen, Grundrechte zu gewähren ohne Ansehen der Person, kalt und geschäftsmäßig auch und gerade dem Kindesentführer gegenüber, den wir gar nicht lieben müssen, um uns für ihn einzusetzen. Politiker machen den Eindruck, dass sie die Menschen, für die sie Politik machen, lieben müssen. Populistisch zeigen sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit, wie gut sie es mit dem Bürger meinen. Vielleicht dass es gerade das Problem ist, dass sie es immerzu nur gut meinen.

Vor allem wir Deutsche begreifen nicht, dass die Juden von uns nicht geliebt werden wollen; sie wollen, dass wir das Existenzrecht Israels uneingeschränkt anerkennen. Dazu müssen wir Israel nicht lieben. Die Schauspielerin Iris Berben, Expertin im Zeigen von Gefühlen, macht in der Wochenzeitschrift "Die Zeit" vom 14.08.2008 den Eindruck, dass es ohne Liebe zu Israel nicht geht, wenn sie sagt, dass ihre Liebe zu Israel nicht wanke. Das allein ist völlig in Ordnung. Wie sollte man ihr im Ernst auch verbieten, Israel zu mögen. Problematisch ist der politische Kontext, mit dem Sie ihre (private) Liebe verknüpft: als Gutmensch möchte sie, dass "*wir unser besonderes Verhältnis und unsere Verantwortung*" Israel gegenüber bewahren. Das sei sehr schwer: "*Das merken wir doch ständig an uns selbst, (...) welche zeitliche Distanz sich mit zunehmendem zeitlichen Abstand zu vielen einstellt.*"

Als könne man zunehmende Distanz nicht auch als Chance begreifen, die eine wie Iris Berben in ihrer rührseligen Art nur eben nicht zu nutzen versteht. Sie denkt, durch ihr privates Verhältnis zu Israel sei sie ganz besonders gut geeignet, sich politisch für die Juden einzusetzen. Vielleicht dass sie sich für Menschen, die sie lieben kann, besonders gut ins Zeug legt. Der Skandal ist nicht ihre Liebesfähigkeit, nicht einmal, dass sie ihre Gefühle – was ihr Beruf zum Teil mit sich bringt – für öffentliche Präsenz instrumentalisiert, sondern dass sie als erwachsene Frau nicht in der Lage zu sein scheint, die politische von der privaten Ebene zu trennen – zu analytischen wie zu politischen Zwecken, was nicht bedeutet, dass das Private für die Politik ohne Bedeutung ist. Wir wissen, dass das Private hochpolitisch ist, nicht nur weil es sich für politische Zwecke instrumentalisieren lässt und jeden Tag für politische Zwecke eingesetzt wird, zu beobachten ganz besonders in den USA. Vielmehr bilden wir in intimen und privaten Verhältnissen unsere Fä-

higkeit zur (politischen) Teilhabe aus, vielfach ohne es zu merken. Andrerseits bedeutet Distanz zu anderen Menschen nicht, dass man politisch für ihre Würde nicht uneingeschränkt einstehen kann. Das Gegenteil ist der Fall. Nur in der Abstraktion, die zugleich konkret und unmittelbar einklagbar ist, können wir uns alle wiederfinden und für einander einstehen – ohne Ansehen der Person, einer Rasse oder eines Volkes. Der Gefühlsjunkie in uns ist diesbezüglich ein ganz schlechter – weil unzuverlässiger – Ratgeber.

Ja, der Kriminelle hat seine Strafe – der Kindesentführer im Zweifel auch Folter – verdient, weil er etwas zu verantworten hat, ein unschuldiges Kind vielleicht gerettet werden könnte, das wir – natürlich – alle lieben, so wie man Kinder halt liebt, mehr liebt als Erwachsene. Fast möchte man meinen, die Entführung eines erwachsenen Menschen würde die Anwendung der Folter nicht mehr überzeugend begründen können. Es geht aber nicht darum, was der Kriminelle verdient oder nicht verdient. Es geht um Sicherheit und menschliche Existenzängste. In Wirklichkeit werden Kriminelle bestraft, weil die Gesellschaft sich nicht anders zu helfen weiß, es nicht versteht, mit Bürgerängsten konstruktiv – sozusagen: theoriebildend – umzugehen, weil ihre exponierten Repräsentanten es nicht lassen können, immerzu an den Gefühlsjunkie im Bürger zu appellieren, an sein unmittelbares Bestandsinteresse, das sie kurzschnüllig in eins setzen mit dem gesellschaftlichen Interesse, das sie körperlich begreifen, das heißt, von dem sie sich keinen abstrakt-definitorischen Begriff machen: sie transformieren das gesellschaftliche Interesse nicht in normativ-moralische Sätze (Gebot körperlicher Unversehrtheit), auf die wir uns alle, auch der Straftäter, einklagbar berufen können müssen, um uns dadurch erst ernsthaft als Gesellschaft, als gesellschaftliche Wesen definieren zu können. Das schließt gerade das weniger Erfreuliche, das Schmerzhafte, das Unbequeme ein: den Blick auf die an den Rand gedrängte Existenz, auf das Randständige in unserer Gesellschaft, das wir Tag für Tag produzieren, ohne es zu merken. In diesem primären Kontext ist ganz und gar ohne Belang, ob der Kriminelle seine Strafe verdient, ob er etwas wieder gut zu machen habe oder nicht, zumal das unvereinbar mit jedem wirklichen Interesse wäre. Interesse existiert durchaus für den Kriminellen, für das Randständige, freilich auf eine sehr voyeuristische Art und Weise, um uns mit Intensitäten aufzupumpen, den Gefühlsjunkie in uns zu befriedigen, um uns abzureagieren – am Kriminellen, am Sadismus der grausamen Tat. (Vgl. E8) Wir missbrauchen den Kriminellen, auch, indem wir ihn bestrafen, weil er es verdient, versteht sich, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ja, es gibt den legalen Missbrauch als Vorübung für kriminellen Missbrauch. Je mehr wir uns auf legalen Missbrauch abrich-

ten (lassen), desto weiter sind wir davon entfernt, anderen zu helfen, die wir nicht kennen oder nicht mögen. Dazu gehörte auch, den Kriminellen resozialisieren zu wollen, auch wenn man es dem Bürger nicht verdenken kann, wenn er sich überfordert fühlt, Menschen zu helfen, die er nicht mag. Wenn wir, weil wir uns überfordert fühlen würden, schon kein *wirkliches und tätiges Interesse* aufbringen können, brauchen Kriminelle wenigstens unmittelbar einklagbare Rechte (menschliche Würde), eine Art Solidarität aus der Ferne, nicht zu verwechseln mit Liebe, damit sie sich selbst helfen können. Sich selbst zu helfen, wird ihnen auch eine zukünftige Gesellschaft nicht ersparen können.

Doch ist nicht nur das Gefühl dem Kriminellen gegenüber voyeuristisch, im Guten wie im Schlechten phantastisch, kurzum, auf Abreaktion, den Gefühlsjunkie in uns abgerichtet, auf Missbrauch, wie selbst Vergewaltigungsphantasien von Menschen, Männern und Frauen, bezeugen, die nicht auf die Idee kommen würden, einen anderen Menschen zu vergewaltigen; auch das Mitgefühl ist ein Mythos, eine schöne Vorstellung, denn in der Trauer, in der Liebe, die uns *überflutet*, fühlen wir – durch vergangene Erlebnisschichten hindurch, die das Gegenwärtige signalgesteuert befärben und beleben – immer nur uns selbst. In der Recherche von Proust sehen wir den sozialen Sachverhalt der *Selbstliebe* – aus den Erlebnisschichten des Vergangenen heraus – wie folgt beschrieben:

“Immer hielt sich bei diesen Wiederauferstehungen der ferne Ort (...) mit dem gegenwärtigen einen Augenblick lang wie ein Ringkämpfer eng umschlungen. Immer war der gegenwärtige Ort als Sieger hervorgegangen, immer jedoch war der Besiegte mir als der schönere erschienen, (...) jene Stätten, die mich überfluteten (...), um mich dann wieder inmitten der neuen (...) allein zurückzulassen. Wenn aber diese gegenwärtige Stätte sich nicht auf der Stelle durchgesetzt hätte, wäre mir, glaube ich, das Bewusstsein geschwunden; denn solche Wiederauferstehungen der Vergangenheit sind in der Sekunde, die sie dauern, so umfassend, dass sie nicht nur unsere Augen zwingen, das Zimmer zu ignorieren, das unmittelbar vor ihnen liegt (...) Deren Betrachtung, obwohl dem Wesen nach von der Ewigkeit geprägt, blieb etwas Flüchtiges. Dennoch verspürte ich, dass mir das Vergnügen, das sie mir in seltenen (...) Momenten meines Lebens gegeben hatte, das einzige fruchtbare und allein echte war. Tragen die anderen nicht als Zeichen ihrer Unwirklichkeit (...) die Unmöglichkeit an sich, uns zufrieden zu stellen (...), so die Freundschaft auch, die in sich eine Täuschung ist, da der Künstler, der – aus welchen moralischen Gründen auch immer – auf eine Stunde Arbeit zugunsten einer Stunde verzichtet, in der er mit einem Freunde plaudert, sich bewusst sein muss, dass er eine Wirklichkeit für etwas opfert, was nicht existiert (da die Freunde nur dank einem holden Wahn Freunde sind, dem wir im Laufe des Lebens huldigen, dem wir uns überlassen, von dem wir

aber in der Tiefe unseres Verstandes wissen, dass er der Irrtum eines Narren ist...” (PRM-SZ7, S. 280)

Denn das Bestandsinteresse, besser: die Bestandsregung des Subjekts ist fundamental und verfällt, anstatt innezuhalten (Abstand zu wahren, bzw. herzustellen), unmittelbar der Struktur und, in diesem Verfall, dem Bedürfnis, die Struktur, genauer: den Strukturrepräsentanten, zu *behuldigen* – so in der Art: Gott ist tot, es lebe der liebe Gott. Das geht so: Der Sozius sieht sein Heil in der Huldigung; er überträgt sein Bedürfnis, zum Beispiel dass sich etwas (für ihn) ändern möge, auf den Behuldigten und unterstellt zugleich, dass dieser das *gleiche* Bedürfnis empfindet, soziale Wirklichkeit zu verändern – analog zu einem Vergewaltiger, wenn er sich vom Kind geliebt glaubt, das er missbraucht. Und so liebt der ängstliche Bürger den Machtmenschen in der Tat, wenn auch gleichsam im Sinne eines modernen Ablasshandels, dessen Einnahmen dem Behuldigten in Abhängigkeit von seinem öffentlichen Marktwert zufließen, weil er sich nicht nur abhängig fühlt, sondern über die sozialen Strukturen es de facto auch ist wie das kleine Mädchen, das von seinem Vater abhängt und deshalb von ihm besonders gut missbraucht werden kann. Konfrontiert man den Kriminellen mit seiner Tat, so fühlt er sich in seinen wahren Gefühlen, die er projizierend auch dem Kind zuschreibt, verkannt. Analog dazu glauben Machtpolitiker sich verkannt, wenn sie Wahlen verlieren: der Bürger habe sie nur nicht richtig verstanden. Dennoch verkennt der führungsbedürftige Bürger immer wieder, dass der Behuldigte ein Mensch ist wie jeder andere, der vor allem ein Interesse hat: *sein* Leben zu leben und zu genießen und sei es auf Kosten anderer, gerade auf Kosten derjenigen, von denen er sich behuldigen lässt. Das kann und das tut er in Symbiose mit dem abhängigen Bürger, noch während beide auf leidende, gefühlshungrige, ja vor Hunger ausgemergelte Menschen gucken, wobei ein bisschen Jammerei die Sache weniger auffällig erscheinen lässt.

Vertreter der “Linken” sind nicht besser, eher noch verlogener. Nicht weniger abhängig als die, die sie von sich abhängig machen, bejammern sie vornehmlich sich selbst – besonders dort, wo sie noch nicht mitreigieren dürfen – ob ihrer politischen Ohnmacht, die sie den bösen Medien anlasten; analog dazu gibt es für das einfache Parteimitglied den bösen Arbeiterverräte, nur dass seine Partierepräsentanten vergessen, dass ihre eigenen Medien genauso vermachtet sind, mit dem Unterschied, dass sie ohne Macht sind. Das ist Gutsherrenmentalität, noch dazu im Westentaschenformat, ganz besonders ekelregend. Gelangen Linke an die Macht, gibt es etwas zu verteidigen; dann ist für sie der Bürger ganz weit weg, dann gerinnt er zum Kitschobjekt, zur Entität

einer Verheißung, er wird auf einen Sockel gehoben und mit Rührseligkeiten überschüttet (siehe auch das Beispiel “Oettinger”). Wir wollen von solchen Typen nicht mehr regiert werden, auch wenn wir es dem Bürger nicht verdenken können, wenn er “Die Linke” wählt und immer noch Hoffnungen mit seiner Wahl verbindet. Der kennt sich selbst kaum, wie soll er da wissen, wen er wählt?

Aber auch in den sogenannten herrschenden Medien wird gjammert, so in der “Zeit” vom 14.08.2008. Dort beklagt sich der Journalist Josef Joffe darüber, dass die Auflagen der Printmedien immer mehr sinken, weil es das Internet gibt, aus dem der Bürger sein Informationsbedürfnis kostenlos stillt. Er spricht sinngemäß von einer Entprofessionalisierung der Meinungsbildung. Doch warum sollte sich der Bürger für das gedruckte Wort vor allem aus seiner Feder interessieren? Dumme Frage, um zwischen gutem und schlechtem Journalismus unterscheiden zu können, denn, so Joffe, die Medien drohten ohne das gedruckte Wort aus den Zeitungen *“zum surrealen Kettenbrief digitaler Illusionen und Täuschungen zu werden, wo die Fakten durch Meinungen und die professionellen Nachrichtensammler von durchgeknallten Kommentatoren ersetzt werden.”* Nur dass er selbst nicht weniger durchgeknallt kommentiert, halt im Gestus des Seriösen, der sich zu benehmen versteht. Dafür gibt er in dem eben zitierten Text ein beredtes Beispiel ab. Müssen wir für Joffe nun den Spendenbeutel rumgehen lassen? Dabei stört ihn doch nur eines: der Bürger nimmt die öffentliche Meinungsbildung mithilfe des Internets in die eigene Hand und interessiert sich immer weniger für aufgeblasene Meinungsbildner wie ihn, zumal wenn die so tun, als sei das Abendland ohne sie dem Untergang geweiht.

Leider weiß der Bürger aber zu wenig zu ermessen, dass das, was er nicht selbst ändert, auch kein anderer (für ihn) tut. Politiker wie Roman Herzog oder Wolfgang Schäuble reden ohne massiven Widerspruch, der von sogenannten seriösen Zeitungen wie “Die Zeit” und “Der Spiegel” immer weniger ausgeht, nur dummes Zeug – als müsse ihnen der Arsch erst auf Grundeis gehen. Vielleicht dass sie ahnen, dass da was auf sie zukommen könnte?, und dass sie deshalb ohne Unterlass für den Einsatz der Bundeswehr im Innern plädieren?, etwa um im Zweifel auf demonstrierende Bürger schießen zu lassen? Wie dem auch sei, auch Lafontaine und Gysi haben, objektiv gesehen, sowohl die Funktion als auch das Interesse (was sich gegenseitig befruchtet), dass sich nichts ändert. Sie reden, wie andere Politiker auch, seit Jahren das gleiche. Man kann's nicht mehr hören. Nur der Gutmensch kann derweil ruhig schlafen, – nach dem Modell der politischen Labertasche Iris Berben, die auch gern und viel redet, aber wahrscheinlich zu wenig in sich hineinhört, zu ihrem Leidwesen: vielleicht dass das ihre Schauspie-

lerei etwas affektiert und exaltiert erscheinen lasse.

Wir haben nicht die Weisheiten mit Löffeln gefressen, auch wenn es so scheinen mag, wenn wir uns Urteile über Freud und *den Analytiker* erlauben. Natürlich gibt es nicht *den Analytiker*. Natürlich ist die Wirklichkeit vielgestaltig, unendlich vielgestaltig, so dass sie in ein Urteil, das notwendig auf der Basis von vereinfachenden Theoriekonstrukten existiert, niemals hineinpasst. Diese bilden sich, noch während wir urteilen – nicht nur über Iris Berben, noch dazu über Menschen, die wir gar nicht persönlich kennen. Wir kennen die meisten Menschen, über die wir urteilen, nur aus der Entfernung, über das, was sie schreiben und öffentlich sagen, überdies auf der Basis von Konstrukten, die wir alle in uns ausbilden, die die soziale Realität aber nie eins-zu-eins abbilden. Das ist nicht dramatisch, wenn Konstrukte nicht kurzschnellig auf Verheißung zielen, sondern sich von der Wirklichkeit berühren lassen, um sich an ihr zu brechen, was (beweglichen) Abstand des Subjekts zu eben diesen Konstrukten voraussetzt, die, wie wir gesehen haben (S. 76ff), die Funktion haben, Menschen zu verbinden, denn der Mensch liebt einen anderen Menschen nie einfach so wie er ist, sondern immer nur das, was er in seiner Vorstellung aus ihm macht: die eigene (innere) Konstruktion, um nicht zu sagen: Urteile sind notwendig Vorurteile. Sollen wir deshalb aufhören zu urteilen? Sie indizieren einen Prozess, unseren Prozess, den es notwendig auch als einen solchen des *Innen* gibt, der nie abgeschlossen ist, vorausgesetzt, er lässt sich (von außen) beleben und erstarrt nicht im Laufrad des Immergeleichen bloßer Verrichtungen.

Von daher wird verständlich, warum Urteile der permanenten Überprüfung bedürfen, vor allem aber auch deshalb, weil wir soziale Sachverhalte als “wahr” oder “unwahr” immer nur aus der Retrospektive *beurteilen*, das heißt, in einem Moment, in dem der infrage stehende soziale Sachverhalt schon abgeschlossen, zur feststehenden Tatsache geronnen ist, und nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Dabei lernen wir unentwegt, vorausgesetzt Urteile gerinnen nicht zu endgültigen (Vor)Urteilen, dadurch, dass wir ein analytisches Verhältnis zu den sozialen Sachverhalten, die uns zustoßen, entwickeln, ohne die zur Debatte stehenden sozialen Fragen nach dem emotional-reaktiven Gut-Böse-Schema zu behandeln. Es geht nicht um Gewissheiten, sondern um Wahrscheinlichkeiten, die wir gezwungenermaßen zunächst aus uns selbst schöpfen, um uns dann im intersubjektiven Kontext einer Überprüfung zu öffnen. Schon mit dem Gefühlsimpuls, der anzeigt, dass uns etwas zugeschossen ist, bilden sich Konstruktionen (in uns), mit deren Hilfe wir versuchen, die Welt zu begreifen. Nicht dass Konstruktionen in uns entstehen, ist entscheidend – wie sollten sie nicht? – son-

dern dass sie jeden Tag aufs Neue entstehen und sich dabei nicht gleich bleiben, ist wesentlich. Sie bleiben sich nicht gleich, weil wir sie permanent überprüfen, wobei der Impuls sich in einen sprachgestützten sozialen Sachverhalt ergießt. Diese stoßen uns zu und lösen immer wieder etwas in uns aus, das uns zwingt, einmal mehr in uns hineinzuschauen. Sie lassen uns nicht gleichgültig (Gleichgültigkeiten sind aufgesetzt, angelernt, antrainiert), sondern indizieren ein Verhältnis zwischen den Menschen, gleichgültig ob sie sich in Überprüfungsvorgänge involvieren lassen oder nicht.

Wir mögen es wollen oder nicht: die Auseinandersetzung um eine *Sache bringt notwendig eine Metaebene ins Spiel, die wir wiederum zu einer Sache der Auseinandersetzung machen noch dort, wo wir es gar nicht merken, dann nämlich, wenn wir uns streiten, ohne zu wissen, warum.* Der Streit verselbständigt sich; er löst sich von der Sache ab, es droht Gewalt. Es sei denn, wir machen die Beziehungsebene als solche ganz bewusst zur Sache der Auseinandersetzung, ganz besonders dann, wenn wir in der eigentlichen Sache nicht mehr voran kommen. Dann steht das Wie im Vordergrund, das (formale, nicht gegenständliche) Wie wird zum (gegenständlichen) Was, zur Sache. Die eigentlichen Sachen um uns herum treten in den Hintergrund. Das ist schwierig, solange die Beteiligten glauben, und das ist der tiefere Hintergrund von Verdinglichung und Entfremdung, es gäbe in den Auseinandersetzungen für sie etwas zu verlieren; die Sachen um uns herum dominieren das Geschehen (Eigentum, Politik als Geschäft); das Bestandsinteresse – das Zu-Kurz-Gekommene in uns – scheißt alles zu und die Beziehung als solche gerät bestenfalls als Entität von Rühseligkeit in den Blick, nicht als ein Sachverhalt, der sich der Analyse öffnete. Dann wird's auch schon mal gewalttätig. Und das alles, weil wir um die Beziehungsebene nicht herumkommen; sie ist allgegenwärtig, so oder auch anders. Besser, man bringt sie – und damit sich selbst – ganz bewusst ein.

Kurzum: die Sachen sind wir, sie existieren um uns herum im Kontext eines Innen-Außen-Verhältnisses (des Subjekts), das die Beziehungsebene (zwischen Subjekten) – wie auch immer – notwendig einschließt, auf welche Weise, entnehmen wir unter anderem der Recherche, einer bestimmten Lesart der Recherche, unserer Lesart, weil wir denken, mit ihr die (soziale) Welt besser verstehen zu können. Unter anderem entnehmen wir ihr Indizien, die für Selbstliebe im Mitgefühl sprechen. Die Selbstliebe indiziert eine Egozentrik ohne Egoismus. Der Egoismus grenzt ausdrücklich aus, bzw. er droht immer wieder mit Ausgrenzung und mischt sich immerzu dort ein, wo gehuldigt und bewundert wird, und zwar gerade dort, wo den Menschen das Gutmenschen-Tum, gar als Fähigkeit zur Nächstenliebe verkleidet, aus allen Poren spritzt.

Ein wesentlicher Anhaltspunkt, der für *Selbstliebe* – angesiedelt im fun-

damentalen Bestandsinteresse – spricht, ist das *Vergessen*: Der *Suche nach der verlorenen Zeit* geht notwendig das Vergessen voraus, ohne das sich eine zur Signalfähigkeit geschrumpfte Vergangenheit, resp. übereinander liegende Entwicklungsschichten, die als Essenz in gegenwärtigen Dingen aufbewahrt sind, nicht entfalten könnte, um – im Falle eines zufallsgesteuerten Auslösers – das Leben des gefühlshungrigen Subjekts zu beleben, durch Dinge, die uns zustoßen. Nur so ist Vielgestaltigkeit möglich; nur so lässt sich das (eigene) Leben variabel gestalten, mit Liebe und Schmerz zugleich, ein Spannungszustand, den das Subjekt im Vollkoma des Liebeswahns problemlos erträgt, um nicht zu sagen: genießt, will sagen: der Spannungszustand löst sich in der Liebe auf: „*Ein unerhörtes Glücksgefühl (...) Mit einem Schlag waren mir die Wechselfälle des Lebens gleichgültig, seine Katastrophen zu harmlosen Missgeschicken (...) geworden.*“ (PRM-SZ1, S. 63f)

An anderer Stelle kommt das Vergessen ins Spiel; sie zeigt, wie sehr und warum die Liebe eine vergängliche Angelegenheit ist, völlig problemlos zur Disposition steht dort, wo sie das Subjekt mit einem Zauber betäubt, der sich aus der Vergangenheit speist und damit zur bloßen Imagination ohne praktische Bedeutung für den geliebten Menschen gerinnt: „*Der Grund des Zaubers schien mir zu sein, dass ich Albertine noch immer ebenso liebte, während er in Wirklichkeit sich daran ergab, dass das Vergessen in mir Fortschritte machte, dass die Erinnerung an Albertine mir nicht mehr grausam war.*“ (PRM-SZ6, S. 201)

Die Erinnerung ist nicht nur, vor allem nicht vornehmlich, dazu da, dem Verstand eine historische Aufgabe aufzuerlegen oder Geschichte in einem rational entschlüsselbaren Licht erscheinen zu lassen, um sich im Gestus von Rationalisierung auf der sicheren Seite zu fühlen, wenn man zum Beispiel das Münchener Abkommen von 1938 für den Krieg im Irak oder Afghanistan instrumentalisiert. Wobei Guido Knopp nicht einmal merkt, wie seine Fernsehbilder Nazi-Größen unausgesetzt huldigen, genauso wenig Joachim Fest; beide glauben, dass sie Beiträge zur Vergangenheitsbewältigung leisten. Sie wissen in Übereinstimmung mit dem Literaturpapst Marcel Reich-Ranicki nicht, dass das Signal, das aus der Vergangenheit zu uns spricht, um seine belebende Wirkung zu entfalten, das aktuell empfindungshungrige, umtriebig Geschichte treibende Subjekt unvorbereitet, aus dem *Vergessen* heraus, und deshalb immer wieder anders anspricht. Als rational entschlüsselbare Entität wiederholt sich Geschichte nur als Farce (Marx) und begründet daher auch keine Politik. Der Politiker lernt es einfach nicht: es kommt immer wieder anders, als man denkt, so wie das Signal der Vergangenheit uns unvorbereitet anspricht, auch immer wieder anders als man denkt.

Weil das so ist, ist es dem rationalisierenden Verstand auch unmögl-

lich, belebende Glücksempfindungen zu wiederholen, aus einer durch Rationalisierung erlangten permanenten Präsenz der Vergangenheit – gleichsam dem *Nicht-Vergessen* – heraus; also auch dann nicht, wenn sie nicht dem Vergessen anheim fielen: fahl würden im Laufrad des Immergleichen: „*Wieder frage ich mich, was das für ein unbekannter Zustand sein mag, der keinen logischen Beweis, wohl aber den Augenblick eines Glückes mit sich führte (...) Ich will versuchen, ihn von neuem herbeizuführen. Ich durchlaufe rückwärts im Geiste den Weg (...) Ich finde den gleichen Zustand wieder, doch von keinem neuen Licht erhellt. Ich verlange von meinem Geist das Bemühen, die fliehende Empfindung noch einmal herauszubeschwören. Und damit sein Schwung sich an keinem Hindernis brechen kann, räume ich alles hinweg, jeden fremden Gedanken (...) Dann aber, da ich fühle, wie mein Geist sich erfolglos abmattet, zwinge ich ihn umgekehrt zu jener Zerstreuung, die ich ihm vorenthalten wollte (...), bevor er noch einmal den Anlauf unternimmt. (...) Sicherlich muss das, was so in meinem Inneren in Bewegung geraten ist, das Bild, die visuelle Erinnerung sein, die zu diesem Geschmack gehört und die nun versucht, mit jenem bis zu mir zu gelangen.*“ (PRM-SZ1, S. 64f)

Des Glücks wird der einzelne nur gewahr – unvorbereitet. Es mag noch so sehr nachträglich beschreibbar sein als Erlebnisknoten der Vergangenheit; dieser wartet immer nur darauf, zufällig, als Fossil freigelegt, gleichsam wachgeküsst zu werden, um zu uns zu sprechen, unsere Gegenwart unerwartet und damit *neu* zu beleben, aber weiß Gott nicht, um Kriege (gegen Serbien oder Afghanistan) in einem rationalen Licht erscheinen zu lassen. Dabei achtet die *Recherche* das soziale Engagement, die Gegenwart, keineswegs gering. Sie weist ihm nur die gebührende Distanz dem Subjekt gegenüber zu, andernfalls sich das Gegenwärtige, verkleidet als soziales Engagement, zuweilen auch als humaner Krieg, wie Mehltau über das Subjekt legte, um sich erst – in der Art eines seelischen Ablasshandels – seines Innenlebens und dann, um so leichter, sich seiner äußeren Dinge zu bemächtigen, wenn nötig, mit außerökonomischen Machtmitteln, mit Mord und Totschlag, durch Kriege im Aus- und Inland, den Einsatz der Bundeswehr im Inneren. Da sind die Parteien der Arbeiterbewegungen und ihr sogenannter real existierender Sozialismus keineswegs ein Fortschritt gegenüber der bürgerlich-kapitalistischen Entwicklung gewesen, in der Ausbeutung und Enteignung über den Kapitalverwertungsmechanismus ablaufen – anonym, technisch-ökonomisch, stumpf regelgeleitet und nicht persönlich, wo der eine dem anderen etwas wegnimmt. Selbst der Ackermann von der Deutschen Bank, das ist der Kotzbrocken mit dem Siegeszeichen, nimmt den Arbeitern nicht deswegen etwas weg, weil er viel verdient oder zu wenig Steuern zahlt (das will uns Oskar Lafontaine immerzu weismachen), sondern weil er – wie im Übrigen unsere Linken

auch – an den technisch-ökonomischen Regeln, nach denen unsere Wirtschaft funktioniert, nichts ändern will (vgl. Abschnitt B), weil sonst einmal mehr das Abendland dem Untergang geweiht wäre. Die Mindestlohnkampagne tut ein Übriges, den Bürgern einzureden, es gäbe weniger Armut mit dem gesetzlichen Mindestlohn. Dabei fehlen keine zusätzlichen Schnüffelgesetze, sondern auskömmlich bezahlte Arbeitsplätze. Als ginge es nicht darum, Arbeitsplätze vor allem in der sozialen Infrastruktur zu definieren und finanziell zureichend auszustatten. Wenn es die gäbe, würde sich keiner für einen Dreck verdingen müssen. Das ginge nicht, wir bekämen Inflation, wenn wir das Geld einfach nur drucken würden, um Arbeitsplätze finanziell auszustatten. Stöhn. Als würde der Arbeiter mehr Kartoffeln, mehr Tomaten, mehr Brot, kurzum: zweimal so viel fressen, weil er einen Arbeitsplatz hat, den wir zuvor finanziell ausgestattet haben. Fressen wir mehr, weil es uns gut geht? Warum sollte die Nachfrage nach Lebensmitteln – und damit die Inflation – also steigen? Die bekämen wir ohnehin weder mit dem Mindestlohn noch mit Hartz-IV und all den damit einhergehenden Schnüffelgesetzen in den Griff. Schon die Grünen standen in ihrer Anfangsphase für unnötige Gesetze und heute wissen sie gar nicht mehr wie es ohne Schnüffelei und Bevormundung gehen soll. Genauso fangen die “Linken” heute an. Den schnüffelnden Fürsorgestaat will auch Oskar Lafontaine erhalten. Vielleicht glaubt auch er – wie die alten PDS-Kader um Modrow und Wagenknecht –, dass es ohne Überwachungsstaat nicht geht? Es gibt schwerwiegende Indizien, dass er so denkt: laut Lafontaine gab es in der DDR eine vorbildliche Arbeitsschutzgesetzgebung. Als würden Gesetze an der Ausbeutung auch nur das geringste ändern, wenn sie den Kapitalverwertungsmechanismus unangetastet lassen. Im real existierenden Sozialismus gab es darüber hinaus eine ätzende außerökonomische Ausbeutung (kaum was zu fressen) – nicht durch den Privatunternehmer, dafür umso widerwärtiger durch den Staat, ohne dass dieser die Wiederbelebung des Kapitalverwertungsmechanismus in der DDR-Wirtschaft verhindert hätte, an dem die DDR schließlich zerbrach, buchstäblich Bankrott anmelden musste. Ja, der Kapitalverwertungsmechanismus hat die gleichmächerische Wirkung, dass er am Ende auch den Staat und seine Angestellten nicht verschont, auch nicht bei uns. Man versucht den Zusammenbruch des Staates zu verhindern, indem man ihn langsam dahinsiechen lässt. Er düntt immer mehr aus, auch personell, das heißt, nicht nur, was die auskömmliche Bereitstellung und Finanzierung von sozialer Infrastruktur für den Bürger betrifft.

“Die Linke” hält dagegen, das heißt nicht, dass sie sozial handelt. Sie ist vielmehr auf Staatsnetze versessen, für sich, nicht für den Bürger,

und deshalb genauso staatstragend oder staatsgefährdend wie die SED oder andere Parteien. „Die Linke“ ist einmal mehr eine Totgeburt (wie alles nach Marx), die nicht nur nichts bewirkt, sondern dafür sorgt, dass sich nichts bewegt noch da, wo sich ohne sie vielleicht etwas bewegen würde durch Bürgerengagement, das immer wieder ausgerechnet durch Arbeiterparteien konterkariert wurde und immerzu weiter enttäuscht wird; *die Zustimmung der SPD zu den Kriegskrediten 1914 war kein Betriebsunfall, sondern liegt in der Logik der Arbeiterbewegungen bis heute begründet.* Genauso wie Stalin kein Betriebsunfall war, sondern in der Logik des Leninismus und Zarismus agierte. Lenin brief sich zwar auf Marx, aber nur um sich – aus dem Machtkalkül heraus – vom Zarismus abzugrenzen, so wie sich „Die Linke“ von der SPD abgrenzen muss, zum großen Teil mit Lenin im Gepäck, und dennoch in Wirklichkeit kein Interesse für die sozialen Belange des Bürgers mitbringt. Die interessieren sich für *ihre* Macht, für ihr ganz persönliches Wohlbefinden, und weiß Gott nicht für den Bürger. Wie Lenin haben sie mit Marx nicht das geringste im Sinn. Lenin, das große Vorbild, wollte die Macht, die hat er bekommen und mit allen Mitteln, unter anderem mit Mord und Totschlag verteidigt und nicht mehr abgegeben. Die Folgen können wir bis heute bestaunen. Wohlgemerkt, die Amerikaner, Europäer und Asiaten sind kein Deut besser. Vor allem die Amis wollen nicht begreifen, dass der Krieg kein Mittel der Politik sein kann.

Dafür, dass die Arbeiterparteien nicht nur zufällig hier und dort, sondern prinzipiell enttäuschen und deshalb vom Bürger bis auf den heutigen Tag nie ausreichend, vor allem nicht nachhaltig mit Vertrauen ausgestattet wurden, gibt es Indizien: Wie die anderen Parteien erreicht auch „Die Linke“ den misstrauischen Nichtwähler nicht. Der weiß nämlich, dass der Linke sich für ihn nur solange interessiert, wie er nicht mitregiert, es für ihn noch nichts zu verteidigen gibt. Das Gespür des Bürgers ist ganz realistisch; auch wir haben auf Solidaritätsgetue, das vorgibt auf Sozialintegration zu zielen, in Wirklichkeit aber nur auf Verheißung – Teilhabe ohne Substanz, sprich: ohne unmittelbar einklagbare Rechte – zielt, keine Lust. Wir setzen auf etwas anderes, bevor wir, so hoffen wir, mit mehr Substanz politisch in die Gesellschaft hineinwirken wollen, nämlich auf das Engagement des Bürgers, das wir nicht nur wollen und brauchen (wie andre Parteien), sondern darüber hinaus auch nicht fürchten. Andernfalls würde Engagement und mit ihm die (Fähigkeit zur) Teilhabe immer wieder ins Leere laufen. Es gibt eine Verweigerung zur Teilhabe, die aus *Verletzungen* resultiert, die der Autor bei sich und in sich nicht verleugnet und während seines politischen Engagements für die WASG erlebt hat, die nicht – alles ödipalisiere – mit der einfachen Erklärung „verletzter Eitelkeit“ abgetan

werden darf. Eine solche Analyse wäre zu einfach, sie müsste nicht bei sich selbst anfangen, nicht in sich hineinschauen. Wer schaut schon gern in sich hinein, um nicht immer nur den anderen, sondern auch sich selbst als analysierbaren sozialen Sachverhalt zu begreifen, zumal dann, wenn es etwas zu verteidigen gibt, wenn Politiker Geld mit ihrer Politik verdienen (wollen). Das finden sie völlig unproblematisch, gerade Linke. Wir kennen eigentlich nur solche.

Gewiss geht es nicht darum, dass wir uns ohne Wenn und Aber der Welt öffnen. Wir wollen keine private und schon gar keine voyeuristische Seelenbeschau, die uns als guten und verkannten Menschen ausweist. Wir sind auch nicht besser als andere. Wir wollen nur nicht für dumm verkauft werden, weder von Politikern, noch von übermotivierten Linksaktivisten, wenn sie so tun, als gäbe es in ihnen nichts, auch keine Metaebene, die hochproblematisch ist: *wie geben wir miteinander um*, mit welchen inneren Voraussetzungen, resp. Eigenschaften, die sich aus der Vergangenheit speisen. Vor dem Hintergrund eines notwendigen “Was” (unveräußerliche Rechte) ist das “Wie” hochproblematisch und immerzu primär. Das *Wie* speist sich aus dem Innen; es kommt daraus immer wieder etwas hoch, zuweilen wenig Ansehnliches, ganz von allein, das wir gar nicht ausdrücklich nach außen kehren müssen, so in der Art: *so seht doch, wie ehrlich ich bin, ihr dürft mir vertrauen*. Nicht dass da *was* ist, ist interessant, sondern *wie* der Sozius damit umgeht, wenn *es* ihm unversehens zustößt. Indes haben wir uns dazu durchgerungen, auch das weniger Ansehnliche zu dokumentieren (vgl. B3.Exkurs, C4.Exkurs), nicht um mit dem Finger auf Leute zu zeigen, sondern um zu zeigen, dass es über den kalt-rationalisierenden Politikurs noch etwas anderes gibt, das ihn im Guten wie im Schlechten belebt, das – obwohl allgegenwärtig – bei weitem nicht hinreichend reflektiert wird: eine subjektive Seite, die im Bestandsschutz ihr *Heil* sucht und Spannungen heraufbeschwört, die den Schutz brüchig werden lassen (vgl. E5) und in unkontrollierter Weise auf das soziale wie politische Handeln und Denken Einfluss nehmen, auf eine für alle Beteiligten nicht nachvollziehbare Weise. Nachvollziehbarkeiten (wie wir etwas machen, wie wir miteinander umgehen) müssen wir gegen Bestandsregungen uns jeden Tag aufs Neue erarbeiten. Das geschieht vielfach unbewusst, noch während wir uns an Sachfragen abarbeiten, freilich ohne das Gut-Böse-Schema außen vor zu lassen, das mit einer Analyse auf der Beziehungsebene unvereinbar ist. Leider kann der Bürger mit der Metaebene nichts anfangen, schon weil er sie von der Sachebene nicht zu trennen vermag. Er weiß nicht, dass, wenn er über *Sachen* spricht, notwendig über Beziehungsmäßiges, um nicht zu sagen: über seine Beziehungsfähigkeit, spricht, und sei es auch nur, dass er

zum Ausdruck bringt, dass ihn das Beziehungsmäßige, also sein Gegenüber, nicht interessiert, so dass er ihn allenfalls für eigene Zwecke instrumentalisiert, so, wie er selbst von niemandem behandelt werden möchte, selbst wenn er vielleicht spürt, dass viele Handlungssituationen nur zu bewältigen sind, wenn die Beziehungsebene möglichst bewusst einbezogen wird. Weil er das spürt, meidet er instinktiv das politische Engagement wie die Pest. Ihm wird schlecht, wenn er nur an Politik denkt. Er müsste dem Politiker ins Gesicht sagen können, was ihm einfiele, dass seine Politik so massiv in sein Intimleben eingreift und zwar auf eine Weise, wie es sich kein Politiker gefallen lassen würde. Diesen Vorwurf kann er *guten Gewissens* nicht aussprechen, denn er findet es ja durchaus richtig, dass die Politik dem einen oder anderen Sozialschmarotzer in den Arsch tritt. Ihm selbst müsse man nicht in den Arsch treten, schließlich gehe es ihm unverdientermaßen schlecht. Dieser sein Gerechtigkeitsbegriff gerinnt zu einer Angelegenheit des Gefühls und eigener Befindlichkeit, kurzum, er bleibt auf das eigene Bestandsinteresse fixiert. Der Maßstab, an dem das Politische gemessen wird, ist die eigene Selbsteinschätzung: *ich bin besser als der andere, ich verdiene es nicht, dass man mich schlecht behandelt.*

Und so spürt der Bürger immer nur, dass in der Politik etwas nicht stimmt. Freilich ist auf der Basis des Gefühls die Entwicklung eines zureichenden Gesellschaftsbegriffs nicht möglich, ohne die abstrakt-definitive Verständigungsebene einzubeziehen, auf der es – auch gegen eigene Befindlichkeiten und Bestandsregungen – um unteilbare Grundrechte geht, die für alle, selbst für den Straftäter als unmittelbar einklagbar gelten: *keine Armut, kein Arbeitszwang, das Recht auf körperliche Unverletztheit*. Würde der Bürger sich mit dieser abstrakten Verständigungsebene im Gepäck in die Politik einmischen, würde er seine Existenz mit (inneren) Spannungen kontaminieren, die nur auf der Metaebene einer Bearbeitung zugänglich sind, freilich nicht, um Spannungen ein für alle mal aufzulösen. Mit Spannungen wird er leben *wollen* müssen oder sich selbst dazu verurteilen, so zu werden wie der Politiker, den er verachtet. Das ist für einen Menschen, der es nicht gelernt hat, auf der spannungsgeladenen Beziehungsebene *bewusst* zu agieren, über eigene Gefühle zu sprechen, ohne sich zugleich am Objekt abzureagieren, kurzum, der im Grunde noch nicht erwachsen geworden ist, sehr anstrengend, vor allem weil hinzu kommt, dass die Analyse auf der Beziehungsebene niemals nach Schuld oder Unschuld fragt, emotional-reakтив, so wie Kinder es gar nicht anders können. *„Kinder können ihrer Natur gemäß nicht anders fragen als nach eigener und fremder Schuld“*. Großbürger Jean (vgl. E5) will keine Analyse (er weiß gar nicht, was das ist), sondern Entlastung durch einen Sündenbock nach dem Gut-Böse-Schema. Er möchte sei-

ne Frau Gabrielle für ihren Fehlritt bestrafen, sie aber zugleich zurückgewinnen. Absurd. Anstatt erwachsen zu werden, spürt der Bürger lieber nur, dass es ihm beschissen geht. Dafür benötigt er Menschen, die er bestrafen und fertig machen kann: den Sozialschmarotzer, den Straftäter, den Terroristen, den gierigen Manager, den Steuerhinterzieher, die Heuschrecke und wofür? – um sich abzureagieren und sich zugleich nach dem Modell „Ulrich Wickert“ als besserer Mensch zu fühlen, wobei der Akzent auf dem Wort „fühlen“ liegt. Das flüstert ihm die Bestandsregung, der Gefühlsjunkie in ihm, unausgesetzt zu. Ja, und das politische Geschäft gedeiht umso prächtiger, je mehr es an den Gefühlsjunkie in uns zu appellieren vermag, der gleich einem Vampir sein Blutopfer braucht, um sich zu beleben. Wir halten das für hochproblematisch, unbenommen davon, dass uns Heuschrecken, gierige Manager oder Straftäter auch nicht sympathisch sind. Doch darum darf es in der Analyse nicht gehen, sie darf sich mit Abreaktionen nicht gemein machen, oder es ist keine Analyse mehr. So was hat auch in der Politik nichts zu suchen.

Kurzum, der Bürger neigt zu Abreaktionen und lässt es dabei bewenden; er glaubt in der Art eines Gutmenschen, dass er anders, nämlich besser ist als der Politiker, von dem er sich ja zurecht permanent *verarscht* fühlt, so wie sich Politiker permanent *verkannt* fühlen, wenn sie nicht mehr gewählt werden, zu unrecht, denn in der Regel besitzen Politiker ausreichend öffentliche Präsenz, um ihre Politik nachvollziehbar darzustellen, während der Bürger überhaupt keine Präsenz besitzt. Der sitzt vor dem Fernseher und weiß nicht, wohin mit seiner Wut, wenn er Politiker in der Tagesschau oder in Diskussionen erlebt, zumal es nicht interessiert, was er denkt oder zu sagen hat. Deshalb sagen wir: die Verantwortung für das, was in unserer Gesellschaft schief läuft, liegt primär beim Politiker, nicht beim Bürger, selbst wenn dieser den Politiker widerlich findet, ohne zu merken, dass er ihn in der Tiefe seines Herzens gar nicht anders haben will.

Wir wollen es mal so ausdrücken: würde der Bürger in die Verlegenheit kommen, Politik zu machen, wäre er wahrscheinlich genauso widerlich. Er weiß nicht, auf welche Weise wir es hier mit subjektiven Problemen zu tun haben, mit solchen, die zugleich struktureller Natur sind, dass heißt, unterschiedliche Ebenen der Verständigung voraussetzen: auf der subjektiven Ebene sind wir notwendig mit Sachproblemen konfrontiert (mit einem „Was“), die notwendig mit der Metaebene (wie gehen wir miteinander um) verknüpft sind. Diese mehr formale und subjektive Ebene der Verständigung gilt es zu politisieren, zum Gegenstand des Interesses zu machen, das formale „Wie“ zu einem gegenständlichen „Was“ zu entwickeln, mit anderen Worten: das Sub-

pektive zu entsubjektivieren, anders herum: zu verobjektivieren, denn selbst auf der Metaebene verweist das (subjektive) "Wie" notwendig auf ein "Was". Sie lässt sich von einem verobjektivierenden "Was" nicht isolieren – so in der Art: *so sieht doch, wie toll wir uns verstehen*. Wie schön. Doch was ist, wenn das Wetter auch mal schlecht wird? Erst bei schlechtem Wetter beweist der Sozius seine Beziehungsfähigkeit, will sagen: sich einfach nur gut benehmen können bringt gar nichts.

In der *Recherche* ist die Metaebene, sprich: der Sozius als analysierbarer sozialer Sachverhalt, permanent präsent, die ihren Ausgangspunkt im Mikrokosmos des Innenlebens hat – über Gefühlsimpulse, die im Moment ihrer Existenz auf außersubjektive soziale Sachverhalte verweisen. Dabei schaut die *Recherche* auf sehr unaufgeregte Weise in das Innenleben ihrer Figuren hinein, ohne zu denunzieren. Schon die Wahrnehmung eines Menschen macht nicht nur diesen, das wahrgenommene Objekt, sondern auch den Wahrnehmenden, sein Innenleben, zu einem analysierbaren sozialen Sachverhalt, das unentwegt unter Verdacht steht, wiewohl es ohne außersubjektiven sozialen Kontext, um den es im Falle verdächtiger Mutmaßungen nicht mehr geht, nicht existiert, so als sei das Innenleben als solches analysierbar; ist es aber nicht; äußere Strukturen sind und bleiben primär, nicht das, was man dem Sozius an geheimen Motiven unterstellen kann, die er ohnehin nicht widerlegen kann. Beweisbar verdächtig macht sich nur, wer Kommunikation nachhaltig verweigert. In diesem Sinne gibt es eine subjektive Sichtweise nur in einem formalen Sinne. Als permanent kommunikativ zu überprüfende Faktizität ist sie verobjektivierenden Prozessen ausgesetzt, die dem Subjekt zustoßen, subjektiv nur insofern, weil den sozialen Faktizitäten immerzu etwas Unbegreifliches anhaftet, das Verdachtsmomente heraufbeschwört, Unwägbarkeiten, die unter Spannung setzen, die freilich immerzu der kommunikativen Bearbeitung bedürfen, um nicht in Gewalt zu münden. Dabei mögen wir uns als entschlüsselbar nach außen gerieren, entlang den verifizierbaren sozialen Tatsachen, ohne aber letztendlich, und das ist die subjektive Seite unserer Existenz, der vollständigen Entschlüsselung zugänglich zu sein. Abgesehen davon sind soziale Sachverhalte immer nur retrospektiv entschlüsselbar; sie bedürfen der permanenten Interpretation. Sie sind auch niemals in dem Sinne erklärbar, dass sie sich verlässlich in die Zukunft projizieren lassen, wie das auf naturwissenschaftliche Sachverhalte viel eher zutrifft. Zumal wir die soziale Analyse auf unverrückbare politisch-moralische Ziele zurechtschneiden müssen, die für alle gelten, die sich nicht rationalisieren lassen, weil wir sie politisch wollen müssen. Sie erzählen vom Gebot der körperlichen Unversehrtheit, von einer Gesellschaft ohne Arbeitszwang und ohne Armut. In diesen Zielen sehen wir die Würde des

Menschen realisiert. Sie gelten für alle, auch für den Straftäter. Als abstrakt-normative Idealitäten brechen sie sich indes immer wieder an der sozialen Realität und begründen das Spannungsverhältnis zwischen Subjekt und Gesellschaft. An dieser Stelle begreifen wir die Gesellschaft nicht sozialstrukturell, nicht körperlich, nicht gegenständlich, sondern abstrakt-definitorisch. Unterhalb dieser abstrakt-definitorischen Ebene sind die sozialen Strukturen einer Rationalisierung zugänglich. Diese verweist wiederum auf fundamentale Bestandsregungen des Subjekts, wie gesagt: im Kontext sozialer Strukturen, in denen der Sozius mehr oder weniger unmittelbar verkehrt, Berechenbarkeit suggerierend, die auf eine Theoriebildung nach dem naturwissenschaftlichen Modell verweist, ein Modell, das der *Recherche* von Proust zufolge nicht mit der sozialen Welt des Menschen zusammenpasst, und die, wie gesagt, den Spannungszustand zwischen Subjekt und Gesellschaft begründet.

Indes ist die *Recherche* ohne Gesellschaftsbegriff, so in der Art: lieber gar keinen Gesellschaftsbegriff als einen nach dem naturwissenschaftlichen Theoriemodell. Sie ist auf über dreitausend langen Seiten von der einen Frage getrieben. Was ist Glück und wie kommt es zustande? Das sei gesellschaftsblinder Subjektivismus pur, wird gesagt. Doch worum geht es tatsächlich? Proust kritisiert einen Gesellschaftsbegriff, der sich körperlich begreift, also unzureichend ist, mit den Mitteln eines Gesellschaftsbegriffs, der seinerseits dem Körperlichen, der Struktur nicht entrinnt, weil er die definitiv-abstrakte Ebene nicht berührt, bzw. sich von dieser nicht berühren lässt, und steht dann am Ende in der Tat ohne jeden Gesellschaftsbegriff da, weil er nur Gegenstände behandeln würde, die „*dem Bereich der Gefühle*“ entstammen (PRM-SZ7, S. 288). Wesentlich ist, dass eine solche Kritik die *Recherche* gar nicht berührt, nicht berühren kann, weil sie selbst einem unzureichenden, weil körperlich zu begreifenden Gesellschaftsbegriff verhaftet ist. Nach unserem Verständnis ist sie ohne zureichenden Gesellschaftsbegriff, wenn dieser von definitiv-normativen Sätzen nicht angekränkelt werden kann: wenn die abstrakt-definitive Ebene der Verständigung außen vor bleibt, auf die wir uns alle unmittelbar einklagbar berufen können müssen (vgl. 1.3: *Die drei strukturellen Ebenen sozialen Wandels*).

Dass Proust den traditionellen Gesellschaftsbegriff auf mehreren tausend Seiten aus der körperlich-strukturalen Froschperspektive, also aus dem Bereich der Gefühle heraus, kritisiert, macht seine Kritik unabhängig davon, ob es am Ende überhaupt einen zureichend formulierten Gesellschaftsbegriff gibt, nicht weniger überzeugend, auch wenn er am Ende ohne jeden Gesellschaftsbegriff dasteht. Man könnte sich fragen: wozu überhaupt einen Gesellschaftsbegriff, wenn er nicht überzeugt. Also rückt die *Recherche* ganz radikal das Subjekt und seine Gefühle

einmal mehr ins Zentrum des Interesses, unter dem Wutgeschrei aller linken Berufsrevolutionäre, unbenommen davon, dass die profane außersubjektive Realität, in die das Subjekt notwendig involviert ist, stets primär bleibt: in den alltäglichen außersubjektiven Gegenständen sind die Gefühle, die sich aus den Erlebnisschichten des Vergangenen speisen, aufbewahrt. Dabei will Proust aus der Froschperspektive des naiven Forschers alles ganz genau wissen, so wie man das von Computer-Freaks kennt, wenn sie ihren Computer auseinander nehmen, um sein digitales Innenleben zu entschlüsseln, ohne zu wissen, wohin das führen soll. Ganz und gar Bastler, verliert Proust sich aber nie im Innenleben des Subjekts. Stets bleiben soziale Strukturen präsent und primär, und zwar vor dem nur scheinbar alles versubjektivierenden Hintergrund eines letztendlichen Lebenssinns: letztendlicher Glücksmomente, die der Ich-Erzähler in und nur bei sich findet, zu begreifen und festzuhalten sucht, in denen der Mensch (*isoliert von der äußeren Welt, oder in vollständiger Symbiose mit ihr, was auf das gleiche hinausläuft*) ganz und gar er selbst ist. Für den zentralen Lebenssinn des Subjekts, sein Innenleben, den Proust im letzten Band, in der “Wiedergefundenen Zeit” (PRM-SZ7), auf den Begriff bringt, bleibt aber die soziale Analyse der *außersubjektiven* Welt entscheidend. Sie zielt nicht auf irgendein Glück, vielmehr auf einen Sollzustand, auf eine Idealität, die sich unentwegt an der Wirklichkeit bricht, in der freilich das *innersubjektive* Ressentiment reflexiv kontrolliert ist, zuweilen ohne Erfolg dann, wenn sich das imaginativ vor sich hin monologisierende Subjekt auf soziale Analyse gegen die eigene Bestandsregung nicht einlässt, Kommunikation nachhaltig verweigert aus den unterschiedlichsten Gründen, umso nachhaltiger, wenn das Subjekt nicht einmal das Ressentiment verspürt, dann, wenn es *mit guten Gründen* meint, sein Gegenüber bestrafen zu müssen (vgl. E5), so wenn in der *Recherche* Swann von der vornehmen Gesellschaft gemieden wird, nachdem er seine Nutte geheiratet hat. Oder man verweigert Kommunikation, weil man in der Sache voran kommen will, weil sie angeblich zu nichts führen würde: nicht auf Personen verweist, wie sie sind, sondern wie wir uns vorstellen, wie sie zu sein haben. Da weiß die *Recherche* sehr gut, wovon sie spricht: unsere Person ist eine geistige Schöpfung der anderen, nichts weiter. Nach ihr richtet sich die Kommunikation und nimmt dabei in der Wahrnehmung einzelner Kommunikationsteilnehmer nicht selten groteske Züge an, wie die *Recherche* gleich zu Beginn einräumt, denn “*zweifellos war der Swann, den zur selben Zeit so viele Mitglieder der vornehmsten Pariser Clubs kannten, ein ganz anderer als der, den meine Großtante sich schuf.*” (PRM-SZ1, S. 29) Und eine Seite weiter heißt es: “*Zweifellos hatten meine Verwandten in dem Swann, den sie sich selbst zurecht gemacht hatten, aus Unwissenheit eine Fülle von Besonderhei-*

ten (...) ausgelassen.“ Swann selbst leistete dieser Unkenntnis um seine Person Vorschub und zwar wegen einer “Zurückhaltung und dem Takt, die in seinem Charakter lagen, aber auch daher, dass sich die bürgerlichen Kreise jener Zeit die ‘Gesellschaft’ wie bei den Hindus vorstellten, nämlich glaubten, sie setze sich aus geschlossenen Kasten zusammen.” (PRM-SZ1, S. 25f)

Swann war nicht daran gelegen, zwanglose Unterhaltungen zu verkomplizieren, bzw. seine Gesprächspartner in Verlegenheit zu bringen, indem er ihnen Seiten seines Charakters aufschlug, von denen sie sich vielleicht eine Vorstellung machen konnten, aber nicht wollten. In der Tat sind die Instinkte der Figuren der *Recherche* zu gut entwickelt, als dass das Ressentiment nicht immerzu lauern würde, wobei die Figuren es selbst domestizieren, sobald sie es in sich heraufziehen fühlen. Es verliert ferner seine zerstörerische Kraft, weil der Autor es mit sprachlichen Mitteln zwanglos als “normalen” sozialen Sachverhalt inszeniert, ohne die betroffenen Figuren zu denunzieren. Wie ein Mensch, den man immer nur stottern sieht, urplötzlich zu einem flüssig dahingesprochenen Satz fähig ist, ohne zu wissen, wie ihm geschieht, so ist das Resentiment unaufgeregt präsent, ohne zu belasten, ohne dass Druck auf die Figuren übermäßig ausgeübt wird, der sich sozialunverträglich auf den Leser übertragen würde, wie zum Beispiel bei den Romanfiguren von Thomas Mann. Das Ergebnis ist keineswegs ein selbstzufriedener Leser ohne kritischen Blick auf soziale Verhältnisse, im Gegenteil, der Leser fühlt sich zur Kritik vom Autor nicht genötigt, dazu auf herablassende Weise, wie bei Thomas Mann, der seine Figuren anders aufbaut, herablassend auf sie blickt, ohne sich ihnen, bzw. mit ihnen allzu sehr verbunden zu fühlen. In Thomas Manns Romanen werden die Figuren bestraft, derweil Proust seine Familienfiguren sympathischzeichnet; seine Erzählweise und Sprache richten sich nicht als Waffe gegen die Figuren und schon gar nicht gegen den Leser, was Thomas Mann wiederum als den großen Familienorganisator dastehen lässt, erfolgreich, der er immer sein wollte, erfolgreicher als sein Bruder Heinrich Mann, erfolgreicher als sein Vater, den er, frei nach Ödipus, übertreffen wollte. Folgerichtig erwartet Thomas Mann von seiner Umgebung Huldigung und reagiert, wie Klaus Harpprecht in seiner umfangreichen Mann-Biografie sehr schön herausarbeitet, schon mal ungemütlich, wenn ihm diese verweigert wird, wie geschehen nach dem Zweiten Weltkrieg durch den westdeutschen Bürger. Über den zieht er denn auch her und lobt dabei den viel braveren Bürger der sich damals gerade herausbildenden DDR:

“Sie sprechen viel von politischen Freiheiten und staatsbürgerlichen Rechten, die in den Westzonen Deutschlands dem Volke gewährt sind – und scheinen dabei zu vergessen, was Sie vorher über den Gebrauch gesagt haben (...) Es ist ein unverschäm-

ter Gebrauch.” Der autoritäre Volksstaat bringe, so Mann weiter, die Wohltat “mit sich, dass Dummheit und Frechheit, endlich einmal, darin das Maul zu halten haben. In der Ostzone habe ich keine schmutzigen Schmähbriefe (...) zu sehen bekommen, wie sie im Westen vorkamen.” Das habe er einer Volkserziehung zu verdanken, die, so Thomas Mann weiter, “eingreifender als im Westen, Sorge trägt für den Respekt vor einer geistigen Existenz wie der meinen.” (HAK-TMB, S. 1769f)

In der *Recherche* fühlen sich die Figuren von ihrem Autor geliebt noch dort, wo sie unbarmherzig kritisiert werden, auf dass der Leser zu sich selbst finde, weil er sich einbezogen, ernst genommen fühlt, durch die eine oder anderen Figur hindurch, die er dem eigenen Leben nur scheinbar problemlos assimiliert, um nicht zu sagen: er steht nicht über oder unter ihnen, sondern mittendrin. Wo gibt es bei Thomas Mann eine Figur, auf die der Leser – im heimlichen Einklang mit dem Autor – nicht mit Verachtung herabzublicken sich genötigt fühlen würde? Genötigt durch Sprache. Natürlich, Thomas Mann verehrt seinen Vater; er setzt ihm ein Denkmal in den *Buddenbrooks*, aber nur weil er seinen Freud beherrscht: seinen Vater besiegt hat, sich als effizientere, weil erfolgreicher Führungs Persönlichkeit fühlen darf: die Welt verehrt ihn, sie schätzt ihn; sie hört auf ihn, leider nur nie genug, nur wie ein Kind auf seinen Vater hört, weil es Schläge fürchtet. Eine unheilige Allianz tut sich da auf zwischen Thomas Mann und seinen Lesern. Die Nazis wussten wahrscheinlich, warum sie ihn nicht verbieten mussten.

Ganz anders Proust: er parodiert den grobschlächtigen Snobismus der sogenannten niederen Existenz des Bürgers völlig unaufgeregt, dazu nicht weniger geistreich und sprachlich gewandt als Thomas Mann, und spielt ihn aus gegen einen Snobismus einer zugrunde gehenden adeligen Welt, die sich feingeistig wähnt, wie um beide Welten in einer Welt ohne Snobismus, sozusagen in neuer Legierung, zu vermischen. Im Leser selbst entsteht etwas Neues, das vielleicht trägt und sich weiter tragen lässt, um die ganz alltägliche soziale Welt etwas anders, vielleicht menschlicher zu befärben. Die *Recherche* simuliert gleichsam die Produktion sozialer Strukturen im Leser, das Innenleben politisierend, ein politisierender Blick insofern, als er das Innen-Außen-Verhältnis von innen her belebt, aus und durch die Wahrnehmung und Beschreibung äußerer sozialer Strukturen. Das mit der Belebung würde, weil die äußereren sozialen Strukturen immer primär sind und bleiben, ohne soziales Engagement im Hier und Jetzt gar nicht funktionieren. Nur dass damals wie heute die politischen Verhältnisse wirkliches Engagement nicht zuließen, nämlich eines, welches das Subjekt nicht auf einen Sockel stellt, um es als sozialen Sachverhalt der Analyse zu entziehen, sondern ernst nimmt. Demgegenüber blieb dem Autor das soziale Engagement ver-

sagt; immer mehr vergrub er sich in sein dunkles Loch. Weil ihm die Welt nicht danach war? Es blieb die Bewegung nach Innen. Dabei versagte er sich jedes Ressentiment durch die Sprache hindurch. Sie war sein Zuhause wie die Gefühlswelt im Locked-in-Syndrom. Er verzehrte sich in ihm: in der imaginativen Gefängenschaft, als wolle er mit aller Macht zum Ausdruck bringen, dass er es gut meint mit seinen Figuren und mit den Lesern, die zu seiner Zeit mit Hochgefühlen in den Ersten Weltkrieg zogen und die er zum Ende hin buchstäblich nicht mehr ertrug, eine Art Selbstopfer, als wolle er Zeugnis ablegen, durch sein Leben hindurch beweisen, dass er es gut meint: meint, was er sagt und sagt, was er meint, als wolle er wider den Geist seines Werkes beim Wort genommen werden.

Eine dumme Vorstellung. Tatsächlich plädiert die *Recherche* durch ihre Sprache für mehr Teilhabe durch Kommunikation, freilich aus sehr großer Entfernung, als ginge ihren Autor das alles gar nichts an, als wäre er selbst ohne jedes irdische Bedürfnis, fast möchte man sagen: über- oder außerirdisch, ohne Fleisch und Blut, ausgestattet mit einer Sprache, streng domestiziert, um das Objekt der Begierde, den Leser, das unbekannte Wesen, nicht zu verschrecken, zur Kritik und Selbstkritik zu verführen. Vergeblich. Leider bringt Opfermentalität bis hin zur völligen Selbstverleugnung das Gemüt nur zum Erklingen. Doch das reicht nicht. Wir wollen nicht den Anschein erwecken, als hätten wir ein gelassenes Verhältnis zu den uns umgebenden sozialen Strukturen wie das Michael Theunissen mithilfe von Gott für unabdingbar hält. (Vgl. D7) Sie lassen sich durch Gelassenheit nicht ankränkeln. Und wir wollen auch nicht so tun, vielleicht auch gegen die Intension ihres Autors, als seien die Familiengeschichten der *Recherche* ausschließlich Sache künstlerischer Betrachtung. Wir geben zu erkennen, dass wir etwas von den Menschen (politisch) wollen, dass uns die Politik zur Verzweiflung treibt, denn sie berührt uns immer unerträglicher bis in unser Intimleben hinein. Dafür nehmen wir einen zuweilen schrillen und aufgeregten Ton nicht nur in Kauf; wir können's auch nicht besser; also versuchen wir es gar nicht erst. Trotzdem verehren wir Proust und das, was er aus seinem viel zu kurzen Leben gemacht hat.

Tatsächlich nehmen wir die *Recherche* an keiner Stelle beim Wort, nicht weil sie sich nirgends festlegt, auch nicht aus einem mangelnden politischen Interesse heraus. Proust hat um die Jahrhundertwende herum sich noch politisch in die Dreyfus-Affäre eingemischt. Nur mochte er nicht unbedingt die Menschen besonders gern, die diese für eigene Machtinteressen instrumentalisierten wie unsere Linken heute. Anders als Habermas braucht Proust die eindeutig entschlüsselbare Bedeutung des gesprochenen Wortes nicht (vgl. E1; WIF-GKO, Kapitel 3.2.1;

HAJ-TK1, S. 448ff), nicht weil er Künstler ist und Habermas Sozialwissenschaftler, sondern weil er ein Interesse an den Neuerungen hat, die Kommunikation mit sich bringt; er interessiert sich nicht in erster Linie für die “gerade Linie”, den kürzesten Weg zwischen Signifikant und Signifikat, sondern ist dem Leben in all seinen Umwegen und Verästelungen auf der Spur, die der Sozius tatsächlich in seiner sozialen Praxis geht, während er bei (klarem) Bewusstsein es vorzöge, gradlinig zu rationalisieren. Die Kunst fühlt sich weniger für Gradlinigkeiten zuständig, was das Interesse für die gerade Linie einschließt, von der wir in unseren Konstrukten ausgehen, ausgehen müssen, wohl wissend, dass sich das mit der wirklichen Welt nicht verträgt. Diese grundsätzliche Differenz zwischen *Signifikant* und *Signifikat* ist einem völlig verschulten sozialwissenschaftlichen Diskurs vollkommen fremd. Proust zieht es vor, merkwürdige Verästelungen *nicht* durch die gerade Linie irgendeines Rationalisierungsgewäschs zu ersetzen – im Sinne einer in Sprache zu bannenden Vorstellung, einer zu einfachen Konstruktion, die Sozialkonstrukteure sich von der sozialen Praxis machen (aus Kostengründen, weil der soziale Arbeitsplatz der Haushaltsskasse immer zu teuer ist). Sie erkennen zwanghaft und kopflastig, dass Verstandesmodell (Theorie, Vorstellung) und Wirklichkeit grundsätzlich nicht übereinstimmen, dass das vereinfachende Modell (das ist das, was wir für alle wollen müssen: körperliche Unversehrtheit) sich an der Realität (wie sie ist) bricht, brechen muss, ungeachtet dessen, dass wir immerzu mit einfachen Konstruktionen arbeiten, analog dazu unmittelbar einklagbare Rechtsmaxime ernst nehmen müssen, einfache Sätze, Rechtsmaxime, die darüber Auskunft geben, wie die Welt sein soll, die wir politisch durchsetzen wollen – auch für den Straftäter. Es würde uns überfordern, alle Verästelungen, die das wirkliche Leben schreibt, unentwegt hin und zurück verfolgen, immer in uns präsent haben zu wollen. Natürlich müssen wir immerzu mit ihnen rechnen, freilich – unserem kommunikativen Ansatz zufolge – im Lichte dessen, was wir politisch unmittelbar einklagbar für alle wollen. *Alles andere ließe auf einen Rationalisierungsmahn hinaus, der vom Modell der geraden Linie besessen ist, auf einen sozialen Kontext kommunikativer Verweigerung, in dem Teilhabe nicht möglich ist.*

Von sich auf andere schließen, eine normale Fähigkeit, wird in dem Moment zur krankhaften Projektion, wenn es in der Vorstellung keine ungeraden Linien vorwärts und rückwärts geben darf, solche, die anzeigen, wie etwas tatsächlich geschieht oder geschehen ist, auf welche Weise ein Bedürfnis, zum Beispiel die Liebe zu ihrer Befriedigung gelangt ist. Ebenso wenig wie der Weg hin zu ihr schreitet das *Vergessen* einer Liebe auf gerader Linie voran. (PRM-SZ6, S. 199) Die Befriedigung nimmt in der unmittelbaren Praxis, ob in Gestalt einer wirklich-

keitsrekonstruierenden Phantasie oder unmittelbar gelebter Praxis, will sie auf Glück stoßen, nie den geraden Weg, wie ihn das soziale Modell im Nachhinein suggeriert, bzw. rekonstruktiv vorsieht; wobei die Abneigung, Wege mit all ihren Verästelungen zurück zu verfolgen und dabei zum Gegenstand eines tatsächlichen sozialen Sachverhaltes zu machen (in Philosophie zu überführen), ein Übriges tut und gut zu einem von Rationalisierung besessenen und von Verklemmungen heimgesuchten Geist passt, dem fast alle Menschen huldigen, um ihre Alltagspraxis nicht allzu offen – mit all ihren krummen Wegen – zu reflektieren. Es ist immer peinlich, wenn zu viele Details ans Licht kommen. Nicht selten entstehen durch Details Unpersonen. Menschen werden zu Unpersonen gemacht; sie sind aber Teil der sozialen Welt und gehören nach unserem Dafürhalten nicht verdrängt, sondern dokumentiert.

Schlamm ist nicht die Verdrängung: die gerade Linie, das schlichte, wirklichkeitsreduzierende Modell; schlamm ist nur, so zu tun, als gäbe es die krumme Linie nicht, als dürfe es sie nicht geben, zum Beispiel im Interesse einer roten Zukunftsverheißung, in der der einzelne (mit seinen Stimmungen, Gefühlsäußerungen, Spannungen) im Hier und Jetzt keine Rolle spielt, auf dass die Verheißung lebe, irgendwann. Eine solche Solidarität wollen wir nicht. Und dann stellen wir in Diskussionen, ausgerechnet unter linken Experten, die sich für die gerade Linie zuständig fühlen, immer wieder fest, dass ausgerechnet diejenigen, die mit ihren geraden Linien im Gepäck den Kapitalismus überwinden wollen, nicht wissen, was Kapitalismus ist. Plötzlich funktionieren ihre geraden Linien nicht mehr, sie verlieren sich allesamt im Kreuz-und-Quer, um nicht zu sagen: im Nirvana einer roten Verheißung. Wenn man sie braucht, sind gerade Linien plötzlich nicht mehr gefragt. Vielleicht dass sich der Linke, wenn er nur ein wenig mitspielen darf, im Kreuz-und-Quer des herrschenden Wirtschaftssystems zu wohl fühlt?

Literatur:

- ADT-DDA: Theodor W. Adorno, Max Horkheimer, *Dialektik der Aufklärung*, Frankf./M. 1971, erstmals erschienen New York 1944
- AGM-WKR: Michel Aglietta, *Ist der Weltkapitalismus regulierbar?*, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 11/2002
- BHJ-FZS: Jagdish Bhagwati, *Es gibt an den Finanzmärkten zerstörerische Schöpfungen*, Interview mit dem Ökonomen Jagdish Bhagwati über die internationale Wirtschaftskrise und die Zukunft der Globalisierung, SZ vom 11.11. 2008
- DEW-SLH: Wolfgang Detel, *System und Lebenswelt bei Habermas*, in: MUS-DIV
- FLH-WKK: Heiner Flassbeck, *Wann kommt die Kavallerie? Zeit für ein großes Konjunkturprogramm*, FTD vom 05.12.2008
- GRN-MYT: Nicole Graaf, *Mythos Tibet*, Tagesspiegel v. 21.07.2007
- HAJ-PDM: Jürgen Habermas, *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankf./M. 1988, 1. Auflage 1983
- HAJ-TK1: Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns, Bd.1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*, Frankfurt/Main 1995, 1. Auflage 1981
- HAJ-TK2: Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns, Bd.2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*, Frankfurt/Main 1995, 1. Auflage 1981
- HAK-TMB: Klaus Harpprecht, *Thomas Mann. Eine Biographie*, Hamburg 1995
- KEH-UEE: Heiner Keupp, *Unternehmen Universität. Vom Elfenbeinturm zum Eventmarketing*, Blätter für deutsche und internationale Politik 10/2007
- KIS-KZT: Søren Kierkegaard, *Die Krankheit zum Tode*, Stuttgart 1997, erstmals erschienen Kopenhagen 1849
- KLN-DMI: Nadja Klinger, *Deutschlands Mittelschicht. In der Mitte wird es eng*, Tagesspiegel vom 20.04.2008
- MAK-W23: Karl Marx, *Das Kapital. Der Produktionsprozess des Kapitals*, Dietzverlag Berlin 1973, erstmals erschienen 1864
- MAK-W24: Karl Marx, *Das Kapital. Der Zirkulationsprozess des Kapitals*, Dietzverlag Berlin 1973, erstmals erschienen und herausgegeben von Friedrich Engels 1885
- MAK-W25: Karl Marx, *Das Kapital. Der Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion*, Dietzverlag Berlin 1973, erstmals erschienen und herausgegeben von Friedrich Engels 1894
- MUS-DIV: Stefan Müller-Doohm (Hg.), *Das Interesse der Vernunft. Rückblicke auf das Werk von Jürgen Habermas seit Erkenntnis und Interesse*, Frankf./M. 2000
- NIF-GMO: Friedrich Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral*, in: Friedrich Nietzsche, *Werke in drei Bänden*, hg. von Karl Schlechta, Stuttgart Zürich Salzburg 1958
- PRM-SVZ: Marcel Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, Roman in sieben Teilen, Frankf./M. 1964
- PRM-SZ1: Marcel Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit: In Swanns Welt*
- PRM-SZ6: Marcel Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit: Die Entflohene*
- PRM-SZ7: Marcel Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit: Die wiedergefundene Zeit*

SCU-SAA: Ulrich Schäfer, *Sorglos am Abgrund. (Wiederholt sich 1929? Der Welt droht eine ähnliche dramatische Krise wie vor acht Jahrzehnten. Deshalb muss die Politik jetzt entschlossen gegensteuern)*, SZ vom 11.11.2008

WEG-BGE: Götz Werner, *Einkommen für alle*, Köln 2007

Quellen im Internet auf:

<http://www.film-und-politik.de/html/Literatur.html>

BER-SLS: Reinhold Beckmann, *Loki Schmidt und Siegfried Lenz bei Reinhold Beckmann*, ARD-Sendung vom 02.06.2008

BWB-ABS: Der BWL-Bote (kostenlose Newsletter), *Was sind eigentlich ABS-Transaktionen (Asset Backed Securities)?*

CAM-TIB: Marco Carini, *Proteststurm gegen Hamburgs Linke*, TAZ-Artikel vom 04.04.2008 anlässlich einer Rede von Christiane Schneider zur Tibet-Problematik vor der Hamburger Bürgerschaft

ERK-RIE: Klaus Ernst und Michael Schlecht, *Riester-Rente adé. Rezept für sichere Arbeitsplätze: starke Gewerkschaften, die Reallohnsenkungen verhindern und linke Politik, die alle Rentenkürzungen zurücknimmt*, Junge Welt vom 17.04.2008

JAE-DBO: Eric Janszen, *Die Bubble-Ökonomie. Wie man die Märkte für den großen Crash von morgen präpariert*, Blätter für deutsche und internationale Politik 5/2008, First published in Harper's Magazine 2/2008 (English version)

JAM-RTH: Martin Jakob, *Die Regulationstheorie. Eine Einführung*, auch ausführlicher als Taschenbuch im Verlag Arbeitsgruppe Marxismus: *Kapitalistische Entwicklung und Krisen. Eine marxistische Kritik der Regulationstheorie*.

KRK-FRM: Karen Krüger, *Fernsehkritik – Frauen bei Maischberger*, aus FAZ.NET vom 02.04.2008

LAO-RCB: Oskar Lafontaine, *Wie haben noch schwere Aufgaben vor uns*, Rede auf dem Parteitag vom 24./25.Mai 2008 in Cottbus

MAS-FWW: Menschen bei Maischberger, *Sind Frauen weniger wert?*, ARD-Sendung vom 01.04.2008

MEG-GUG: Friedrich Merz, Heiner Geisler, Streitgespräch zum Thema *Globalisierung und Gerechtigkeit*, ausgestrahlt am 13.07.2008 vom Sender Phönix

RIW-EEJ: Wolfgang Richter, Irina Vellay (Hg.), *Von den Ein-Euro-Jobs zum Dritten Arbeitsmarkt. Die Dienstpflicht zu gemeinnütziger Arbeit als Allheilmittel für den Arbeitsmarkt und für die fiskalische Krise der Kommunen?*, Dortmund 2008

ROE-NLA: Eva Roth, *Niedriglohn-Alarm in Deutschland*, FR-Online vom 18.04.2008

RON-FIN: Nouriel Roubini, *US-Finanzkrise: Die Regierung soll die Hypotheken kaufen. Über das wahre Ausmaß der Finanzkrise, die nächsten Brandherde und seine Lösung*, Interview der SZ vom 15.04.2008

ROH-USS: Hans Otto Rößer, *Arbeit und Soziales: Die neue Unterschicht in der Soziologie deutscher Professoren (Krieg dem Pöbel)*, Köln 2008

SCH-KKR: Herbert Schui, *Verluste zu übernehmen, ist nicht Aufgabe des Staates*, FR-Online vom 06.04.2008

TIC-KRS: Claus Tigges, *Amerikanischer Konsum. Kreditkartenschulden auf Rekordniveau*, FAZ.NET vom 23.04.2008

TRA-IFK: Axel Troost, *Die Internationale Finanzmarktkrise. Was ist zu tun?*, Foli-

- envortrag Herbst 2008
- WAF-DAD: Franz Walter, *Staatsverdruss – Diebstahl an Demokratie*, Spiegel Online vom 03.11.2006
- WAS-LPT: Sahra Wagenknecht, *Rede auf dem Leipziger Parteitag der Partei "Die Linke"* vom 24.05.2008
- WEG-BGK: Götz W. Werner, *Bedingungsloses Grundeinkommen und Konsumsteuer*, Karlsruhe 2007
- WIA-GEM: Anne Will, *Gestern Mittelschicht, heute Hartz-IV – die große Angst vor dem Abstieg*, ARD-Talksendung vom 16.03.2008
- WIF-GKO: Franz Witsch, Peter Kubbeit, *Unser WASH-Gesellschaftskonzept*
- WIK-ZGE: Wikipedia-Enzyklopädie, *Was ist eine Zweckgesellschaft?*
- WOL-OAP: *Obamas aggressiver Plan zur Wirtschaftsrettung*, Welt Online vom 24. 11.2008
- WOL-OBN: *Obama nimmt keine Rücksicht auf Staatshaushalt*, Welt Online vom 17.11.2008
- WOL-FNB: *Finanzkrise: US-Notenbank plant neues 800-Mrd-Paket*, Welt Online vom 25.11.2008

Sonstige Quellen:

Filmbesprechungen von F. Witsch

- | | |
|-------------------------------------|------------------|
| E1: Mr. Brooks. Der Mörder in dir | Regie |
| E2: Ein fliehendes Pferd | Bruce A. Evans |
| E4: Geheime Staatsaffären | Rainer Kaufmann |
| E5: Gabrielle – Liebe meines Lebens | Claude Chabrol |
| E6: Lemming | Patrice Chéreau |
| E7: Ein Lied für Argyris | Dominik Moll |
| E8: Hostel 2 | Stefan Haupt |
| E9: Thomas Harlan – Wandersplitter | Eli Roth |
| | Christoph Hübner |

Filme

- | | |
|---------------------------------|----------------------|
| 42Plus | Sabine Derflinger |
| Die Klasse | Laurent Cantet |
| No Country for Old Men | Joel und Ethan Coen |
| Schmetterling und Taucherglocke | Julian Schnabel |
| Strajk | Volker Schlöndorff |
| There will be Blood | Paul Thomas Anderson |
| Ulzahn | Volker Schlöndorff |
| Wundkanal | Thomas Harlan |

Namensregister:

- Ackermann, J. 120, 204
Adenauer, K. 72
Adorno, T.W. 134
Aglietta, M. 95
Anderson, P.T. 194
Arendt H. 193
Bebel A. 182
Beck, K. 58f, 118, 148f, 150f
Beckmann, R. 101, 149f
Bégaudeau, F. 19
Bennet, D. 74
Berben, I. 196, 200
Bernstein, E. 32
Bischoff, J. 22ff, 54, 60
Blüm, N. 71f, 125
Böhrnsen, J. 27
Bohley, B. 186
Brandt, W. 73, 126f, 148
Buffett, W. 103
Bush, G.W. 65, 86f, 136
Cantet, L. 19
Chéreau, P. 21, 179
Clement, W. 67, 71f, 134, 148, 182
Coen, J. und E. 194
Day-Lewis, D. 194
Derflinger, S. 150f, 163
Derrida, J. 13, 49ff, 165
Don Quichotte 64
Dreier, H. 27ff
Dreyfus, A. 192, 215
Engels, F. 7ff
Ernst, K. 80
Fedder, J. 150
Fest, J. 203
Feuerbach, L. 24, 48
Fischer, J. 65
Freud, S. 10, 14, 44f, 138, 141, 185ff, 201, 214
Friedman, M. 89
Fritzl, J. 76, 133
Gates, B. 115
Geisler, H. 72, 125
Gysi, G. 22, 123, 195, 200
Habermas, J. 10, 13ff, 18, 21, 37ff, 51ff, 154, 165, 179, 215f
Harlan, T. 194
Harpprecht, K. 213
Hayek, F. A. 89, 145
Hegel, G.W.F. 190
Heil, H. 42
Herzog, R. 58ff, 143, 191, 195, 200
Hiob 36, 147
Hitler, A. 74, 159, 185f
Huppert, I. 140
Hussein, S. 75, 98
Jones, T. L. 194
Joffe, J. 200
Jung, F. J. 98
Kant, I. 14, 20, 40, 79, 133, 148
Kaufmann, R. 154
Kerner, J.B. 150
Keynes, J.M. 87ff, 95f, 111
Kierkegaard, S. 10, 21, 37f, 70, 148, 190
Klar, C. 26ff
Knopp, G. 203
Koch, R. 36, 41ff, 129ff, 151, 174, 193f
Kohl, H. 186
Krüger, V. 151
Lafontaine, O. 11, 17, 22, 72f, 78, 91, 96f, 107, 115, 118, 123f, 149, 174, 181, 195f, 200, 204f
Lenin, W.I. 9, 22, 182, 206
Lenz, S. 149ff
Luxemburg, R. 182
Maischberger, S. 126
Mann, T. 74, 213f
Mann, H. 213
Marx, K. 7ff, 19ff, 24, 31, 39, 80, 83f, 89ff, 96, 100, 105, 110ff, 135, 144f, 150, 164f, 174, 182, 190, 203, 206
Merkel, A. 9, 102, 106, 118
Merz, F. 19f, 101, 178
Michelsen, C. 151
Modrow, H. 205
Naumann, M. 61
Müntefering, F. 148f, 151
Nietzsche, F. 17f, 78, 146
Noske, G. 43

- Noethen, U. 154
Obama, B. 122f, 135ff, 173
Ödipus 45, 138, 147, 183ff, 194, 206, 213
Oettinger, G. 68, 129, 131, 200
Piaget, J. 10
Prantl, H. 28
Proust, M. 10, 12f, 16ff, 18ff, 44ff, 55ff, 65, 73, 76ff, 131, 138, 192ff
Reich-Ranicki, M. 203
Richling, M. 127
Riemann, K. 154
Rürup, B. 142ff, 178, 180
Rüttgers, J. 68
Say, J. B. 83
Schäuble, W. 28, 41, 65, 153, 174, 200
Schlöndorff, V. 74ff
Schmidt, H. 48, 148ff, 159
Schmidt, L. 48, 149ff
Schmidt, U. 60, 120
Schmitt, C. 191
Schnabel, J. 156ff
Schneider, C. 61
Schopenhauer, A. 78
Schröder, G. 39, 48ff, 72f, 102, 149
Schui, H. 118ff
Schwarzer, A. 81, 152
Sinn, H.-W. 172f
Sodann, P. 120
Sombart, N. 153
Stalin, J. 22, 182, 206
Steinmeier, F. 98
Struck, P. 27
Thalbach, K. 74f
Theunissen, M. 215
Trotzki, L. 182
Wagenknecht, S. 11, 109, 205
Walter, F. 150
Weber, M. 70
Wehner, H. 148
Werner, G. 122f, 144ff, 169
Westerwelle, G. 118
Wickert, U. 39, 209
Wiefelspütz, D. 27
Will, A. 64, 67f
Winkler, G. 58f
Ypsilanti, A. 71, 126f
Zypries, B. 27